

Stadtgeschichte

Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins
Jahrbuch 2008



Im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins herausgegeben
von Markus Cottin, Detlef Döring und Cathrin Friedrich

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Impressum:

Herausgeber: Markus Cottin, Detlef Döring und Cathrin Friedrich
im Auftrag des Leipziger Geschichtsvereins e. V.

Anschrift der Redaktion:

Leipziger Geschichtsverein e. V., Redaktion Stadtgeschichte, Markt 1, 04109 Leipzig,

Fax: 0 12 12/5 32 50 40 19, e-mail: vorstand@leipziger-geschichtsverein.de

Beitragsmanuskripte, Leserzuschriften und Rezensionsexemplare senden Sie bitte an die Redaktion, für unverlangt eingesandte Manuskripte kann jedoch keine Haftung übernommen werden. Für den Inhalt der Beiträge sind die Autoren verantwortlich.

Die Stadtgeschichte erscheint jährlich. Einzelpreis: 15 €, Abonnementpreis incl. Versandkosten 13 € (für Mitglieder des Vereins frei).

ISSN 1437-8604

ISBN 978-3-86729-040-1

Alle Rechte vorbehalten

© Sax-Verlag, Beucha 2009

Layout, Umschlaggestaltung: Druck- & Verlagsservice Birgit Röhling, Markkleeberg

Herstellung: PögeDruck, Leipzig-Mölkau

Printed in Germany

www.sax-verlag.de

Inhalt

Editorial	7
Tagungsberichte	
Der nationalsozialistische Novemberpogrom 1938 in Leipzig – Geschichte und Erinnerung	8
Tag der Stadtgeschichte 2008	11

BEITRÄGE, BERICHTE UND MISZELLEN

Thomas Weller

Ritual oder politisches Verfahren? Zum Status der Ratswahl im frühneuzeitlichen Leipzig	13
--	----

Theresa Schmotz

Die Taufpatenschaften der Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert	37
---	----

Andrew Talle

»Ein Ort zu studiren, der seines gleichen nicht hat« – Leipzig um 1730 in den Tagebüchern des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer	55
--	----

Thomas Töpfer

Schulwesen, Bildungsnachfrage und konkurrierende Unterrichtsangebote in Leipzig im 18. Jahrhundert	139
---	-----

Dieter Kürschner

Zur Geschichte der Leipziger Garnison und der Kasernen in der Pleiße- stadt	159
--	-----

Birgit Horn-Kolditz

»... sich keineswegs in den Gränzen einer bloß berathenden Behörde bewegen ...«. Der Wirkungskreis der provisorischen Commun-Repräsentanten Leipzigs 1830/31	185
---	-----

Bernadett Bigalke / Katharina Neef

Mitleiden oder Energie sparen?

Buddhismus und Monismus in Leipzig um 1900

205

REZENSIONEN

Thomas Seidler, Michael Schwibbe, Thomas Mayer, Armin Kühne und

Andreas Stephainski (Hg.):

Zeitreise. 1200 Jahre Leben in Leipzig

(Detlef Döring)

237

Karlheinz Blaschke, Uwe John, Reiner Groß und Holger Starke (Hg.):

Geschichte der Stadt Dresden

Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges

Bd. 2: Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Reichsgründung

Bd. 3: Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart

(Henning Steinführer)

240

Volker Rodekamp (Hg.):

Leipzig original. Stadtgeschichte vom Mittelalter bis zur Völkerschlacht.

Katalog zur Dauerausstellung des Stadtgeschichtlichen Museums

Leipzig im Alten Rathaus, Teil I.

(Manfred Unger)

243

Katrin Löffler und Nadine Sobirai (Hg.):

Johann Christian Müller: Meines Lebens Vorfälle und Lebensumstände.

Teil 1: Kindheit und Studienjahre (1720–1746)

(Theresa Schmotz)

249

Martin Mulson:

Freigeister im Gottsched-Kreis. Wolffianismus,

studentische Aktivitäten und Religionskritik in Leipzig 1740–1745

(Johannes Bronisch)

251

Manfred Zittel:

Erste Lieb' und Freundschaft. Goethes Leipziger Jahre

(Detlef Döring)

254

Alexander Schunka:

Gäste, die bleiben. Zuwanderer in Kursachsen und der Oberlausitz
im 17. und frühen 18. Jahrhundert
(Sebastian Richter)

257

Ralf Zerback:

Robert Blum. Eine Biografie

Peter Reichel:

Robert Blum. Ein deutscher Revolutionär 1807–1848
(Siegfried Hoyer)

259

Erhard Hexelschneider:

Rosa Luxemburg und Leipzig.
(Manfred Unger)

261

Volker Hölzer:

»... Georg ist unschuldig ...«. Der Haftbriefwechsel
von Rosemarie und Dr. Georg Sacke 1934/1935
(Manfred Unger)

264

Thomas Widera:

Dresden 1945–1948.

Politik und Gesellschaft unter sowjetischer Besatzungsherrschaft
(Andreas Thüsing)

266

Mark Lehmstedt (Hg.):

Der Fall Hans Mayer. Dokumente 1956–1963
(Cathrin Friedrich)

268

Abbildungsverzeichnis

271

Autorenverzeichnis

272



Editorial

Liebe Mitglieder des Leipziger Geschichtsvereins, liebe Leserinnen und Leser,

das Konzept des Jahrbuchs »Stadtgeschichte« bietet Raum für eine methodisch und inhaltlich weite Vielfalt von Beiträgen, denn der Bereich der Stadtgeschichtsforschung erstreckt sich im Grunde auf fast alle Disziplinen der Historiographie. So behandelt das vorliegende Heft Themen aus den Bereichen Geschichte der kommunalen Selbstverwaltung, der Religions-, Sozial-, Militär- und Bildungsgeschichte.

Die Redaktion der »Stadtgeschichte« betrachtet es als eine ihrer zentralen Aufgaben, aussagekräftige neuentdeckte oder bisher wenig beachtete Quellen vorzustellen bzw. zu publizieren. Deren Erschließung bietet die Möglichkeit, die historische Forschung wirklich substanziell voranzutreiben. Das vorliegende Heft enthält daher als zentralen und darum an dieser Stelle hervorzuhebenden Beitrag einen Quellentext von besonderer inhaltlicher Bedeutung. Die gesammelten, in Danzig befindlichen Aufzeichnungen des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer über seinen dreimaligen Aufenthalt in Leipzig um 1730 bieten ein Bild des intellektuellen Lebens der Stadt, das in seiner Ausführlichkeit und Lebendigkeit von wohl einmaligem Charakter ist. Dazu tritt der Wert dieser Quelle für die Erschließung der Alltagsgeschichte, der sich vorwiegend in den detaillierten Aufstellungen des Autors über die von ihm in Leipzig getätigten Ausgaben für die Bestreitung des alltäglichen Lebensunterhaltes dokumentiert. Der Text stellte allerdings in der außerordentlichen Heterogenität der in ihm angesprochenen und entsprechend zu kommentierenden Sachverhalte an den Editor eine besondere Herausforderung. Herr Andrew Talle, den wir für diese Aufgabe gewinnen konnten, hat diese Probleme mit großem Engagement gelöst. Die Herausgeber möchten ihm dafür besonders danken. Verschiedene Schwierigkeiten der Textüberlieferung, vor allem das Fehlen des Originals der Aufzeichnungen Fischers, bedingten bei einzelnen Stellen, zumeist bei Eigennamen, Unsicherheiten in der Lesung, die trotz der Hilfe herangezogener Sachkenner nicht immer gelöst werden konnten. Wir hoffen, dass dieser bisher unbekannte Quellentext vielen Interessierten einen ungeahnten, sehr anregenden Anknüpfungspunkt für weitere Forschungen über die Frühe Neuzeit bieten wird.

Markus Cottin, Detlef Döring und Cathrin Friedrich

Tagungsberichte

Der nationalsozialistische Novemberpogrom 1938 in Leipzig – Geschichte und Erinnerung

Am 9. November 2008 jährte sich zum 70. Mal der Novemberpogrom, der zu einem Fanal für die Verfolgung, Enteignung und Vertreibung der Juden in Deutschland wurde. Dem Gedenken an dieses dunkle Kapitel deutscher Geschichte war eine vom Leipziger Geschichtsverein e.V. mit freundlicher Unterstützung des Zeitgeschichtlichen Forums am 7. November in dessen Räumen organisierte Tagung gewidmet, die gleichzeitig als Auftaktveranstaltung für den erstmalig veranstalteten Tag der Stadtgeschichte am 8. November diente.

Insgesamt standen acht Vorträge auf dem Tagungsprogramm, das sich in zwei Hauptteile – Pogromverlauf und Folgewirkungen sowie NS-Judenverfolgung im kulturellen Gedächtnis – gliederte. Etwa 50 Teilnehmer waren der Einladung ins Zeitgeschichtliche Forum gefolgt.

Dr. Beate Berger als Vorsitzende des Leipziger Geschichtsvereins erläuterte in ihrem Grußwort das Anliegen des Geschichtsvereins in Verbindung mit dem Tagungsthema sowie im Hinblick auf das bevorstehende Stadtjubiläum im Jahr 2015. Kuf Kaufmann, der als Vorsitzender des Vorstandes der Israelitischen Religionsgemeinde zu Leipzig zugleich die Schirmherrschaft über die Tagung übernommen hatte, erinnerte in bewegenden Worten aus seiner eigenen Familiengeschichte an die Judenverfolgung in Deutschland. Anschließend überbrachte Dr. Volker Rodekamp die Grüße der Stadt Leipzig und betonte die hohe Verantwortung historischer Institutionen wie Museen und Archive beim Wachhalten der Erinnerung auch an die unbequemen Abschnitte unserer Geschichte für jetzige und künftige Generationen. Das Thema dieser Tagung, welcher der Grußredner viel Erfolg und neue Erkenntnisse wünschte, entspreche genau diesem Anliegen.

Prof. Dr. Werner Bramke, dem auch die Tagungsleitung oblag, sprach in seinem Einführungsvortrag über Ursprünge und Ausbreitung des politischen Antisemitismus seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts, ohne die man die Entwicklung der Rassenpolitik und Judenverfolgung in der NS-Zeit nicht nachvollziehen könne. Er betonte, dass Sachsen schon Ende des 19. Jahrhunderts eine Hochburg des Antisemitismus mit etwa 80 judenfeindlichen Organisationen war und hier bereits in der Kaiserzeit ein starkes antisemitisches Wählerpotenzial bestand. An diese weit verbreitete antisemitische Grundstimmung konnten die Nationalsozialisten nach dem Ersten Weltkrieg anknüpfen. Daraus erklärt sich auch, dass Sachsen bei der Verdrängung

der Juden aus dem gesellschaftlichen Leben ab 1934 im Reich führend war. Dennoch haben bis in den Zweiten Weltkrieg hinein neben zahlreichen Privatpersonen auch namhafte Leipziger Industrielle wie Walter Cramer als Vorstandsmitglied der großen Kammgarnspinnerei Stöhr & Co. Juden geholfen bzw. diese weiter beschäftigt.

Vorgeschichte, Verlauf und Folgen des Novemberpogroms 1938 in Leipzig schilderte Dr. Barbara Kowalzik in ihrem Referat sehr detailliert und kenntnisreich. Neben der Zerstörung der beiden größten Leipziger Synagogen und weiterer Bethäuser, Schulen, Vereinsräume und Bibliotheken fielen den Nazis in der Stadt drei Warenhäuser und über 200 Geschäfte jüdischer Bürger zum Opfer. Außerdem verhaftete man bis zum 15. November 1938 insgesamt 550 Leipziger Juden, die größtenteils in die Konzentrationslager Buchenwald oder Sachsenhausen verschleppt wurden.

Den Auswirkungen des Novemberpogroms auf die medizinische Versorgung der jüdischen Bevölkerung in Leipzig widmete sich der folgende Vortrag von Dr. Andrea Lorz. Ausgehend von der auf dem Verordnungsweg verfügten Aberkennung der Approbation jüdischer Ärzte, die ab September 1938 zu »Krankenbehandlern« degradiert und auf jüdische Patienten beschränkt wurden, schilderte sie deren schwierige Lage während und nach dem Novemberpogrom. Zwar war das israelitische Eitingon-Krankenhaus in der Leipziger Waldstraße von den Ausschreitungen nicht unmittelbar betroffen, aber zahlreiche jüdische Ärzte wurden verhaftet und wochenlang in Gefängnissen oder Konzentrationslagern festgehalten. Der bekannte HNO-Arzt Dr. Felix Cohn starb an den Folgen einer ihm während der Pogromnacht von den Nazis zugefügten Schussverletzung im Leipziger Polizeigefängnis.

Anschließend berichtete Dr. Kerstin Plowinski über Aufgaben und Projekte der Ephraim Carlebach-Stiftung Leipzig und vermittelte durch Zitate aus Brief- und Tagebuchaufzeichnungen sowie persönlichen Erinnerungen ehemaliger Leipziger Juden ebenso authentische wie erschütternde Eindrücke von Zeitzeugen des Novemberpogroms von 1938.

Am Nachmittag wurde der Tagungsteil »Erinnerungskultur« mit einer Bildpräsentation zur Ausstellung »Strukturen der Macht. Die Verfolgung Leipziger Juden 1938/39« im Staatsarchiv Leipzig eröffnet. Birgit Richter stellte das Ausstellungskonzept in sieben thematischen Komplexen anhand aussagefähiger Archivalien im Großbild vor. Dabei liegt der Schwerpunkt der Exposition, die bis zum 20. März 2009 im Staatsarchiv gezeigt wird, auf der Darstellung des perfiden Zusammenspiels von unterschiedlichen Behörden und Organisationen wie Gestapo und SS, Staats- und Stadtverwaltung, Gerichten, Finanzbehörden und NSDAP. Allgemeine Gesetze und Verordnungen zur Diskriminierung, Verdrängung und Enteignung der Juden werden durch die Dokumentation von Einzelschicksalen in der Mühle einer unerbittlichen und rassistischen Zielen folgenden Bürokratie ergänzt und erhalten so ein konkretes Gesicht.

Der 9. November 1938 als lokaler Erinnerungsort in den Jahren nach 1945 stand im Mittelpunkt des folgenden Beitrages von Steffen Held. Auf der Grundlage langjähriger Archivrecherchen kam der Referent für diese Zeit zu einem ambivalenten Bild im Umgang mit der jüdischen Geschichte und der Rezeption der sogenannten »Reichskristallnacht« in der DDR-Geschichtsschreibung und Erbpflege. Insbesondere die Frage, ob die Juden als Verfolgte oder lediglich als (passive) Opfer des NS-Regimes angesehen und behandelt wurden, war dann auch Gegenstand einer im Vergleich zur Vormittagsrunde lebhafteren Diskussion mit dem Publikum.

Anschließend stellte Achim Beier vom Archiv Bürgerbewegung Leipzig e.V. anhand zahlreicher Fotos sehr anschaulich das Projekt »Stolpersteine« als eine bundesweit immer weitere Städte umfassende Form der Erinnerungskultur vor. Dabei hob er die weitgehende Unterstützung der Spurensuche nach jüdischen Bürgern und ihren Lebensdaten durch viele Archive, Museen und kommunale Verwaltungen hervor, kritisierte jedoch auch die wiederholten Versuche einer Instrumentalisierung des Projektes »Stolpersteine« durch politische Parteien für ihre Ziele. Auch diese Problematik bot Anlass für eine angeregte Diskussion.

Im letzten Tagungsbeitrag ging Dr. Gunda Ulbricht Forschungsfeldern und Nutzen jüdischer Regionalgeschichte in Sachsen nach und konnte auf einen enormen Anstieg der Publikationen zur jüdischen Geschichte in Sachsen seit 1990 verweisen. Dabei handelte es sich oft um Dokumentations- und Erinnerungsbücher für den Zeitraum 1933 bis 1945, deren Fokus auf Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung der Juden gerichtet ist. Die Referentin ging anhand von statistischen Daten und Fakten auf die Verbürgerlichung und Emanzipation der Juden in Sachsen seit dem 19. Jahrhundert ein und problematisierte u. a. am Beispiel der Familie von Martin Wilhelm Oppenheim aus Dresden im Kontext mit dem Übertritt zum Christentum die Frage der genauen Bestimmung einer jüdischen Abstammung.

Zum Ausklang der Veranstaltung war der Film »Synagogen in Deutschland« als virtuelle Rekonstruktion zerstörter Bauwerke von der Technischen Universität Darmstadt zu sehen.

In seinem Schlusswort dankte Prof. Bramke allen Referenten für ihre interessanten Beiträge, bedauerte jedoch die geringe Beteiligung und Resonanz, welche die Tagung in der Öffentlichkeit gefunden habe. Zugleich betonte er, dass die Aufklärung über diese Seite unserer Geschichte heute zwar schwieriger, aber nach wie vor nötig sei.

Gerald Kolditz

Tag der Stadtgeschichte 2008

Am 8. November fand im Leipziger Stadtbad zum ersten Mal der Tag der Stadtgeschichte statt. Der Leipziger Geschichtsverein hatte die historisch engagierten Leipziger Vereine eingeladen, ihre Arbeit vorzustellen. Zugrunde lag die Idee einer »Geschichtsbörse« – eines Forums, auf dem man Gedanken austauschen, sich über die unterschiedlichsten Aktivitäten informieren, bereits bestehende Kontakte intensivieren und neue knüpfen kann.

Der Tag sollte ein erster Schritt sein auf dem Weg zur Vorbereitung des 1000. Stadtjubiläums, das Leipzig im Jahre 2015 begehen wird. Der »Tag der Stadtgeschichte« wird künftig jährlich stattfinden und zum einen dazu dienen, möglichst viele Akteure zusammenzubringen, die sich stadtgeschichtlich engagieren, um auf das Jubiläum hinzuwirken. Zum anderen soll er die Leipziger Bevölkerung anregen, sich selbst mit Stadtgeschichte zu beschäftigen sowie die vielfältigen Angebote der Vereine auf diesem Gebiet stärker wahrzunehmen.

Eine Reihe von Mitgliedern der eingeladenen Vereine hatte bereits im Vorfeld an der Vorbereitung der Veranstaltung mitgewirkt. Das Kulturrat unterstützte die Veranstaltung mit Rat und Tat und einem finanziellen Zuschuss. Der Ort, das Leipziger Stadtbad als repräsentatives Baudenkmal, trug dazu bei, die Leipziger anzulocken. Die Förderstiftung Leipziger Stadtbad hatte freundlicherweise ihre normalerweise erhöhte Miete für den Tag der Stadtgeschichte reduziert.

22 Vereine und andere Institutionen, die sich die Leipziger Stadtgeschichte explizit auf die Fahnen geschrieben haben, kamen der Einladung nach und präsentierten ihre Arbeit – zum größten Teil auf wirklich illustre und vergnügliche Weise. Für den gastgebenden Leipziger Geschichtsverein e. V. zum Beispiel erschien Karsten Pietsch in Verkleidung als Hieronymus Lotter, um über die Arbeit des Vereins und das Tagesprogramm zu informieren. Auch Joachim Ronneberger trug in Frack und Zylinder und mit passender Grammophon-Musik zum historischen Ambiente der Veranstaltung bei. Mitglieder des Bürgervereins Schönefeld hatten sich verkleidet, um in der Tracht der flämischen Bauern des 11. Jahrhunderts an die Erstbesiedlung Schönefelds zu erinnern. Nicht zuletzt waren Uniformen aus der Zeit der Napoleonischen Kriege zu bewundern, in denen Mitglieder des Vereins Jahrfeier Völkerschlacht bei Leipzig 1813 e. V. bzw. des Johanniskirchturm e. V. erschienen. Aber auch die Vereine, die »nur« einen Stand – zumeist mit vielen an Stellwänden präsentierten Bildern – aufgebaut hatten und dort über den Tag hinweg die zahlreichen Besucher über ihre Arbeit und ihre Publikationen informierten, zeigten sich am Ende höchst zufrieden über das Interesse der Leipziger an ihren bemerkenswert vielfältigen Aktivitäten, die – zum

Teil sehr öffentlich oder mitunter auch eher im Stillen – zur Leipziger Stadtgeschichte im weitesten Sinne stattfinden.

Zum abwechslungsreichen Tagesprogramm trugen auch die vielfältigen Vorträge bei, denen die Besucher über den ganzen Tag hinweg lauschen konnten. Angefangen mit einem Erinnerungsprojekt zur Universitätsgeschichte, das von Sebastian Richter (Leipziger Geschichtsverein e. V.) vorgestellt wurde, widmeten sich die Vortragenden Leipzig-Themen aller Couleur. Otto Künnemann (Treffpunkt Leipzig) stellte in amüsanter Manier stadtgeschichtliche Anekdoten vor. Tobias Hollitzer (Bürgerkomitee Leipzig e. V.) fragte in seinem Vortrag danach, ob der friedliche Ausgang des 9. Oktober 1989 eher die Reformbereitschaft oder die Kapitulation des DDR-Regimes verkörperte. Michél Kothe (Verband Jahrfeier Völkerschlacht bei Leipzig 1813 e. V.) beschrieb die Anziehungskraft der lebendigen Geschichtsdarstellung am Beispiel der jedes Jahr im Herbst nachgestellten und für viele Besucher außerordentlich attraktiven Ereignisse der Völkerschlacht. Michael Reinhardt (Bürgerverein Schönefeld e. V.) und Manfred Hötzel (Bürgerverein Gohlis e. V.) erläuterten die stadtteilgeschichtliche Arbeit der Vereine am Beispiel des Mariannenparks bzw. der Gohliser Ortsgeschichte. Ulrich Baumgärtel (Bürgerverein Waldstraßenviertel e. V.) widmete sich der Vorstadtgeschichte am Beispiel der Rannischen Vorstadt. Und Werner Marx (Johanniskichturm e. V.) erinnerte an die Geschichte der Zerstörung des Johannisturms.

Vom vielfältigen Angebot möglicherweise erschöpft, konnte sich der Besucher in der geradezu perfekten Kulisse der orientalischen Sauna an den kulinarischen Dienstleistungen des Antik-Cafés laben.

Ein durchweg positives Echo von allen Beteiligten und nicht zuletzt von der Tagespresse bestätigte die Veranstalter in ihrem Anliegen, eine Veranstaltung zu organisieren, die die ernsthafte Beschäftigung mit Stadtgeschichte mit Unterhaltung und Öffentlichkeitsarbeit zu verknüpfen vermag. Wir wünschen uns für kommende Tage der Stadtgeschichte noch breiteres Interesse der Leipziger und ähnlich vielfältige Gestaltungsideen.

Cathrin Friedrich

BEITRÄGE · BERICHTE · MISZELLEN

Ritual oder politisches Verfahren? Zum Status der Ratswahl im frühneuzeitlichen Leipzig*

Thomas Weller

I.

Politische Wahlen stellen geradezu ein Paradebeispiel für ein Phänomen dar, das Niklas Luhmann treffend als »Legitimation durch Verfahren« bezeichnet hat.¹ Der damit angesprochene Sachverhalt lässt sich mit einfachen Worten so ausdrücken: Wir sind nur deshalb bereit, die Entscheidungen unserer regierenden Politiker als bindend anzuerkennen, weil letztere in regelmäßigen Abständen nach bestimmten, genau festgelegten Verfahren gewählt werden. Schon kleinste Zweifel an der ordnungsgemäßen Durchführung des Wahlverfahrens stellen die Legitimität der gewählten Volksvertreter infrage und können im Extremfall zur Lähmung oder Destabilisierung des gesamten politischen Systems führen. Letzteres gilt nicht etwa nur für die fragilen Demokratien vieler Entwicklungsländer oder für die Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion,² sondern gerade auch für Länder mit einer langen demokratischen Tradition. So führten etwa bei den Präsidentschaftswahlen des Jahres 2000 in den USA Unregelmäßigkeiten bei der Abgabe und Auszählung der Stimmen dazu, dass der scheinbar schon feststehende Wahlsieger, George W. Bush, erst dann in sein Amt eingesetzt werden konnte, nachdem der oberste amerikanische Gerichtshof, Wochen

* Der folgende Text stellt die überarbeitete Fassung eines öffentlichen Abendvortrags dar, den ich am 16. April 2008 anlässlich der Jahreshauptversammlung des Leipziger Geschichtsvereins in der Alten Börse in Leipzig gehalten habe. Ich danke Herrn Prof. Dr. Dr. Detlef Döring und dem Leipziger Geschichtsverein für die freundliche Einladung und allen Zuhörern für ihr Interesse sowie für Fragen und Anregungen.

1 Niklas Luhmann, *Legitimation durch Verfahren*, Frankfurt a. M. 41997, bes. S. 155–173.

2 Man denke nur an die Vorgänge bei den Präsidentschaftswahlen in der Ukraine im Jahre 2004, vgl. Geert-Hinrich Ahrens, *Die Präsidentschaftswahlen in der Ukraine. Die schwierige Mission der OSZEODIHR-Wahlbeobachter* (August 2004 bis Januar 2005) (ZEI discussion paper / Zentrum für Europäische Integrationsforschung C 151), Bonn 2005; Paul J. D'Anieri, *Democratization and elections in post-communist Ukraine* (Soviet and post-Soviet politics and society 63), Stuttgart 2007.

nach der Wahl, Nachzählungen im US-Bundesstaat Florida untersagt und das umstrittene Wahlergebnis damit für gültig erklärt hatte.³

Doch die korrekte Durchführung der Wahl unter Beobachtung aller relevanten Verfahrensregeln ist nur eine notwendige, aber noch keine hinreichende Bedingung für die legitimationsstiftende Kraft des Verfahrens. Wahlverfahren müssen nicht nur bestimmten Verfahrensregeln folgen, sie müssen zugleich »autonom«, das heißt ergebnisoffen und möglichst frei von äußeren Einflüssen sein. Der Ausgang der Wahl darf also nicht schon im Vorhinein feststehen. Vor allem darin unterscheidet sich die demokratische Wahl als politisches Verfahren von einem bloßen Ritual, einer Scheinwahl, wie sie für totalitäre und autoritäre Regime typisch ist.⁴

Beide, Verfahren und Ritual, folgen zunächst einmal strikten Regeln. Während das Verfahren aber in erster Linie der politischen Entscheidungsfindung dient, im Fall einer Wahl der Nominierung eines Amtsträgers, geht es beim Ritual primär um die Inszenierung oder Bekräftigung einer bereits zuvor und unter Umständen auf ganz anderem Wege getroffenen Entscheidung. Bei heutigen Wahlen lassen sich die »technisch-instrumentellen« und »symbolisch-expressiven« Aspekte des Wahlvorgangs auf den ersten Blick relativ klar voneinander unterscheiden.⁵ Während die eigentliche Wahl, von der Abgabe und Auszählung der Stimmen bis zur Feststellung des Ergebnisses, den Kern des politischen Verfahrens bildet, handelt es sich bei der nachfolgenden Eröffnung eines neu gewählten Parlaments oder bei der Vereidigung von Ministern und Regierungschefs um Rituale, die einzig und allein der feierlichen Inszenierung und Bekräftigung des Wahlergebnisses dienen. So weit die Theorie – in der Praxis freilich überlagern sich auch bei Wahlen in modernen Demokratien technische und symbolische Elemente. Neben ihrem instrumentellen Zweck, der Herbeiführung einer von allen bedingungslos akzeptierten Entscheidung über die Vergabe und Besetzung von politischen Ämtern, erfüllen Wahlen stets auch symbolische Funktionen.

Nur so lässt sich erklären, dass sich an politischen Wahlen in modernen Demokratien überhaupt eine so große Zahl von Wahlberechtigten beteiligt. Bekanntlich ist der Einfluss jeder einzelnen Stimme auf den Wahlausgang aufgrund der großen Menge an Wahlberechtigten für sich genommen verschwindend gering. Würde also jeder Wähler eine individuelle »Kosten-Nutzen-Rechnung« anstellen, müsste er eigentlich zu

3 Vgl. David A. Kaplan, *The accidental president. How 413 lawyers, 9 Supreme Court justices, and 5,963,110 (give or take a few) Floridians landed George W. Bush in the White House*, New York 2001; Howard Gillman, *The votes that counted. How the court decided the 2000 presidential election*, Chicago 2001; Abner Greene, *Understanding the 2000 election. A guide to the legal battles that decided the presidency*, New York 2001.

4 Vgl. Luhmann, *Legitimation* (Anm. 1), S. 38–40, 51 f. Es erscheint in diesem Zusammenhang aber immerhin bemerkenswert, dass die politischen Machthaber selbst in autoritären Regimen meist nicht gänzlich auf die Durchführung von Wahlen verzichten wollen oder können.

5 Zu den Begriffen vgl. Luhmann, *Legitimation* (Anm. 1), S. 223–232.

Hause bleiben, da es, so betrachtet, den Aufwand gar nicht lohnt, sich überhaupt auf den Weg ins Wahllokal zu machen – ein Strukturproblem repräsentativer Demokratien, das in der wahlsoziologischen Forschung auch als »Wahlparadoxon« bezeichnet wird.⁶ Eine Erklärung für dieses scheinbar irrationale Verhalten des Wählers präsentierte freilich schon in den 1960er Jahren der amerikanische Politologe Murray Edelman. Nach Edelman kommt Wahlen auch in modernen Demokratien primär eine symbolische Funktion zu, sie verstärken »den Glauben an die Realität einer staatsbürgerlichen Mitwirkung an Politik [...]«.⁷

Ritual oder politisches Verfahren? Offenbar lässt sich diese Frage selbst mit Blick auf politische Wahlen in unserer Gegenwart nicht immer eindeutig beantworten. Wie aber verhielt es sich mit den Ratswahlen in der frühneuzeitlichen Stadt? Sucht man nach einer Antwort auf die im Titel gestellte Frage, so gilt es zunächst zu berücksichtigen, dass politische Führungspositionen in den Jahrhunderten zwischen Reformation und Französischer Revolution in der Mehrzahl der Fälle auf ganz andere Weise besetzt wurden, nämlich aufgrund von geburtsständischen Privilegien bzw. Ämtervergabe durch den Herrscher. Die Stadt, deren politisches Führungsgremium meist durch eine Wahl bestellt oder zumindest im Amt bestätigt wurde, stellte insofern eher die Ausnahme als die Regel dar.⁸ Hinzu kam – und man mag hier durchaus einen Zusammenhang erkennen –, dass die Gesellschaften des *Ancien Régime* in einem wesentlich größeren Ausmaß als heute auf Rituale und Akte symbolischer Kommunikation angewiesen waren, um ihre politischen Institutionen zu stabilisieren und auf Dauer zu stellen.⁹ So dienten viele politische Verfahren bei näherem Hinsehen gar

6 Vgl. Anthony Downs, *An Economic Theory of Democracy*, New York 1957; Henrike Fröchling, *Ökonomie und Wahlen in westlichen Demokratien. Eine vergleichende Rational-Choice-Analyse*, Opladen 1998.

7 Murray Edelman, *Politik als Ritual. Die symbolische Funktion staatlicher Institutionen und politischen Handelns*, Frankfurt a.M./New York 32005, S. 10; vgl. auch Pierre Bourdieu, *Die politische Repräsentation*, in: ders., *Das politische Feld. Zur Kritik der politischen Vernunft* (édition discours 29), Konstanz 2001, S. 67–114.

8 Vgl. Ulrich Meier, Klaus Schreiner, *Regimen civitatis. Zum Spannungsverhältnis von Freiheit und Ordnung in alteuropäischen Stadtgesellschaften*, in: dies. (Hg.), *Stadtregiment und Bürgerfreiheit. Handlungsspielräume in deutschen und italienischen Städten des Späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit* (Bürgertum 7), Göttingen 1994, S. 11–34.

9 Vgl. Barbara Stollberg-Rilinger, *Symbolische Kommunikation in der Vormoderne. Begriffe – Forschungsperspektiven – Thesen*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 31 (2004), S. 489–527; Karl-Siebert Rehberg, *Die stabilisierende »Fiktionalität« von Präsenz und Dauer. Institutionelle Analyse und historische Forschung*, in: Reinhard Blänkner, Bernhard Jussen (Hg.), *Institutionen und Ereignis. Über historische Praktiken und Vorstellungen gesellschaftlichen Ordens* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte 138), Göttingen 1998, S. 381–407; speziell mit Blick auf die frühneuzeitlichen Städte wegweisend Richard C. Trexler, *Public Life in Renaissance Florence*, Ithaca/London 1980; vgl. dazu auch Gerd Schwerhoff, *Das rituelle Leben der mittelalterlichen Stadt. Richard C. Trexlers Florenzstudien als Herausforderung für die deutsche Geschichtsschreibung*, in: *Geschichte in Köln* 35 (1994), S. 33–60; mit weiterer Literatur zuletzt Jörg Rogge, *Stadtverfassung,*

nicht allein oder in erster Linie ihrem instrumentellen Zweck, der Beratung oder Entscheidungsfindung, sondern immer auch dem Sichtbarmachen und der symbolischen Bekräftigung der politisch-sozialen Ordnung.¹⁰ Inwieweit dies auch für die Ratswahl im frühneuzeitlichen Leipzig zutrifft, soll im Folgenden geklärt werden.

II.

Wahlen – dies muss angesichts des zuvor Gesagten zunächst betont werden – stellten mitnichten eine Errungenschaft der Moderne dar. Gewählt wurde bekanntlich bereits in der Antike. Und viele unserer heutigen politischen Begriffe haben ihre Wurzeln in der antiken Polis. Aber auch die Jahrhunderte des Mittelalters und der Frühen Neuzeit kannten Wahlen: Papst und Kaiser, Bischöfe und Äbte, Stadträte und Zunftmeister, sie alle verdankten ihr Amt in irgendeiner Form einer Wahl. Mit Wahlen im modernen Sinne hatten diese vormodernen politischen Rekrutierungsverfahren allerdings bei näherem Hinsehen äußerst wenig zu tun.¹¹ Auch die Ratswahlen in den deutschen Städten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit stellten diesbezüglich keine Aus-

städtische Gesetzgebung und ihre Darstellung in Zeremoniell und Ritual in deutschen Städten während des 14. bis 16. Jahrhunderts, in: Giorgio Chittolini, Peter Johanek (Hg.), Aspekte und Bestandteile der städtischen »Identität« in Italien und Deutschland im 14. bis 16. Jahrhundert (*Annali dell'Istituto Storico Italo-Germanico in Trento, Contributi* 12), Berlin/Bologna 2003, S. 193–226.

10 Vgl. Barbara Stollberg-Rilinger, Einleitung, in: dies. (Hg.), *Vormoderne politische Verfahren* (*Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft* 25), Berlin 2001, S. 9–24; zuletzt dies., *Herstellung und Darstellung politischer Einheit: Instrumentelle und symbolische Dimensionen politischer Repräsentation im 18. Jahrhundert*, in: Jan Andres, Alexa Geisthövel, Matthias Schwengelbeck (Hg.), *Die Sinnlichkeit der Macht. Herrschaft und Repräsentation seit der Frühen Neuzeit* (*Historische Politikforschung* 5), Frankfurt a. M./New York 2005, S. 73–92; Michael Sikora, *Der Sinn des Verfahrens. Soziologische Deutungsangebote*, in: Stollberg-Rilinger, *Vormoderne politische Verfahren*, S. 25–51, besonders S. 42 f.; Andreas Würzler, *Zwischen Verfahren und Ritual. Entscheidungsfindung und politische Integration in der Stadtrepublik Bern in der Frühen Neuzeit*, in: Rudolf Schlögl (Hg.), *Interaktion und Herrschaft. Die Politik der frühneuzeitlichen Stadt* (*Historische Kulturwissenschaft* 5), Konstanz 2004, S. 63–91, hier S. 81.

11 Allgemein zum Thema Wahlen in Mittelalter und Früher Neuzeit vgl. Monika Wölk, *Wahlbewußtsein und Wahlerfahrungen zwischen Tradition und Moderne*, in: *Historische Zeitschrift* 238 (1984), S. 311–352; Reinhard Schneider, Harald Zimmermann (Hg.), *Wahlen und Wählen im Mittelalter* (*Vorträge und Forschungen* 37), Sigmaringen 1990; demnächst Christoph Dartmann, Günther Wasilowsky, Thomas Weller (Hg.), *Technik und Symbolik vormoderner Wahlverfahren* (*Historische Zeitschrift, Beihefte*), voraussichtlich München 2009.

nahmen dar.¹² Die Verhältnisse in Leipzig können als durchaus exemplarisch für eine Vielzahl anderer Städte gelten.¹³

Obwohl es in Leipzig wie in den meisten anderen mitteldeutschen Städten nie zur Ausbildung eines allein ratsfähigen Patriziats kam, entstammten Wähler und Gewählte in den Jahrhunderten der Frühen Neuzeit zumeist demselben kleinen Kreis weniger, verwandtschaftlich miteinander verflochtener Familien.¹⁴ Der Rat ergänzte sich selbst durch Kooptation. Die Gemeinde besaß spätestens seit der Mitte des 16. Jahrhunderts keinerlei politische Partizipationsmöglichkeiten mehr.¹⁵ Spätere Versuche

12 Vgl. Bruno Schlotterose, *Die Ratswahl in den deutschen Städten des Mittelalters*, Diss. Münster 1953; Dietrich W. Poeck, *Rituale der Ratswahl. Zeichen und Zeremoniell der Ratssetzung in Europa (12.–18. Jahrhundert)* (Städteforschung A 60), Köln 2003; Uwe Goppold, *Stadtrichter, Rat und Landesherr: Die Ratskur in Münster während des 17. Jahrhunderts*, in: Schlögl, *Interaktion* (Anm. 10), S. 93–112; Jörg Rogge, *Ir freye wale zu haben. Möglichkeiten, Probleme und Grenzen der politischen Partizipation in Augsburg zur Zeit der Zunftverfassung (1368–1548)*, in: Schreiner/Meier, *Stadtregiment* (Anm. 8), S. 244–277; Gerd Schwerhoff, *Apud populum potestas? Rats Herrschaft und korporative Partizipation im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Köln*, ebd., S. 188–243; Antje Diener-Staeckling, *Der Himmel über dem Rat. Zur Symbolik der Ratswahl in mitteldeutschen Städten* (Studien zur Landesgeschichte 19), Halle 2008.

13 Vgl. zu den Leipziger Ratswahlen immer noch grundlegend Gustav Wustmann, *Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des Leipziger Rats*, in: ders. (Hg.), *Quellen zur Geschichte Leipzigs. Veröffentlichungen aus dem Archiv und der Bibliothek der Stadt Leipzig* 2, Leipzig 1895, S. 59–262; Otto Günzel, *Die Leipziger Ratswahlen von 1630 bis 1830. Ein Beitrag zur Geschichte des Städtewesens im Absolutismus*, Diss. masch. Leipzig 1922; zum Folgenden ferner ausführlich Thomas Weller, *Theatrum Praecedentiae. Zeremonieller Rang und gesellschaftliche Ordnung in der frühneuzeitlichen Stadt: Leipzig 1500–1800* (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2006, S. 145–174.

14 Vgl. Heinrich Kramm, *Streiflichter auf die Oberschichten der mitteldeutschen Städte im Übergang vom Mittelalter zur Neuzeit. Zur Frage des Patriziats*, in: Hellmuth Rössler (Hg.), *Deutsches Patriziat 1430–1740* (Schriften zur Problematik der deutschen Führungsschichten in der Neuzeit 3), Limburg 1968, S. 125–156; Herbert Helbig, *Die wirtschaftlichen Führungsschichten in Leipzig bis 1750*, in: Friedrich Prinz, Franz-Josef Schmale, Ferdinand Seibt (Hg.), *Geschichte in der Gesellschaft. Festschrift für Karl Bosl*, Stuttgart 1974, S. 216–258.

15 Ob der Leipziger Rat im Mittelalter ursprünglich von der Gemeinde gewählt wurde, ist nicht mit Sicherheit festzustellen. Dies vermuten Karl Freiherr von Posern-Klett, *Urkundenbuch der Stadt Leipzig* (Codex Diplomaticus Saxoniae Regiae II/8), Leipzig 1868, S. XXX (Einleitung); Wustmann, *Urkunden* (Anm. 13), S. 63; Walter Rachel, *Verwaltungsorganisation und Ämterwesen der Stadt Leipzig bis 1627* (Leipziger Studien aus dem Gebiet der Geschichte 8), Leipzig 1902, S. 3; kritisch dazu Karl Koppmann, *Zur älteren Verfassungsgeschichte der Stadt Leipzig*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde* 24 (1903), S. 307–323, hier S. 311 f. In der Frühen Neuzeit entschieden jedenfalls allein die Ratsherren selbst über die Besetzung des sitzenden Rats und die Wahl neuer Ratsmitglieder, wobei seit der Mitte des 16. Jahrhunderts faktisch nur noch Kaufleute und Gelehrte in den Rat aufgenommen wurden, vgl. Katrin Keller, *Gemeine Bürgerschaft und Obrigkeit. Zu Wirkungsmöglichkeiten von Handwerksmeistern innerhalb städtischer Selbstverwaltungsorgane Leipzigs im 16. Jahrhundert*, in: Wilfried Ehbrecht (Hg.), *Verwaltung und Politik in Städten Mitteleuropas. Beiträge zu Verfassungsnorm und Verfassungswirklichkeit in altständischer Zeit* (Städteforschung A 34), Köln, Weimar, Wien 1994, S. 183–190, hier S. 185; zur Zusammensetzung und zur Wahl des Leipziger Rats im Mittelalter vgl. ferner Henning Steinführer, *Der Leipziger*

der Bürgerschaft, durch Einrichtung eines eigenen Vertretungsorgans Einfluss auf die städtische Politik zu gewinnen, so geschehen in den Jahren 1592/93 und zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, blieben Episoden und scheiterten langfristig am Widerstand des Rates und des Landesherrn.¹⁶

In der Frühen Neuzeit bestand der Leipziger Rat aus drei »Ratsmitteln« oder »Dritteln« mit jeweils zwölf Ratsherren und einem Bürgermeister an der Spitze, von denen immer eines im Regiment war. Bei der Wahl des neuen »sitzenden« oder regierenden Rats griff man zuerst auf die Mitglieder des Drittels zurück, das turnusgemäß mit dem Regiment an der Reihe war. Neue Ratsherren wurden nur dann ins Kollegium aufgenommen, wenn durch Tod oder Ausscheiden von Ratsmitgliedern Ratsstühle vakant geworden waren.¹⁷ Ein kompletter Austausch der politischen Führungsspitze war also als möglicher Wahlausgang von vornherein ausgeschlossen – und auch gar nicht beabsichtigt. Schon allein daran lässt sich erkennen, dass die Bedeutung der Ratswahl weniger im Wahlergebnis lag, das selten Überraschungen barg, als vielmehr im Akt des Wahlvorgangs selbst, auf den ich nun näher eingehen möchte.

Nach der um 1500 zu datierenden sogenannten »Alten Ratsordnung« sollte der neue Rat in Leipzig stets von den Mitgliedern aller drei Räte gewählt werden. Gustav Wustmann vermutet jedoch, dass das Verfahren, wie es die »Alte Ratsordnung« vorsah, nie praktische Relevanz besessen hat.¹⁸ In der Praxis sei die Liste des neuen Rats vielmehr zu Beginn des 16. Jahrhunderts schlicht durch den abtretenden alten aufgestellt worden.¹⁹ 1513 sprach sich dann Herzog Georg gegen diese Praxis aus und verfügte, dass künftig der neue Rat »nicht allein durch die ihenigen, die desselbigen jars im rat und regiment gesessen, sundern auch in beiwesen der andern zweier burgermeister und des halben teils der eldisten, irer beisitzer und ratskompan« gewählt

Rat im Mittelalter. Die Ratsherren, Bürgermeister und Stadtrichter 1270–1539 (Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde 3), Dresden 2005, bes. S. 15–19.

16 Vgl. dazu Philip R. Hoffmann, Rechtmäßiges Klagen oder Rebellion? Konflikte um die Ordnung politischer Kommunikation im frühneuzeitlichen Leipzig, in: Schlögl, Interaktion (Anm. 10), S. 309–356; Henning Steinführer, Der Leipziger Calvinistensturm von 1593, in: Neues Archiv für sächsische Geschichte 68 (1998), S. 335–349; Detlef Döring, Ein bisher unbekannter Bericht über den »Calvinistensturm« vom 19./20.5.1593 in Leipzig, in: Archiv für Reformationsgeschichte 85 (1984), S. 205–225; ders., Das Leben in Leipzig in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Dargestellt anhand der Annalen des Zacharias Schneider, in: Leipzig. Aus Vergangenheit und Gegenwart. Beiträge zur Stadtgeschichte 3 (1984), S. 150–175, hier S. 160–165.

17 Vgl. Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 61–63; Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 5. Der dreijährige Ratsturnus war eine auch in anderen mitteldeutschen Städten weit verbreitete Erscheinung, vgl. Kramm, Streiflichter (Anm. 14), S. 134 f.; Staackling, Himmel (Anm. 12).

18 Die Abstimmung sollte für jeden zu wählenden Ratsherrn einzeln mittels schwarzer und weißer Kugeln zwischen drei von der Versammlung zuvor nominierten Kandidaten erfolgen, Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 137–147, Nr. 9, hier S. 138 f.

19 Ebd., S. 64.

werde.²⁰ Allmählich entwickelte sich daraus dann wohl jenes Verfahren, das spätestens seit dem 17. Jahrhundert Beachtung fand und bis zur Einführung der sächsischen Städteordnung 1832 keinen grundlegenden Veränderungen mehr unterlag. Dabei lassen sich grob drei Phasen erkennen, die zeitlich und räumlich klar voneinander abgegrenzt waren und sich durch einen unterschiedlichen Grad an Öffentlichkeit und Ritualität auszeichneten.

Noch vor der eigentlichen Wahl trat der enge Rat zur geheimen Beratung oder »Praedeliberation« über die Besetzung des künftigen Rats zusammen. Der sogenannten »Enge« gehörten nur die Inhaber der höchsten Ratsämter, die Bürgermeister und Konsulenten oder Prokonsuln und die Baumeister an. Dieses Gremium wickelte schon seit etwa 1630 die wichtigsten Regierungsgeschäfte allein ab.²¹ Nur schwerwiegende Entscheidungen bedurften auch weiterhin der Zustimmung aller drei Räte. In diesen Fällen trat die Enge aber schon vorher zusammen, um die nachfolgende Beschlussfassung in den drei Räten vorzubereiten. Für die Ratswahl bedeutete dies: Die Mitglieder der Enge, die sogenannten »Senioren«, einigten sich auf eine Liste, die danach vom regierenden Bürgermeister der Versammlung aller drei Räte zur Wahl, oder besser: zur Bestätigung, vorgestellt wurde.

Damit begann die zweite Phase, die eigentliche Ratswahl. Die Entscheidung über die Besetzung des sitzenden Rates war allerdings längst gefallen, wenn sich alle drei Räte zu diesem Zweck versammelten. Das Verhältnis zwischen »Praedeliberation« und Abstimmung beschrieb Bürgermeister Adrian Steger wohl recht treffend, als er vor der Versammlung aller drei Räte am 22. Juli 1738 bemerkte, »es binde zwar der Schluß der Herrn Senioren die andern Herren nicht, jedoch wäre mann auch niemahls von demjenigen, was daselbst zum gemeinen besten beschlossen worden, abgegangen«.²² Trotzdem wurde über die vom regierenden Bürgermeister vorgeschlagene Liste eigens noch einmal abgestimmt. Dabei unterschied sich diese Abstimmung von den vorausgegangenen Beratungen in der Enge in mehrfacher Hinsicht grundlegend.

Während die Beratungen in der Enge unter strenger Geheimhaltung und gänzlich unter Ausschluss der Öffentlichkeit stattgefunden hatten, wurde die Wahl in den drei Räten bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts schon am Sonntag vorher von den Kanzeln der Thomas- und der Nikolaikirche abgekündigt und ein Gebet dazu gesprochen. Auch der Wahltag selbst begann um sieben Uhr morgens mit einem allgemeinen Gottesdienst, bei dem der Superintendent eine Wahlpredigt hielt und eine vom Thomas-

²⁰ Zit. nach ebd.

²¹ Vgl. ebd., S. 64, 77; Rachel, *Verwaltungsorganisation* (Anm. 15), S. 5 f.

²² Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Tit. VIII, Nr. 36 e »Protocoll bey gehaltenen Rathswahlen angefangen den 17. August 1700–1769, fol. 238 r (Protokoll vom 22. Juli 1738), vgl. Günzel, *Ratswahlen* (Anm. 13), S. 159.

kantor eigens komponierte Kirchenmusik aufgeführt wurde.²³ Die sakrale Einbettung verlieh dem Wahlakt zusätzliche Weihe und legitimierte den Rat als gottgewollte Obrigkeit. Zugleich eröffneten sich hier aber auch symbolische Partizipationschancen für die Bürgerschaft, die als politische Gemeinde in Leipzig zu dieser Zeit zwar bereits völlig bedeutungslos war, aber auf diese Weise zumindest als Kirchengemeinde Anteil an der Wahl nahm.²⁴ Die religiösen Handlungen beschränkten sich allerdings nicht auf den Kirchenraum, sondern setzten sich im Rathaus fort. Nach dem Ende des Gottesdienstes kamen die Ratsherren in der Ratsstube zusammen. Vor der Wahl las der Ratsschreiber, der mit den Ratsherren an der Ratstafel Platz nahm, das 1. Kapitel aus dem Buch Josua, den 20. Psalm und einige Gebete.²⁵

Dann erst begann die eigentliche Wahl, die vom regierenden Bürgermeister eröffnet wurde, wobei auch dieser zunächst noch einmal Gott für Schutz und Segen und seinen Ratskollegen für ihre geleisteten Dienste dankte. Im Anschluss trug er, wenn keine Neubesetzungen anstanden, der Versammlung vor, welche der Ratsherren gemäß der in der Enge verabschiedeten Liste im nächsten Jahr dem sitzenden Rat angehören sollten, und stellte den Anwesenden »anheimb [...], was sie dabey erinnern wollten«.²⁶ Was nun folgte, ist für die Frage nach Ritual oder Verfahren von besonderem Interesse und sagt viel über den generellen Charakter und die Probleme politischer Beratungs- und Entscheidungsfindung in einer ranggeordneten Gesellschaft aus. Die Wahl erfolgte nach dem sogenannten Umfrageprinzip. Das heißt, jeder Ratsherr gab nach seinem jeweiligen Rang geordnet, in einer festen Reihenfolge sein Votum ab: zunächst die anderen beiden Bürgermeister, dann die Prokonsuln und die übrigen Ratsherren aus den beiden ruhenden Ratsdritteln nach ihrem Dienstalder. Die

23 Das sogenannte Ratsbegängnis fand seit 1515 abwechselnd in der Thomas- und in der Nikolaikirche statt, vgl. Wustmann, *Urkunden* (Anm. 13), S. 67; Johann Sebastian Bach, *Ratswahlkantaten* 1 und 2, kritischer Bericht von Christiane Fröde (Johann Sebastian Bach, *Neue Ausgabe sämtlicher Werke*, hg. vom Bach-Institut Göttingen und vom Bach-Archiv Leipzig, Serie 1: *Kantaten*, Bde. 32,1 und 32,2), Leipzig 1992–1994.

24 Auch in patrizisch verfassten Reichsstädten wie Nürnberg lässt sich eine Dominanz liturgischer Rituale im Zusammenhang mit den Ratswahlen erkennen, vgl. Jörg Rogge, *Kommunikation, Herrschaft und politische Kultur. Zur Praxis der öffentlichen Inszenierung und Darstellung von Rats Herrschaft in Städten des deutschen Reiches um 1500*, in: Schlögl, *Interaktion* (Anm. 10), S. 381–407, S. 397; Eberhard Isenmann, *Die städtische Gemeinde im oberdeutsch-schweizerischen Raum (1300–1800)*, in: Peter Blickle (Hg.), *Landgemeinde und Stadtgemeinde in Mitteleuropa. Ein struktureller Vergleich*, München 1991, S. 191–261, hier S. 198, spricht in diesem Zusammenhang sogar von einem »ratsherrlichen Gottesgnadentum«.

25 Vgl. Günzel, *Ratswahlen* (Anm. 13), S. 9. Die quasi liturgische Funktion, die der Stadtschreiber dabei ausübte, geht vermutlich auf vorreformatorische Ursprünge zurück. Im Mittelalter versahen Syndikus oder Stadtschreiber in der Ratshauskapelle das Amt des Messpriesters, Wustmann, *Urkunden* (Anm. 13), S. 67; vgl. auch Enno Bünz, *Die Leipziger Ratshauskapelle im späten Mittelalter*, in: *Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins e. V.*, 2007, S. 17–61.

26 StadtAL Tit. VIII, Nr. 36d, fol. 47v (Ratswahlprotokoll vom 20. August 1666), vgl. Günzel, *Ratswahlen* (Anm. 13), S. 10.

im Regiment befindlichen Ratsmitglieder gaben ihre Stimmen ganz zum Schluss ab. Auch hier waren es aber nur die Ranghöheren, die ihr Votum kurz begründeten, wohingegen sich die Rangniedrigeren ihren Vorrednern in der Regel anschlossen, sodass die Protokolle in einer langen Reihe von »etiam« oder »similiter« enden. Nach Abgabe der Voten stellte der regierende Bürgermeister das Ergebnis fest, das in der Regel einstimmig ausfiel. Für den Fall, dass Novizen in den Rat gewählt werden sollten oder eines der auf Lebenszeit zu vergebenden Ämter neu zu besetzen war, wurde darüber zunächst separat abgestimmt. Die Stimmabgabe verlief auch hier nach demselben Muster mit dem einzigen Unterschied, dass die Kandidaten selbst nicht an der Wahl teilnahmen und während der Stimmabgabe den Raum verlassen mussten.

Halten wir fest: Die Wahl diente nicht etwa der Entscheidungsfindung, denn die Liste der zu wählenden Kandidaten stand ja bereits fest. Im ganzen 17. und 18. Jahrhundert ist es denn auch nicht ein einziges Mal vorgekommen, dass die Kandidaten, auf die man sich in der Enge geeinigt hatte, nicht auch die Anerkennung der drei Räte gefunden hätten.²⁷ Im Vordergrund stand also offenbar etwas ganz anderes. Wir haben es hier mit einem symbolischen Akt zu tun, was aber keineswegs bedeutet, dass dieser Teil der Wahl deshalb unwichtig oder gar überflüssig gewesen wäre. Ganz im Gegenteil, durch die Wahl in den drei Räten vergewisserte sich der Rat zunächst einmal selbst seiner Einheit als Korporation. Die Entscheidung in den drei Räten inszeniert einen Konsens, der faktisch nicht immer vorhanden war. Ausweislich der Engeprotokolle wurde gerade um die Benennung von neu hinzu gewählten Ratsherren immer wieder hart gerungen. Ein Dissens durfte – auch das ist typisch für die frühneuzeitliche Gesellschaft – in der Regel nicht nach außen gezeigt werden.²⁸ Zugleich bekräftigte die Wahl in den drei Räten die innere Ordnung der Korporation, sprich die Rangfolge der Ratsherren. Denn so, wie die Gesellschaft insgesamt streng hierarchisch gegliedert war, handelt es sich auch beim Leipziger Rat keineswegs um eine Versammlung von Gleichen. Die Abstimmung verlief denn auch ranggeordnet und auf Verstöße gegen die hergebrachte Abstimmungsordnung reagierten die Ratsherren, wie sich noch zeigen wird, äußerst empfindlich. Durch ihr feierliches Zusammentreten hinter verschlossenen Türen grenzte sich der exklusive Kreis der Leipziger Ratsherrn zugleich vom Rest der Bürgerschaft ab, die zwar wusste, *dass* der Rat zur

²⁷ Ebd.

²⁸ Vgl. Bernd Schneidmüller, *Konsensuale Herrschaft. Ein Essay über Formen und Konzepte politischer Ordnung im Mittelalter*, in: Paul-Joachim Heinig (Hg.), *Reich, Regionen und Europa in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Peter Moraw* (Historische Forschungen 67), Berlin 2000, S. 53–87; Wolfgang Mager, *Genossenschaft, Republikanismus und konsensgestütztes Ratsregiment. Zur Konzeptualisierung der politischen Ordnung in der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt*, in: Luise Schorn-Schütte (Hg.), *Aspekte der politischen Kommunikation im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Politische Theologie – Res Publica-Verständnis – konsensgestützte Herrschaft* (Historische Zeitschrift, Beiheft 39), München 2004, S. 13–122.

Wahl zusammengetreten war, vom Wahlvorgang selbst aber im buchstäblichen Sinne ausgeschlossen war.²⁹

Erst die dritte Phase, der feierliche Ratswechsel, also die Übergabe der Amtsgeschäfte vom alten an den neuen Rat, bezog dann die Bürgerschaft als politische Gemeinde mit ein, wenngleich letzterer dabei eine rein passive Rolle zukam. Zwischen Ratswahl und Ratswechsel lag in der Regel eine Woche. In der Zwischenzeit musste die Liste mit den neuen Ratsherrn durch einen reitenden Boten nach Dresden überstellt, dort vom Kurfürsten bestätigt und wieder zurück nach Leipzig verbracht werden. Eine Woche war dafür knapp bemessen, manchmal kam es zu Verzögerungen, was vom Leipziger Rat als empfindliche Schmälerung seiner Autorität gegenüber der Bürgerschaft angesehen wurde. Darauf ist noch zurückzukommen.

Zunächst aber zum Ablauf des Ratswechsels: Am Vormittag fanden sich, soweit vorhanden, zunächst die Novizen, also die gänzlich neu ins Ratskollegium aufgenommenen Ratsherren, auf dem Rathaus ein, die in die Ratsstube geleitet wurden, wo sie einen Religionseid und, wenn sie noch nicht Bürger waren, auch den Bürgereid ablegen mussten.³⁰ Um zwölf Uhr begannen dann die eigentlichen Feierlichkeiten. Unter dem dreimaligen Läuten der Rathausglocke³¹ versammelten sich nun die Vertreter der Bürgerschaft im Rathaussaal. Dabei handelte es sich um die Handlungsdeputierten, die Kramermeister, die Vorsteher und Oberältesten der Innungen und die Gassenmeister aus den Vorstädten. Der Rest der Bürgerschaft blieb auch hier ausgeschlos-

29 Vgl. dazu auch Thomas Weller, *Der Ort der Macht und die Praktiken der Machtvisualisierung. Das Leipziger Rathaus in der Frühen Neuzeit als zeremonieller Raum*, in: Christian Hochmuth, Susanne Rau (Hg.), *Machträume der frühneuzeitlichen Stadt (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 13)*, Konstanz 2006, S. 285–307; allg. zum ambivalenten Charakter des Rathauses als öffentlichem Raum; Susanne Rau, Gerd Schwerhoff, *Öffentliche Räume in der Frühen Neuzeit. Überlegungen zu Leitbegriffen und Themen eines Forschungsfeldes*, in: dies. (Hg.), *Zwischen Gotteshaus und Taverne. Öffentliche Räume in Spätmittelalter und Früher Neuzeit (Norm und Struktur 21)*, Köln, Weimar, Wien 2004, S. 11–52, hier S. 42; grundlegend zum Verhältnis von Öffentlichkeit und Geheimnis in der Frühen Neuzeit; Lucian Hölscher, *Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der Frühen Neuzeit*, Stuttgart 1979; Andreas Gestrich (Hg.), *Absolutismus und Öffentlichkeit. Struktur und Funktion politischer Kommunikation in Deutschland zu Beginn des 18. Jahrhunderts (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 104)*, Göttingen 1994; Johannes Kunisch, *Absolutismus und Öffentlichkeit*, in: Hans-Wolf Jäger (Hg.), *»Öffentlichkeit« im 18. Jahrhundert (Das achtzehnte Jahrhundert, Supplementa 4)*, Göttingen 1997, S. 33–49.

30 Wenn Universitätsangehörige in den Rat gewählt wurden, versicherten sich diese dabei vielfach der Wahrung ihres Rechtsstatus. So erklärten etwa im Jahre 1650 die neu in den Rat gewählten Magister Johann Philipp und Dr. Johann Preibisius, bevor sie ihre Eide ableisteten, dass diese nicht anders »als salvis privilegiis et iuribus Academicis« zu verstehen seien, StadtAL, Tit. VIII, Nr. 3 (Ratswahlprotokoll von 1650), zitiert nach Günzel, *Ratswahlen* (Anm. 13), S. 53.

31 Geläutet wurde um zwölf, um Viertel nach zwölf und um Viertel vor eins. Im 18. Jahrhundert begann das Läuten erst um ein Uhr mittags. Um halb zwei und um zwei Uhr wurde zum zweiten und zum dritten Mal geläutet, Wustmann, *Urkunden* (Anm. 13), S. 70.

sen.³² Nach dem dritten Glockenschlag betrat dann der alte Rat den Rathaussaal und nahm auf einem an der Südseite des Saales befindlichen Podest Platz, genau an dem Ort also, wo die Vertreter des Rats auch die Halsgerichtsbarkeit ausübten und wo der Kurfürst bei der Erbhuldigung den Huldigungseid von Rat und Universität, bis 1657 auch der Ritterschaft entgegennahm.³³ Der regierende Bürgermeister hielt zunächst eine an die Bürgerschaft adressierte Rede. Danach verlas der Stadtschreiber den Anwesenden das landesherrliche Konfirmationsdekret, das stets mit der Aufforderung endete, dem neuen Rat Gehorsam zu leisten.³⁴

Anders als in den meisten Reichsstädten konstituierte sich das Verhältnis zwischen städtischer Obrigkeit und Untertanen also nicht jedes Jahr aufs Neue durch eine wechselseitige Eidesleistung,³⁵ sondern im buchstäblichen Sinne per Dekret, in dem die Bürgerschaft durch den Kurfürsten aufgefordert wurde, dem von ihm bestätigten neuen Rat Gehorsam zu leisten. Mit der anschließenden Verlesung der städtischen Statuten durch den Stadtschreiber endete der Teil des Zeremoniells, an dem die Bürgerschaft zumindest als Zuhörer beteiligt war. Obgleich die Bürgerschaftsvertreter hier bloß noch als stumme Statisten fungierten, haben wir es gleichwohl mit einem Rest gemeindlicher Mitbestimmung zu tun, wie wir sie aus den mittelal-

32 Ebd., S. 68.

33 Vgl. Weller, Ort (Anm. 29), S. 301. Einen guten Überblick über die räumlichen Verhältnissen gewährt der anlässlich der Erbhuldigung für Friedrich August II. 1733 angefertigte Grundriss des ersten Obergeschosses, in: Volker Rodekamp (Hg.), *Das Alte Rathaus zu Leipzig*, Leipzig 2004, S. 68 (Original in: StadtAL, RRA (F), Nr. 967).

34 Die Leipziger Bürger sollten »mehrgemelte Personen vor ihre geordnete Bürgermeister und Rathspersonen erkennen, dafür ehren und halten und sich gegen ihnen also erzeigen, wie gehorsamen Bürgern zu thun eignet und gebühret«, StadtAL, Tit. VIII, Nr. 33 »Ratswahl-Bestätigungen de ao. 1642 usq. 1699«.

35 Vgl. Rainer Jooß, *Schwören und Schwörtage in süddeutschen Städten. Realien, Bilder, Rituale*, in: Hermann Maué (Hg.), *Visualisierung städtischer Ordnung. Zeichen – Abzeichen – Hoheitszeichen*, in: *Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums* 1993, S. 7–254, hier S. 153–168; Wolf-Henning Petershagen, *Schwörpflicht und Volksvergnügen. Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte und städtischen Festkultur in Ulm* (Forschungen zur Geschichte der Stadt Ulm 29), Ulm 1999. Nichtsdestoweniger waren die Bürger durch Ableistung des Bürgereides beim Erwerb des Bürgerrechts Rat und Landesherrn gegenüber eidlich zu Gehorsam verpflichtet. Zudem mussten sie jedem neuen Landesherrn den Huldigungseid leisten; zur Bedeutung des Bürgereids vgl. immer noch grundlegend Wilhelm Ebel, *Der Bürgereid als Geltungsgrund und Gestaltungsprinzip des deutschen mittelalterlichen Stadtrechts*, Weimar 1958; zuletzt Gerhard Dilcher, *Bürgerrecht und Bürgereid als städtische Verfassungsstruktur*, in: Rainer Christoph Schwinges (Hg.), *Neubürger im späten Mittelalter. Migration und Austausch in der Städtelandschaft des alten Reiches (1250–1550)* (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 30), Berlin 2002, S. 83–97; zu den Erbhuldigungen vgl. allg. André Holenstein, *Die Huldigung der Untertanen, Rechtskultur und Herrschaftsordnung (800–1800)* (Quellen und Forschungen zur Agrargeschichte 36), Stuttgart, New York 1991; zu Leipzig Katrin Keller, *Machttheater? Landesherrliche Huldigungen im 16. bis 19. Jahrhundert*, in: dies. (Hg.), *Feste und Feiern. Zum Wandel städtischer Festkultur in Leipzig*, Leipzig 1994, S. 7–35; Weller, *Theatrum* (Anm. 13), S. 174–230.

terlichen Städten kennen. Welchen Stellenwert die Ratsherren selbst der Gemeinde beimaßen, erhellt jedoch schon daraus, dass nur in einem einzigen Ratswahlprotokoll überhaupt darauf Bezug genommen wird. Anlässlich der außerordentlichen Wahl des Bürgermeisters Gräwe im Jahre 1719 heißt es, man habe »denen von der Bürgerschaft notificiret«, dass Gräwe das Amt des regierenden Bürgermeisters bis zur Ratswahl im August übernehmen werde, was »die Bürgerschaft durch ihr Stillschweigen approbiert« habe.³⁶ Dessen ungeachtet bedeutete die Teilnahme am Ratswechsel aus Sicht der Bürgerschaftsvertreter eine besondere Auszeichnung. Auf diese Weise konnten auch sie sich vom Rest der städtischen Bevölkerung abgrenzen.³⁷ Der Ratswechsel erneuerte und legitimierte also nicht allein das Herrschaftsverhältnis zwischen Obrigkeit und Untertanen, sondern ließ auch soziale Unterschiede innerhalb der zuletzt genannten Gruppe sichtbar werden und bekräftigte auf diese Weise die soziale Ordnung der Stadt als Ganzes.

Der Kern des Rituals, die eigentliche Amtsübergabe, fand aber wiederum unter gänzlichem Ausschluss der Öffentlichkeit statt.³⁸ Nach der Verlesung der Statuten zog sich der alte Rat wieder in die Ratsstube zurück. Die abtretenden Ratsherren nahmen an der Ratstafel Platz. Der regierende Bürgermeister dankte in einer Rede seinen Ratskollegen für die im vergangenen Jahr geleistete Arbeit. Einer der Ratsherren erwiderte den Dank. Dann verließen diejenigen den Raum, die auch im kommenden Jahr im Regiment sitzen würden, und begaben sich in die Einnahmestube, wo sich bereits die übrigen Ratsherren versammelt hatten. Nach Aufforderung durch den Bürgermeister geleiteten als nächstes die beiden jüngsten Ratsherren den neuen Rat aus der Einnahme- in die Ratsstube, wo dieser zunächst auf den Stühlen gegenüber der Ratstafel Platz nahm. Nach einer kurzen Begrüßung durch den Bürgermeister und der nochmaligen Verlesung der landesherrlichen Konfirmation traten die neuen Ratsherren nun paarweise, nach ihrem jeweiligen Rang geordnet, an die Ratstafel und schworen kniend, die Hand auf die Bibel gelegt, den vom Stadtschreiber verlesenen Ratsherreneid. Nachdem alle Mitglieder des neuen Rates vereidigt waren, übergab der regierende Bürgermeister seinem Amtsnachfolger die Amtsinsignien, Pultschlüssel und Siegel. Nun tauschten der alte und der neue Rat die Plätze. Danach wurden die noch verbleibenden Ratsmitglieder aus der Einnahmestube geholt. Vor dem vollzählig versammel-

36 StadtAL, Tit. VIII, Nr. 36e, fol. 93v (Protokoll vom 15. März 1719), vgl. Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 12, Anm. 2.

37 Nach dem Ende des Siebenjährigen Krieges wurde hinsichtlich der Partizipation der Bürgerschaft noch feiner differenziert. Seit 1765 wurde den Handelsdeputierten und Kramern die Konfirmation in der Enge lediglich durch ein Ratsmitglied verlesen. Die Innungs- und Gassenmeister mussten weiterhin im Ratshaussaal vor dem Rat erscheinen, Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 12 f.

38 Zum Folgenden vgl. ebd., S. 13–16; Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 68–70.

ten Kollegium hielt der neue Bürgermeister seine Antrittsrede.³⁹ Anschließend schritt man zur Neuvergabe der Ratsämter. Obwohl auch über die Ämterverteilung längst in der Enge entschieden worden war, verließen für die Ämtervergabe pro forma außer den dafür vorgesehenen Ratsherren noch einige weitere »Kandidaten« den Raum. Die Abstimmung entsprach dem bei der Wahl des neuen Rats in den drei Räten üblichen Verfahren. Erst Mitte des 18. Jahrhunderts ging man zu einer summarischen Vergabe der Ämter über. Bürgermeister Stieglitz erklärte 1747, es sei zwar »ehemahls eingeföhret gewesen, diejenigen, so zu einer Stube deputiret werden sollten, besonders abtreten zu laßen«. Da aber »nicht abzusehen, wozu diese Weitläufigkeit nutze«, habe man beschlossen, über die Besetzung der Ämter summarisch abzustimmen, um »die Zeit zu kürzen, damit es dem Collegio nicht so beschwerlich gemacht werde«.⁴⁰

Bezeichnenderweise hatte sich den Zeitgenossen diese Frage bis zu diesem Zeitpunkt aber offenbar nie gestellt. Die minutiöse Beachtung des Zeremoniells wurde für den Amtswechsel vielmehr als konstitutiv angesehen. Schon kleinste Formfehler konnten das Ergebnis in Zweifel ziehen. Dies ist bei Wahlen auch heute noch so – und doch liegen die Unterschiede zu modernen Wahlen auf der Hand. Legt man die hier vorgenommene Einteilung in drei Phasen zugrunde, so weist allenfalls die erste Phase, die geheime Beratung in der Enge, Merkmale eines politischen Verfahrens im Sinne der eingangs aufgestellten Definition auf. Dies ist unter anderem daran ablesbar, dass die zeremonielle Rahmung der Versammlung auf ein Mindestmaß reduziert war. Abgestimmt wurde zwar auch in der Enge nach dem Umfrageprinzip, trotzdem lassen die Protokolle bisweilen durchaus Dissens erkennen. Gerade bei der Neuaufnahme von Novizen ins Ratskollegium war man sich nicht immer einig, vielfach mussten sich die Ratsherren zwischen mehreren Kandidaten entscheiden, die innerhalb und außerhalb des Kollegiums einflussreiche Fürsprecher und Gegner hatten.⁴¹ Solche Debatten konnten aber gewissermaßen nur im »stillen Kämmerlein« ausgetragen werden, da Konsens und Einheit der Korporation unumstößliche Grundwerte waren, die es nach außen hin zu wahren galt.

So wird das aus unserer Sicht recht umständliche und scheinbar überflüssige Prozedere bei der Wahl in den drei Räten erst verständlich. Was hier stattfand, war nach unserem Verständnis gar keine Wahl mehr, sondern lediglich die Inszenierung einer Wahl. Auf den symbolischen Mehrwert dieses Akts ist bereits hingewiesen worden. Der Ratswechsel selbst war dann erst recht ein »bloßes« Ritual. Das heißt aber gerade

39 Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts waren diese Reden besonders elaboriert. Einige dieser Reden finden sich bei Johann Christian Lünig, *Grosser Herren, vornehmer Ministren und anderer berühmter Männer gehaltene Reden*, 4 Bände, Leipzig 1707–1708.

40 StadtAL, Tit. VIII, Nr. 36e, fol. 319v (Abwechslungsprotokoll vom 28. August 1747), vgl. Günzel, *Ratswahlen* (Anm. 13), S. 15.

41 Vgl. dazu ausführlich Weller, *Theatrum* (Anm. 13), S. 151–161.

nicht, dass dieser Akt deshalb weniger wichtig gewesen wäre. Ganz im Gegenteil: auch was sich hier abspielte, war aus Sicht der Zeitgenossen gewissermaßen mehr als »nur Theater«. Erst durch den feierlichen Akt des Ratswechsels wurde das Verhältnis zwischen städtischer Obrigkeit und Bürgerschaft neu begründet und legitimiert. Konnte der Ratswechsel nicht zum vereinbarten Termin stattfinden, schuf dies gewissermaßen ein Machtvakuum oder jedenfalls eine Situation der Unsicherheit, die die Autorität des Rates untergrub und die es aus Sicht der Ratsherren schon deshalb unter allen Umständen zu vermeiden galt.

Dass diese Fälle in Leipzig häufiger vorkamen, hängt wiederum damit zusammen, dass der Leipziger Rat zwar über weitgehende politische Autonomierechte verfügte und sich darin nur unwesentlich vom Stadtrat so mancher Reichsstadt unterschied. Dennoch war die Stadt Leipzig eben nicht reichsunmittelbar und der Rat eine vom sächsischen Kurfürsten abhängige Unterobrigkeit.⁴² Das mitunter spannungsreiche Verhältnis zwischen Landesherrn und Rat wirkte sich auch auf die Ratswahl aus, und zwar in zweifacher Hinsicht: nämlich erstens, was die Besetzung von Ämtern und zweitens, was den Ratswahltermin anbelangte.

III.

Zunächst zur Ämtervergabe: Der Leipziger Rat pochte gegenüber dem Kurfürsten stets auf die Freiheit der Ratswahl. Unter »freier Wahl« war nun aber keineswegs das zu verstehen, was wir heute damit verbinden würden. Was der Leipziger Rat um jeden Preis zu verteidigen suchte, war lediglich das Recht, sich selbst nach eigenem Gutdünken zu ergänzen. Die Entscheidung über die Aufnahme neuer Mitglieder ins Ratskollegium sollte also einzig und allein dem Stadtrat selbst obliegen. Spätestens seit dem Ende des 17. Jahrhunderts, kam es jedoch immer häufiger vor, dass der Kurfürst oder andere hochgestellte Persönlichkeiten am Dresdener Hof Wahlempfehlungen für bestimmte Kandidaten auf einen Ratsstuhl aussprachen. Und dem Leipziger Rat fiel es immer schwerer, sich derartigen Wünschen zu widersetzen. Der vielleicht prominenteste Fall – der auch architektonische Spuren hinterlassen hat und deshalb noch heute im kollektiven Gedächtnis der Stadt präsent ist – ist der des im Jahr 1701 auf kurfürstlichen Befehl gewählten Bürgermeisters Franz Conrad Romanus.⁴³ Abgese-

42 Gleichwohl handelte es sich hier nie um ein einseitiges Abhängigkeitsverhältnis, sondern eher um ein wechselseitiges Geben und Nehmen. Leipzig war stets sowohl Objekt als auch Subjekt kursächsischer Politik, vgl. Karlheinz Blaschke, *Die kursächsische Politik und Leipzig im 18. Jahrhundert*, in: Wolfgang Martens (Hg.), *Zentren der Aufklärung Band 3: Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit* (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 17), Heidelberg 1990, S. 23–38.

43 Gustav Wustmann, *Anhang: Der Bürgermeister Franz Conrad Romanus*, in: ders., *Urkunden* (Anm. 13), S. 263–352; Susanne Schneider, »wider Treu und Glauben gar gröblich gehandelt«. Der

hen von Romanus, der nach nur vier Jahren im Amt ein unrühmliches Ende nahm, gab es jedoch noch eine ganze Reihe weiterer Fälle, in denen mehr oder weniger geeignete Personen durch kurfürstliche Protektion die Ratsherrenwürde erlangten.⁴⁴

Man sollte indes nicht glauben, dass es ansonsten rein »fachliche« Kriterien gewesen wären, die die Leipziger Ratsherren zu ihrer Entscheidung für oder gegen einen Kandidaten für einen Ratsstuhl bewogen. Ganz im Gegenteil, unabhängig von den Beziehungen eines Kandidaten zu einflussreichen Kreisen bei Hofe spielte die Frage, ob bereits einer seiner Verwandten im Leipziger Rat saß oder gesessen hatte, in diesem Zusammenhang eine zentrale Rolle. Es wäre jedoch vollkommen verfehlt, diese in der Frühen Neuzeit generell verbreitete Praxis als Vetternwirtschaft abzutun oder gar moralisch zu verurteilen.⁴⁵ Wir sprechen hier über eine Gesellschaft, in der man zunächst einmal in einen bestimmten Stand geboren wurde und in der sozialer Aufstieg durch Leistung eher die Ausnahme, in jedem Fall aber besonders legitimationsbedürftig war.⁴⁶ Dass der Sohn eines Ratsherrn also ebenfalls Ratsherr wurde, hatte aus Sicht der Zeitgenossen durchaus nichts Anrüchiges. Weitaus problematischer schien es, wenn ein sozialer Aufsteiger, der aus keiner der alteingessenen Leipziger Familien stammte, seine Kontakte bei Hofe zu nutzen suchte, um sich einen Ratsherrenstuhl zu verschaffen.

Letzteres war etwa der Fall, als im Jahre 1716 der Herrschaftsherr Peter Hohmann auf ausdrücklichen Befehl des Kurfürsten in den Rat gewählt wurde.⁴⁷ Hohmann war 1680, siebzehnjährig, als Handelslehrling nach Leipzig gekommen und hatte es binnen kurzer Zeit als Kaufmann und Bankier zu einem beträchtlichen Vermögen gebracht. Das eigentlich Anstößige war jedoch gar nicht einmal Hohmanns Aufnahme in den Rat auf Druck des Landesherrn. Dergleichen war in der Vergangenheit bereits mehrmals vorgekommen. In diesem speziellen Fall aber beließ es der Kurfürst nicht dabei, Hohmann den Einzug ins Ratskollegium zu verschaffen. Gegen seinen erklärten Willen sollte der Leipziger Rat dem neu gewählten Ratsherrn zugleich eine gerade freigewordene Stelle als Baumeister übertragen. Dies entsprach ganz und gar nicht der bisherigen Praxis. Bis dato war beim Vakantwerden einer Baumeisterstelle stets der dienstälteste Ratsherr mit dem prestigeträchtigen Amt bedacht worden.

»Fall« des Leipziger Bürgermeister Franz Conrad Romanus, in: Zeitsprünge 4 (2000), S. 355–377.

44 Vgl. mit weiteren Beispielen Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 97–113; Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 113–163; Weller, Theatrum (Anm. 13), S. 151–161, 313–336.

45 Vgl. dazu grundlegend Wolfgang Reinhard, Freunde und Kreaturen, »Verflechtung« als Konzept zur Erforschung historischer Führungsgruppen. Römische Oligarchie um 1600 (Schriften der Philosophischen Fachbereiche der Universität Augsburg 14), München 1979.

46 Vgl. Winfried Schulze (Hg.), Ständische Gesellschaft und soziale Mobilität (Schriften des Historischen Kollegs, Kolloquien 12), München 1988; Günther Schulz (Hg.), Sozialer Aufstieg. Funktionseliten im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit (Deutsche Führungsschichten in der Neuzeit 25), München 2002.

47 Vgl. zum Folgenden ausführlich Weller, Theatrum (wie Anm. 13), S. 299–307.

Vergeblich wies der Rat August den Starken darauf hin, dass die Wahl Hohmanns zum Baumeister den aufgrund ihres Alters und ihrer Verrichtungen für das Amt prädestinierten Personen und ihren Familien »zur Kränkung gereichen« würde, weshalb daraus »nichts als jalousie und Mißhelligkeit entstehen« würde.⁴⁸ Alle Versuche, den Kurfürsten umzustimmen, scheiterten jedoch. Die Ratsherren mussten dem Drängen des Landesherrn schließlich nachgeben – die Befürchtung aber, dass die Wahl Hohmanns zu »jalousie und Misshelligkeiten« im Kollegium führen würde, sollte sich nur zu bald bewahrheiten.

Dies wiederum hing damit zusammen, dass Hohmann nicht nur nach dem Amt strebte, sondern als Baumeister auch einen bevorzugten Rang innerhalb des Ratskollegiums beanspruchte. Diesen wollten ihm die übrigen Ratsherren aber unter keinen Umständen gewähren, da bislang die Rangordnung innerhalb des Ratskollegiums ausschließlich vom Dienstalder der Ratsherren abgehangen hatte. Lediglich die Bürgermeister und die Prokonsuln genossen qua Amt einen besonderen Rang.⁴⁹ Auch ein ausdrücklicher Befehl des Landesherrn vom 30. April 1716, Hohmann den dem Baumeister »competirenden locus und rang« zuzuweisen,⁵⁰ blieb wirkungslos.⁵¹ Dies hatte nun zur Folge, dass Hohmann in den Sitzungen des engeren Rates, an denen er als Baumeister teilnehmen durfte, stets hinter denjenigen rangierte und seine Stimme abgeben durfte, die bereits länger im Rat saßen, auch wenn die Betreffenden erst nach ihm das Amt des Baumeisters erhalten hatten.

Wenn in der Folgezeit erneut Baumeisterstellen vakant wurden, fiel die Wahl aufgrund der bisherigen Vergabep Praxis stets auf Ratsherren, die dem Rat bereits längere Zeit angehörten als Hohmann. 1717 wählte man den Hofrat Johann Jakob Kees zum Baumeister, der seit 1702 im Leipziger Rat saß. 1725 fiel die Wahl auf Johann Philipp Küstner, der seit 1707 Ratsherr war. Als Küstner zum Baumeister gewählt wurde, protestierte Hohmann beim Kurfürsten, weil ersterer ihm bei den Sitzungen des engen Rats vorgezogen würde, jedoch ohne Erfolg. Als dann im Jahre 1729 erneut eine Baumeisterstelle vakant und der Ratsherr Johann Georg Sieber zum Baumeister gewählt wurde, eskalierte der Streit. Diesmal beließ es Hohmann nicht bei förmlichen Beschwerden. Am 22. April 1729 beklagte sich Johann Georg Sieber, der dem Rat seit

48 StadtAL, Tit. VIII, Nr. 7 »Acta Herrn Peter Hohmanns gesuchtes Baumeister Amt betr. Anno 1715«, fol. 13r–14r.

49 In einer undatierten Beschwerde wiesen die übrigen Ratsherren mit Nachdruck darauf hin, dass es »von Anfang bis hieher durch eine beständige Observanz hergebrachten Rechtens ist, daß das Baumeister=Amt niemahls Vorsitz oder andern Ort demjenigen, so durch ordentliche Wahl hierzu beruffen worden, eigne und verschaffe, als ihm nach der reception und anciennité sonst zukommet«, StadtAL, Tit. VIII, Nr. 7, fol. 58r–59v.

50 Ebd., fol. 42r–v.

51 So wurde Hohmann auch im Ratsherrenbuch stets nur nach dem Zeitpunkt seines Eintritts in den Rat geführt, StadtAL, Tit. VIII, Nr. 340.

1707 angehörte, deswegen schriftlich bei seinen Kollegen: Hohmann habe bei der ersten Sitzung des engeren Rats, an der Sieber als neu gewählter Baumeister teilnahm, versucht sich »den locum vor mir zu nehmen«. Nachdem ihm dies nicht gelungen sei, habe sich Hohmann dann nicht neben Sieber, sondern diesem gegenüber gesetzt. Und als schließlich bei der Abgabe der Voten der regierende Bürgermeister zuerst Sieber aufgerufen habe, sei Hohmann diesem »in die Rede gefallen«.⁵² Auch auf diese Weise gelang es Hohmann aber nicht, seinen Anspruch durchzusetzen. Im Gegenteil, sein hartnäckiges Beharren auf den ihm seiner Auffassung nach zustehenden Rang gefährdete schließlich sogar den Einzug seines Sohnes ins Ratskollegium. Hohmann hatte bereits 1728, ein Jahr vor seinem Tod, versucht, seinem männlichen Nachkommen Johann Friedrich Hohmann zu einem Sitz im Stadtrat zu verhelfen. Obwohl dieser ein Empfehlungsschreiben des Grafen Watzdorf vorweisen konnte, weigerten sich die Ratsherren zunächst, Hohmanns Sohn ins Kollegium aufzunehmen, und zwar mit der bemerkenswerten Begründung, dass Hohmann senior mit dem Rat bereits »wegen des Vorrangs [...] zwei Processe gehabt« habe.⁵³ Erst 1733, ein Jahr nach Peter Hohmanns Tod, gelang seinem Sohn die Aufnahme in den Rat.⁵⁴

Die Auseinandersetzung macht zweierlei deutlich: Zum einen lässt sich daran ablesen, dass der Einflussnahme des Kurfürsten auf die städtische Politik durchaus Grenzen gesetzt waren, denn Hohmann konnte sich mit seinem Anspruch trotz seiner guten Kontakte zum Hof nie durchsetzen. Der Kurfürst konnte ihm zwar zu einem Ratsstuhl verhelfen und auch die Verleihung einer Baumeisterstelle weit vor der Zeit erzwingen; die hergebrachte Rangordnung innerhalb des Ratskollegiums ließ sich aber nicht so ohne Weiteres verändern. Zum anderen zeigt das Beispiel mit aller wünschenswerten Klarheit, wie jede einzelne Ratssitzung, neben ihrem instrumentellen Zweck, der Beschlussfassung und Beratung, eben stets auch symbolisch-expressive Funktionen aufwies, das heißt, der symbolischen Bekräftigung und Bestätigung der politisch-sozialen Ordnung diente.

Streitigkeiten wie die zwischen Peter Hohmann und dem Leipziger Rat waren durchaus keine Seltenheit. Auch außerhalb des Ratskollegiums ließen sich Dutzende von Beispielen für ähnlich gelagerte Fälle anführen.⁵⁵ Dabei ging es keineswegs um Äußerlichkeiten oder persönliche Eitelkeiten. Vielmehr wurde hier gewissermaßen

⁵² StadtAL, Tit. VIII, Nr. 7, fol. 90 r–92 v.

⁵³ So die Worte von Bürgermeister Lange in der Enge, StadtAL, Tit. VIII, Nr. 60 b »Protocollum in die Enge von 19. May 1725 bis 17. Aug. 1730« (Protokoll vom 28. August 1728). Lange war allerdings wohl auch deshalb verärgert, weil er selbst schon 1727 versucht hatte, seinen eigenen Sohn ins Ratskollegium zu bringen, und sich auch 1728 trösten lassen musste, da man in Anbetracht von »Hohmanns Erinnerung [...] Langen nicht satisfaction leisten« könne, wie der damalige Prokonsul Jacob Born einwandte, ebd.; vgl. auch Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 141 f.

⁵⁴ StadtAL, Tit. VIII, Nr. 340; vgl. Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 150.

⁵⁵ Dazu ausführlich Weller, *Theatrum* (Anm. 13), bes. S. 264–339.

die politisch-soziale Ordnung als Ganzes und der Platz jedes Einzelnen innerhalb dieser Ordnung immer wieder neu austariert. Auf dem Spiel stand dabei mithin nichts Geringeres als die soziale Existenz der Beteiligten.⁵⁶ Bei dem gerade skizzierten Fall ging es freilich nicht allein um die Frage nach dem politisch-sozialen Rang Hohmanns innerhalb und außerhalb des Ratskollegiums, sondern auch – wenngleich nur indirekt – um die Autonomierechte des Leipziger Rats gegenüber dem Landesherrn.

IV.

Das Ringen zwischen Rat und Landesherrn manifestierte sich aber nicht nur in den allfälligen Auseinandersetzungen um den Rang landesfürstlicher Günstlinge innerhalb und außerhalb des Ratskollegiums. Auch im unmittelbaren Zusammenhang mit der Ratswahl kam es verschiedentlich zu ganz ähnlich gearteten symbolischen Kämpfen. Im Mittelpunkt stand dabei der Termin des Ratswechsels, der seit dem 16. Jahrhundert üblicherweise eine Woche nach der Wahl, am Montag nach *Invocavit* (dem ersten Fastensonntag) stattfand.⁵⁷ Generell wurden die Ratswahlen in den spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Städten stets an einem festen Tag durchgeführt, der so eine eigene Qualität als Wahltag annahm. Dies konnte der Tag des Stadtheiligen sein, in Westfalen und im Hanseraum wurde der neue Rat häufig auch am Tag der Stuhlsetzung Petri feierlich in sein Amt eingeführt.⁵⁸ In Leipzig konnte es aber vorkommen, dass der Ratswechsel aufgrund der zuvor einzuholenden landesherrlichen Bestätigung nicht zum dafür vorgesehenen Zeitpunkt vollzogen werden konnte. Die Leipziger Ratsherren empfanden dies als empfindliche Schmälerung ihres Ansehens.

56 Vgl. als einen der frühesten Forschungsbeiträge zu diesem Phänomen Jan Peters, *Der Platz in der Kirche. Über soziales Rankdenken im Spätféudalismus*, in: *Jahrbuch für Volkskunde und Kulturgeschichte* 28 (1985), S. 77–106; grundlegend Barbara Stollberg-Rilinger, *Zeremoniell als politisches Verfahren. Rangordnung und Rangstreit als Strukturmerkmale des frühneuzeitlichen Reichstages*, in: Johannes Kunisch (Hg.), *Neue Studien zur frühneuzeitlichen Reichsgeschichte* (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 19), Berlin 1997, S. 91–132; dies., *Rang vor Gericht. Zur Verrechtlichung sozialer Rankkonflikte in der frühen Neuzeit*, in: *Zeitschrift für Historische Forschung* 28 (2001), S. 385–418; Weller, *Theatrum* (Anm. 13); mit Blick auf die frühneuzeitlichen Universitäten Marian Füssel, *Gelehrtenkultur als symbolische Praxis. Rang, Ritual und Konflikt an der Universität der Frühen Neuzeit* (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne), Darmstadt 2006.

57 Vgl. Wustmann, *Urkunden* (Anm. 13), S. 65. Günzel, *Ratswahlen* (Anm. 13), S. 7 sowie Rachel, *Verwaltungsorganisation* (Anm. 15), S. 3 betonen, dass der Montag nach *Invocavit* schon seit Mitte des 15. Jahrhunderts gebräuchlich war, auch wenn Abweichungen vorkamen. In der »Alten Ratsordnung« hingegen wurde der Samstag vor *Invocavit* als Tag des Ratswechsels genannt, Wustmann, *Urkunden* (Anm. 13), Nr. 9, S. 137–147, hier S. 142.

58 Vgl. Poeck, *Rituale* (Anm. 12); ders., *Zahl, Tag, Stuhl. Zur Semiotik der Ratswahl*, in: *Frühmittelalterliche Studien* 33 (1999), S. 396–427, ders., *Rituale der Ratswahl in westfälischen Städten*, in: Stollberg-Rilinger, *Vormoderne politische Verfahren* (Anm. 10), S. 207–262.

Im Jahre 1563 etwa hatte die Wahl in den drei Räten wie üblich am Montag vor Invocavit stattgefunden. Die Liste mit den neuen Ratsherren war noch am selben Tag, dem 22. Februar 1563, nach Dresden weitergeleitet worden.⁵⁹ Statt der gewöhnlichen Bestätigung wurde dem Rat aber dieses Mal nur ein offener Kanzleizettel zugestellt, wonach dem Kurfürsten die Liste vorgetragen worden sei und dieser sich darauf »nach dero selben Gelegenheit [...] erzeugen« wolle.⁶⁰ Am 26. Februar wandte sich der Rat daraufhin erneut nach Dresden. In einem an zwei hohe landesherrliche Beamte adressierten Schreiben äußerte er die Vermutung, dem Kurfürsten sei vielleicht nicht bekannt (!), dass die Wahlbestätigung in Leipzig stets am Montag nach Invocavit verlesen werde, und wies auf die Konsequenzen hin, die eine weitere Verzögerung nach sich zöge: »solte nun die bestetigung uns vor des nicht zukommen, so wurde es bei der gemeine und sonst ein seltsam ansehen und nachdencken gewinnen.«⁶¹ Der Kurfürst ließ sich davon aber nicht beeindrucken. Nach einer langen Zeit der Ungewissheit konfirmierte der Landesherr schließlich erst am 26. März den neuen Rat, die Bestätigung ging zwei Tage später, am Sonntag Judaica, in Leipzig ein. Gleich am nächsten Tag, also erst vier Wochen nach dem üblichen Termin, wurde dann der Ratswechsel vollzogen.

Blieben solche Zwischenfälle in der Folgezeit zunächst die Ausnahme, so kam es mit dem Beginn der fast sechzig Jahre währenden Zwangsverwaltung erneut zu erheblichen Unregelmäßigkeiten.⁶² 1625 musste sich die hoffnungslos überschuldete Stadt für zahlungsunfähig erklären. Zwei Jahre später setzte Johann Georg I. eine Kommission zur Überwachung der städtischen Finanzen ein. Da der Kurfürst von nun an erst nach Prüfung der Rechnungen bereit war, den neuen Rat zu bestätigen,⁶³ war der Zeitpunkt des Ratswechsels zwischen 1627 und 1634 immer weiter in den Sommer gerutscht. Im ersten Jahr der Zwangsverwaltung musste der amtierende Rat sogar ein ganzes weiteres Jahr im Amt bleiben: 1628 fand also überhaupt kein Ratswechsel statt.⁶⁴ Am 11. Juni 1634 beklagte sich der Rat schließlich beim Landesherrn über die daraus entstandenen »Confusiones und Unordnungen« und betonte in diesem Zusammenhang erneut ausdrücklich:

»das diese E[urer] Churf[fürstlichen] Durchl[au]cht[ig] Respublica dadurch nicht wenig bei der bürgerschaft allhier und sonst vorächtlich worden, sintemal auch die ge-

59 Vgl. zu diesem Vorfall Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 66.

60 Zit. nach ebd.

61 Zit. nach ebd.

62 Vgl. zum Folgenden ebd., S. 89–91; Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 17–34.

63 Der Rat musste nach dem kurfürstlichen Dekret über die Einsetzung der Kommission vom 15. Februar 1627 vier Wochen, bevor er das Gesuch zur Bestätigung des neuen Rats stellte, die Rechnungen abgeschlossen und zur Prüfung vorgelegt haben, Wustmann, Urkunden (Anm. 13), Nr. 66, S. 199–205, hier S. 204.

64 Die Verordnung des Kurfürsten ebd., S. 205 f., Nr. 67.

ringsten Communen und Stätte in diesem E[urer] Churf[ürstlichen] Durchl[aucht] hochlöblichsten Churfürstenthumb eine gewisse Zeit und tag haben, so sie den neuerwehnten und bestätigten aufführen und publiciren lassen«. ⁶⁵

Der Leipziger Magistrat schlug deshalb vor, die Wahl in den drei Räten von nun an stets am Montag vor Bartholomaei (24. August) durchzuführen und »hernach den andern montag üblichen brauch nach« den neuen Rat »auf[zu]führen« und »der bürgerschaft [zu] publiciren«. ⁶⁶ Dabei ging es wohl nicht nur um eine Angleichung von Amts- und Geschäftsjahr – die Rechnungslegung sollte nun zum Beginn der Michaelismesse erfolgen – sondern nicht zuletzt darum, überhaupt wieder einen festen Wahltag zu etablieren und auf diese Weise die Ehre des Leipziger Ratskollegiums wieder herzustellen. ⁶⁷

An den Auseinandersetzungen zwischen Rat und Landesherrn um den Wahltermin wird noch einmal deutlich, was dabei aus Sicht des Leipziger Rats auf dem Spiel stand. Das Wahlergebnis, also die Liste mit den Personen, die im fraglichen Jahr in den sitzenden Rat gewählt wurden, war in der Regel unstrittig, auch wenn es um den einen oder anderen neu aufzunehmenden Ratsherren Auseinandersetzungen innerhalb des Kollegiums oder mit dem Kurfürsten geben konnte. Ebenso unstrittig war, dass die Leipziger Bürgerschaft auf die Zusammensetzung des Ratskollegiums nicht den geringsten Einfluss hatte. Gleichwohl war die Durchführung des Ratswechsels unter genauer Einhaltung des üblichen Zeremoniells und am dafür vorgesehenen Tag für die Legitimierung der politischen und sozialen Geltungsansprüche der Leipziger Ratsherren offenbar unerlässlich. Das komplexe Dreiecksverhältnis Rat – Landesherr – Bürgerschaft verdichtete sich hier gleichsam in symbolischer Form. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts gelang es dem Leipziger Rat, den kritischen Moment des Ratwechsels zu entschärfen und seine Stellung gegenüber der Bürgerschaft zu stärken. Nach der spektakulären Wahl des bereits erwähnten Franz Conrad Romanus zum Leipziger Bürgermeister ⁶⁸ war es dem Rat gelungen, ein kurfürstliches Dekret zu erwirken, das ihm nicht nur erneut die Freiheit der Wahl garantierte, sondern auch ausdrücklich gestattete, einen neuen Rat zu jedem beliebigen Termin zu wählen. ⁶⁹ In den Jahren 1703 und 1704 machte man erstmals von diesem Recht Gebrauch und

⁶⁵ Ebd., Nr. 69, S. 208–211, hier S. 209.

⁶⁶ Ebd., S. 210.

⁶⁷ Der Kurfürst wollte eine entsprechende Zusage jedoch zunächst nur für das Jahr 1634 geben. Erst seit 1636 stellte sich dann die vom Rat gewünschte Regelmäßigkeit ein. Gleichwohl musste der Rat noch fast siebenzig Jahre lang jedes Jahr aufs Neue eigens beim Landesherrn um die Erlaubnis nachsuchen, den neuen Rat zu wählen.

⁶⁸ Vgl. oben Anm. 43.

⁶⁹ Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 247–250, Nr. 92, hier S. 248. Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 101 weist zu Recht darauf hin, dass demnach der Rat bereits seit 1701 nicht mehr um die Wahl-erlaubnis nachsuchen musste und nicht erst seit 1707, wie Wustmann, Urkunden (Anm. 13), S. 97 fälschlicherweise behauptet.

schritt vorzeitig zur Neubesetzung von vakanten Stellen im Ratskollegium.⁷⁰ Als dann im Januar 1705 Franz Conrad Romanus aufgrund seiner Verhaftung als regierender Bürgermeister vorzeitig aus dem Amt schied, entschloss sich der Rat erneut, die Wahl vorzeitig durchzuführen. Dem Bürgermeister Jacob Born schien dies nicht nur wegen des drohenden Anmarsches der Schweden geboten, sondern auch aufgrund von »vielen zum Teil noch continuirenden Intriguen« bei Hofe, die die Ämtervergabe im Leipziger Rat betrafen.⁷¹ Im Juli schritt man daraufhin zur Wahl und entschloss sich diesmal »aus wichtigen Ursachen«, nicht nur den Bürgermeister, sondern auch den gesamten neuen Rat für das folgende Jahr vorzeitig zu wählen. Dabei sollte es in der Folgezeit bleiben.

Über die Gründe, die den Leipziger Rat zu diesem folgenschweren Schritt bewogen haben, kann man nur spekulieren. Immerhin hatte der Rat noch ein Jahr zuvor beim Kurfürsten gegen die vorzeitige Wahl von Carolus Fridericus Romanus mit der Begründung protestiert, man sei nicht bereit, von der ordentlichen Wahl, welche »allzeit umb Bartholomaei zu geschehen pflegt«, ohne besondere erhebliche Ursachen »so leichtlich abzuweichen«.⁷² Es erscheint aber äußerst plausibel, dass der Leipziger Rat auf diese Weise hoffte, weitere Eingriffe in seine Wahlfreiheit zu unterbinden. Die Abkoppelung der Wahl vom festen Termin des Ratswechsels ermöglichte größere Flexibilität und schnelleres Handeln bei Vakanzen, sodass man den Hof in vielen Fällen gleichsam vor vollendete Tatsachen stellen und so die Wahl von Günstlingen, wenn nicht verhindern, so doch zumindest verzögern konnte.⁷³

Der Wegfall der zeitlichen Anbindung der Wahl an den nachfolgenden Ratswechsel und die sich daraus ergebenden Konsequenzen bedeuteten für den Leipziger Rat aber vor allem auch einen symbolischen Prestigegewinn. Eine Verzögerung des Ratswechsels konnte auf diese Weise leicht vermieden werden. Denn zwischen der Wahl in den drei Räten und dem Ratswechsel lagen jetzt oft Wochen und Monate und damit Zeit genug, etwaige Bedenken des Landesherrn gegen die eingereichte Liste aus der Welt zu schaffen, um so pünktlich am Montag nach Bartholomaei der Bürgerschaft die landesherrliche Wahlbestätigung zu verkünden.

70 1703 wurde nach dem Tod des Bürgmeisters Johann Friedrich Falckner am 18. Januar umgehend Johann Alexander Christ zum Nachfolger gewählt. Für die vorzeitige Wahl machte sich v. a. der Prokonsul Abraham Christoph Platz stark, der mit Nachdruck darauf hinwies, dass eine monatelange Vakanz bis zum üblichen Wahltermin eine Einflussnahme vonseiten des Hofes begünstigen würde, Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 103. Schon ein Jahr später aber setzte unmittelbar nach dem Vakantwerden einer Ratsherrenstelle Franz Conrad Romanus mit Hilfe des Kurfürsten die außerplanmäßige Aufnahme seines Bruders ins Ratskollegium durch, ebd., S. 105.

71 Ebd., S. 107.

72 Zit. nach ebd., S. 105.

73 Oder mit den Worten von Günzel, Ratswahlen (Anm. 13), S. 108: »Die Machenschaften des Hofes veranlassten den Rat, [...] Schlaueit und Gewandheit althergebrachtem Brauch vorzuziehen«.

Und noch ein weiterer Nebeneffekt stellte sich ein, der, wenn er nicht ohnehin intendiert war, vom Rat sicherlich billigend in Kauf genommen wurde. Zuvor hatten Wahl und Amtsübergabe fast immer im Abstand von acht Tagen stattgefunden. Beide erschienen damit als Bestandteile *eines* Rituals, an dem nicht nur die Ratsherren, sondern, wenngleich in eingeschränkter Form, auch die Bürgerschaft partizipierte. Die Leipziger Bürger wurden durch die vorherige Abkündigung der Wahl von den Kanzeln nicht nur davon in Kenntnis gesetzt, dass und wann die Ratsherren zur Wahl zusammenkamen, sie hatten auch symbolisch daran Anteil, indem sie im Gottesdienst gemeinsam mit der Obrigkeit für einen guten Ausgang der Wahl beteten. Mit der Verschiebung des Ratswahlgottesdienstes, der künftig Ratsbegängnis hieß, änderten sich die Dinge grundlegend. Die Wahl fand nun statt, ohne dass außerhalb des Rats überhaupt jemand davon Kenntnis nehmen musste. Die Bürgerschaft partizipierte als Kirchengemeinde zwar auch weiterhin am Ratsbegängnis; im Hinblick auf die Rolle der Gemeinde machte es aber einen wesentlichen Unterschied, ob sie wie zuvor am Wahltag selbst für den *Ausgang* der Wahl betete oder wie seit 1705 erst nach der *bereits vollzogenen* Wahl für ein gutes Regiment. Die Distanz zwischen Rat und Bürgerschaft war dadurch größer geworden und ließ die Leipziger Ratsherren mehr denn je als sozial abgeschlossene Elite erscheinen, die sich selbst nach eigenem Gutdünken ergänzte und als gottgewollte Obrigkeit die Geschicke der Stadt lenkte.

V.

Daran lässt sich noch einmal ersehen, dass die Leipziger Ratswahlen in der Frühen Neuzeit äußerst wenig mit heutigen, demokratischen Wahlen zu tun hatten. Legt man die eingangs vorgenommene Unterscheidung zugrunde, so weist das Verfahren der Ratswahl im frühneuzeitlichen Leipzig ganz eindeutig mehr Charakteristika eines Rituals als eines politischen Verfahrens auf. Die strikte Unterscheidung in Ritual und Verfahren, wie sie hier lediglich zu heuristischen Zwecken vorgenommen wurde, erweist sich mit Blick auf vormoderne Wahl- und Stimmverfahren indes stets bis zu einem gewissen Grad als anachronistisch. Selbst für die erste Phase der Ratswahl im frühneuzeitlichen Leipzig, die geheime Beratung in der Enge, ließ sich zeigen, dass die instrumentellen Funktionen des Verfahrens, die Besetzung vakanter Ämter mit dafür geeigneten Personen, von den symbolischen Funktionen, der Bekräftigung und Legitimierung der politisch-sozialen Geltungsansprüche der Ratselite und der Rangabstufungen innerhalb des Kollegiums, gar nicht zu trennen waren.

Leipzig stellte diesbezüglich durchaus keine Ausnahme dar, wenngleich sich das hier übliche Wahlverfahren von dem in vielen Reichsstädten üblichen *Procedere* in einigen Punkten signifikant unterschied. Sucht man nach demokratischen Traditionen

in den politischen Gemeinwesen Alteuropas,⁷⁴ so erweisen sich die Ratswahlen in den meisten frühneuzeitlichen Städten kaum als geeignete Beispiele; zu offensichtlich sind die bereits im Spätmittelalter einsetzenden Tendenzen zu oligarchischer Abschließung und obrigkeitlichem Selbstverständnis, wie sie bei der Neubesetzung oder Bestätigung der politischen Führungsspitze in aller Deutlichkeit hervortraten.

Es wäre aber ebenso verfehlt, die Ratswahl – ob nun in Leipzig oder andernorts – gewissermaßen als leere Inszenierung und hohles, zur äußeren Form erstarrtes Ritual abzutun. Die Ratswahl in den frühneuzeitlichen Städten erfüllte vielerlei Funktionen, zum Teil gänzlich andere als die, die man heute primär mit einer Wahl verbinden würde. Für die Aufrechterhaltung und Stabilisierung der politisch-sozialen Ordnung aber war sie ebenso wichtig wie heutige Wahlen. Auch sie stiftete Legitimation, wenn auch nicht »durch Verfahren«, sondern auf eine ganz andere, uns heute mitunter fremd anmutende Weise.

74 Vgl. exemplarisch Peter Blickle, *Kommunalismus. Skizzen einer gesellschaftlichen Organisationsform*, 2 Bände, München 2000.



Der Literaturpapst als Fledermaus — Kleine Geschichten aus 600 Jahren Universität Leipzig
Aufgeschrieben von Volker Schulte

ISBN 978-3-86729-047-0, Festeinband, 13 x 21 cm, 136 Seiten, 14,80 Euro, 1. Aufl. 2009

Mit einem Augenzwinkern schreibt der Autor, dem geneigten Leser werde hiermit nichts weniger als die »Geschichte der Alma mater Lipsiensis — Kurzer Lehrgang« in die Hände gegeben. Anders als in dem ebenfalls zum 600-jährigen Universitätsjubiläum erscheinenden mehrbändigen wissenschaftlichen Geschichtswerk stehen in diesem Bändchen eher am Rande liegende, teils amüsante, teils bitter-komische, jedenfalls nicht belanglose Begebenheiten der Universitätsgeschichte im Mittelpunkt. Vorgelegt wird ein Universitäts-Lesebuch eigener Art, wobei den Geschichten hier und da ein Schuss Ironie und Satire beigemischt ist. Nicht zuletzt in dem weniger Bekannten, dem Charme des Abseitigen, der überraschenden Sicht auf universitäre Vorgänge findet es seinen Stoff. Dabei will sich der Autor von heute, der sich auf geschichtliche Quellen wie auch auf

Erinnerungen lebender Zeitgenossen stützt, keineswegs verleugnen, vielmehr durch gelegentliche Tangenten zur Gegenwart dem Stoff eine weitere die Lektüre belebende Seite abgewinnen. Der Leser wird in den über 70 mehr oder minder kurzen Texten vielen großen Namen, Nobelpreisträgern, herausragenden Gelehrten begegnen, zumeist freilich in ungewohnter Lebenssituation; aber auch Merkwürdigkeiten aus dem studentischen und dem allgemeinen Universitätsleben sollen nicht fehlen. Neben früheren Blütezeiten der Universität bilden die Jahre nach 1945 einen Schwerpunkt, da jetzt gegenüber schon vorliegenden Anekdoten-Publikationen ein anderer, ein freier Blick möglich ist.

Persönlichkeiten wie Johann Wolfgang Goethe, Friedrich Nietzsche, Friedrich Wilhelm Ritschl, Friedrich von Hardenberg, Friedrich Schlegel, Theodor Körner, Robert Schumann, Erich Kästner, Edward Teller, Carl Friedrich von Weizsäcker, Heinrich Spromberg, Johann Christoph Gottsched, Friedrich Melchior Grimm, Ernst Platner, Gottfried Hermann, Gustav Theodor Fechner, Heinrich Leberecht Fleischer, Wilhelm Wundt, Hans Driesch, Theodor Des Coudres, Werner Heisenberg, Franz Dornseiff, Hans-Georg Gadamer, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Thomasius, Carl Ferdinand Hommel, Theodor Mommsen, Wilhelm Ostwald, Otto Hölder, Rudolf Kittel, Theodor Litt, Georg Witkowski, Werner Holzmüller, Karola und Ernst Bloch, Siegfried Morenz, Max Bürger, Karl Friedrich Reimers, Christian Fürchtegott Gellert, Carl Thiersch und Ernst Carl Wieland stehen im Blickfeld der Kurzgeschichten.



Der große Wurf — Vom schwierigen Weg zur neuen Leipziger Universität
von Birk Engmann

ISBN 978-3-86729-022-7, Broschur, 16,5 x 23,5 cm, ca. 128 Seiten mit ca. 100 Entwürfen, Fotografien
14,50 Euro, 1. Aufl. 2008

Diskurs zur Leipziger Universitätsgeschichte, Paulinerkirche und Leipziger Baukultur nach 1945. Angstfrei, scheinbar unbeeindruckt von heftigsten Kämpfen des letzten Jahrzehnts schildert der Autor die Auseinandersetzungen um die Wiedergewinnung des geistig-geistlichen Zentrums der Leipziger Universität, das bis zum Universitätsjubiläum 2009 am Augustusplatz entstehen wird. Mit der nötigen Distanz zum Ganzen und zugleich mit Herz und Leidenschaft gelingt Birk Engmann eine kritische, gleichwohl aber immer sachliche Sicht.



Neunzehnhundertneunundachtzig — Psychogramme einer deutschen Stadt
von Sylvia Kabus

ISBN 978-3-86729-041-8, Broschur, 13 x 21 cm, 200 Seiten, 14,80 Euro, 1. Aufl. 2009

Im Jahr 2003 hat die Autorin im Sax-Verlag den Interview-Band »Wir waren die Letzten. ... Gespräche mit vertriebenen Leipziger Juden« vorgelegt. Und nun diese auf neun Essays erweiterte Neuauflage ihrer Sicht auf die letzten Jahre der DDR, den Leipziger Aufbruch im Oktober '89 und die friedliche Revolution mit allen Fortschreibungen politischer Verhaltensmuster in die deutsche Einheit, bis heute. Die Sicht einer bürgerbewegten Akteurin vom Leipziger Herbst (Mitherausgabe der illegalen »Umfeldblätter«, Besetzung der »Runden Ecke«, Aufbauarbeit im Haus der Demokratie, Mitglied des Runden Tisches Leipzig, Liquidation des Schriftstellerverbandes), die um ein wirkliches Bild dieses einzigartigen Geschehens auch für Spätere ringt.

Am Beispiel Leipzigs legen die Psychogramme in einer Tiefe und Detailliertheit »Symptome mit landesweiter Wirkung frei«, wie sie mit solch obwaltender Sorgfalt und diesem Mut sonst wohl nirgends zu finden sind.

Die Taufpatenschaften der Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert

Theresa Schmotz

Die aktuelle Problematik bezüglich der Institution der »Taufpaten« beschreibt Klaus Beitzl im Lexikon für Theologie und Kirche, welches in den 1990er Jahren erschien, wie folgt: »Die für die Übernahme des Patenamtes notwendige religiöse Reife wird vor allem bei der Kindertaufe zunehmend ein Problem, da eine größer werdende Zahl von Paten – wie auch von Eltern – sowohl ein solides Glaubenswissen als auch eine selbstständige, kontinuierliche Glaubenspraxis vermissen lässt. Das Patenamt reduziert sich deshalb häufig auf einen gutgemeinten Freundschaftsdienst für die Eltern. Das Glaubensbekenntnis, das die Paten zusammen mit den Eltern bei der Taufe ablegen, wird so zu einer wenig verstandenen und vom Leben unzureichend gedeckten Aussage.«¹ Die Bedeutung der Taufpatenschaft unterlag in den vergangenen Jahrhunderten vielen Veränderungen. In der Antike trat der Pate als Bürge für den erwachsenen Täufling ein, da zu dieser Zeit nur Erwachsene getauft wurden. Erst im Verlauf des 3. Jahrhunderts setzte sich die Kindertaufe durch und das Patenamt gewann an Bedeutung. Die Kinder wurden von ihren Eltern zur Taufe begleitet. Seit dem 5. Jahrhundert übernahmen dann die Paten die Rolle der Eltern, sie waren nun die Garanten für eine religiöse Erziehung dieser Kinder. Im weiteren Verlauf gewannen allerdings die Eltern ihre Vorrangstellung bei der Kindertaufe wieder zurück. Im Mittelalter wurde die Taufe zum Geburtsritual, welches dem Kind erst die eigentliche Aufnahme in den Kreis der Gesellschaft ermöglichte, da alle Nicht-Getauften als vom Teufel beherrscht angesehen wurden.² Seit dem 6. Jahrhundert begleiteten nicht mehr die Eltern oder sonstige Verwandte die Kinder zur Taufe, sondern speziell ausgewählte Paten, da man glaubte, dass Pate und Täufling durch ein vom Geiste Gottes erzeugtes Band in eine geistliche Verwandtschaft gebracht wurden. Diese Möglichkeit, eine Verwandtschaft künstlich zu erzeugen, gewann in der folgenden Zeit immer mehr an Bedeutung. Die Eltern waren dabei zwar die Stifter der künstlichen Beziehung, spielten aber während der Taufhandlung selbst keine Rolle mehr. Aufgrund des frühen Tauftermins, wenige Tage nach der Geburt, hielten sich die Mütter noch in ihrem Wochenbett auf, die Anwesenheit der Väter war während der Taufe nicht notwendig

¹ Lexikon für Theologie und Kirche, 7. Band, Freiburg [...] 1998, Sp. 1452.

² Arnold Angenendt, Taufe im Mittelalter, in: Bettina Seyderhelm (Hg.), Tausend Jahre Taufen in Mitteleuropa, Regensburg 2006, S. 35–42, S. 36.

und nicht vorgesehen.³ Erst durch Verbürgerlichung der Religion und durch ein aufgeklärtes Verständnis von Taufe am Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Taufe zu einem christlichen Familienfest, bei dem nun auch den Eltern wieder eine tragende Rolle zukam.

Im Folgenden soll dargestellt werden, wie es sich bei den Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert mit den Patenschaften verhielt. Sahen die »klassischen« Genealogen⁴ die Paten vor allem mit den Augen des Familienforschers, die halfen »tote Punkte«⁵ bei der Suche nach den Ahnen zu überwinden, so reifte mit der modernen Sozialgeschichtsschreibung auch die Erkenntnis, dass die Paten darüber hinaus dazu dienlich sind, Beziehungsgeflechte oder Verhaltensmuster innerhalb bestimmter sozialer Gruppen transparent zu machen. Die Anzahl der Arbeiten, die die Forschung bis dato hervorgebracht hat, lässt allerdings noch viele Wünsche offen.⁶ Dabei stellen die Patenschaften ein einzigartiges Untersuchungsfeld dar, welches den Forscher in die Lage versetzt, beispielsweise freundschaftliche oder andere inoffizielle Verbindungen, die zwischen den Familien bestanden und die sonst durch keinerlei Quellen belegbar sind, zu rekonstruieren. Ebenso lassen sich gewisse Regelmäßigkeiten bei der Patenwahl innerhalb bestimmter Gruppen zeigen. Des Weiteren wurde in der Frühen Neuzeit jedes Kind, selbst wenn es bei der Geburt verstarb, getauft. Und bei dem Kinderreichtum, den die meisten Familien hervorbrachten, erhält man eine Vielzahl an Paten für jede einzelne Familie, die einen in die Lage versetzt, Untersuchungen mit einer großen Datendichte durchführen zu können. Dies ist ein besonderer Glücksfall, denn in der Regel sind die Überlieferungen aus der betreffenden Zeit eher spärlich zu nennen. Im Rahmen einer Doktorarbeit über Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert hatte ich die Möglichkeit die komplett erhaltenen Taufbücher der St. Thomas- und St. Nikolaikirche im Kirchenarchiv einzusehen. Durch die Auswertung der vielen einzelnen Einträge konnte so ein »informelles Netzwerk« der Mitglieder der Leipziger Oberschicht, bestehend aus Akademikern, Kaufleuten und

3 Peter Cornehl, Zur Geschichte der evangelischen Taufe, in: Seyderhelm (Anm. 2), S. 80–93, S. 86.

4 Eduard Heydenreich, Handbuch der praktischen Genealogie, 2 Bände, Leipzig 1930.

5 Volkmar Weiss, Wie man auf den Toten Punkt gelangt und darüber hinaus, in: Genealogie in der DDR 2 (1990), S. 89–101.

6 Zu den bekannteren Arbeiten gehört das Werk von Hartmut Zwahr, Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der industriellen Revolution, Berlin 1978. Darin führt Zwahr eine Patenschaftsanalyse unter dem Leipziger Proletariat durch und kommt zu dem Ergebnis, dass ständische Mentalitäten und traditionelles Strukturdenken lange innerhalb der Arbeitnehmerschaft präsent waren. Über das Leipziger Großbürgertum des 19. Jahrhunderts handelt der Aufsatz von Martina Wermes, Analyse von Patenschaften und ihr Wert für sozialgeschichtliche Untersuchungen, in: Genealogie. Deutsche Zeitschrift für Familienkunde 24 (1999) 7/8, S. 592–601. In ihrer quantitativen Analyse zeigt sie das Gemeinschaftsverhalten bezüglich der Patenwahl von namhaften Familien wie Hirzel, Reclam, Heine, Blüthner und Frege. Darüber hinaus bezieht Wermes auch die Wahl des Vormundes der Kinder in ihre Analyse ein, da die Wahl des Vormundes wie die Wahl der Paten »frei von Zufälligkeiten« (S. 593) war.

Ratsmitgliedern, entwickelt werden. Außerdem gelang es, eine Art Stereotypie bei der Patenwahl in dieser sozialen Gruppe anhand der Taufeinträge abzuleiten.

Der Bedarf nach Repräsentation der eigenen Familie war in Leipzig, wie anderswo auch, während der Frühen Neuzeit sehr groß. Dabei boten die kirchlichen Ereignisse, wie Hochzeiten, Beerdigungen oder Taufen und die Kirche als öffentlicher Raum per se den Platz für die wirkungsvollste und zugleich am wenigsten anstößige Zurschau-stellung der eigenen Würde.⁷ Der Besitz eines besonderen Kirchenstuhls im Kirchenschiff⁸ oder einer Begräbnisstelle, in möglichst großer Nähe zum Altar, zeigten der Öffentlichkeit, welch hohe gesellschaftliche Position der Inhaber einnahm. Natürlich gab es auch »interne« Möglichkeiten seinen Rang zu dokumentieren, zum Beispiel in den zahlreichen Gremien der Universität oder des Rates, aber diese internen Machtspiele waren nicht geeignet, dem daran unbeteiligten und außen stehenden kleinen Kaufmann, dem Straßenhörer oder Torschreiber die eigene Position zu verdeutlichen. So wundert es also nicht, dass die Leipziger Bürger bemüht waren, ihren Status zu öffentlichen Anlässen entsprechend zu bekräftigen. Der Rat der Stadt sah sich jedoch gezwungen, diese Prachtentfaltung einzudämmen, und erließ beispielsweise in den Jahren 1634, 1640 und 1652 Verordnungen, die vorschrieben, »wie es auff Verlöbnnissen / Hochzeiten / Kindtauffen und Leichenbegängnissen zu halten seik.«⁹ So wurde es »bey unser des Raths ernster unnachlässlicher Straffe« verboten, den Taufpaten, auch Gevatter genannt, mit Marzipan, Mandeldort oder Zucker zu beschenken.¹⁰ Der

7 Vgl. zu dieser Problematik: Thomas Weller, *Theatrum praecedentiae*. Zeremonieller Rang und gesellschaftliche Ordnung in der frühneuzeitlichen Stadt: Leipzig 1500–1800 (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne, Studien zur Geschichte, Literatur und Kunst), Darmstadt 2006.

8 Bei der Verteilung, also der Verpachtung oder dem Verkauf, neu entstandener Kirchenstühle ging es deshalb nicht immer angemessen zu. Als Professor August Quirin Rivinus (1652–1723) nach der Renovierung der Paulinerkirche im Auftrag der Universität die neuen Kirchenstühle verkaufen wollte, entstand ein großer Tumult, da ein von verfeindeten Professoren eingesetzter Bauaufseher seinerseits ebenfalls Stühle verkauft hatte. Rivinus teilte der Kommission, die wegen des herrschenden Unfriedens zwischen den Professoren anlässlich der Renovierung der Kirche vom Kurfürsten eingesetzt worden war, schriftlich mit: »Was ich darüber (über die doppelte Vergabe der Kirchenstühle – T.S.) von allen Seiten vor schnöde Worte einfressen müssen, weiß ich am besten, wie ich denn in öffentlicher Pauliner Kirche, wo alle Menschen zu gehörten von des Herrn Menckens Schwiegermutter der Frau Gleditzschin und von der Frau Prof. Ernestin mir habe müssen lassen unter die Augen sagen: Es ginge nach Affecten.« Universitätsarchiv Leipzig (im Folgenden: UAL), Rektor, Rep. I/VIII, Nr. 35. Bl. 22 r/v »Acta die von Herrn August Quirin Rivinus P.P. wieder einige Herren Professoren angegeben Beschwerden betr. Anno 1711«.

9 Eine E. Raths der Stadt Leipzig Anno 1634 und 1640 publicirte / und anietzo wiederholte und erklärte Neue Kleider = Ordnung / Wie sich ein ieder Stand in Kleidung verhalten sol / auch wie es auff Verlöbnnissen / Hochzeiten / Kindtauffen und Leichenbegängnissen zu halten, 1652, unpaginiert (Universitätsbibliothek Leipzig [im Folgenden: UBL], Hist. Sax. 1105–b).

10 Später ließ man diese Genussmittel zu, jedoch durfte der Marzipan nicht teurer als 2 Taler sein. Zum Vergleich: Der Jahresverdienst einer Magd oder Köchin lag in den Professorenfamilien zwischen acht und 12 Talern.

Rat schrieb einen runden oder Turmkuchen als Ersatz dafür vor, die »Weiber« sollten einen schlechten Pfannkuchen bekommen. Als Gegenleistung durften die Paten bei vornehmen Leuten nicht mehr als einen Goldgulden und einen Taler »einbinden«.¹¹ Das Trinkgeld für die Wehmutter, also die Hebamme, sollte sechs Groschen nicht überschreiten.¹² An der Taufe durften sich bei den vornehmen Leuten nicht über 24 Paare, bei dem mittleren Stande nicht über 18 Paare und bei den gemeinen Leuten nicht über 12 Paare einfinden. Ein Festmahl nach der Zeremonie sollte es nicht geben. Diese Verordnungen wurden aber in der Regel ignoriert, ihre ständige Wiederholung ist ein klares Indiz dafür. Die Realität beschrieb Georg Carl Claudius in einem Reisehandbuch: »Wer in Leipzig ein Kind aus der Taufe heben will, hat folgendes zu merken: Ist der Vater des Kindes, der hier selbst Gevatter bitten geht,¹³ von vornehmen Stande, so verbittet¹⁴ er das Patengeld; ist er aus der geringeren Classe, so bindet man 1 Dukaten¹⁵ ein, 2 höchstens, wenn er angesehener ist. Man schickt am Tauf-Tag früh den Paten Torten und Kuchen;¹⁶ ist beydes zusammen, gibt man der Überbringerin 1 Gulden; ärmere Leute schicken gewöhnlich nur Kuchen, und man gibt der Überbringerin 8 Groschen. In der Kirche gibt man der Kindermutter nach der Taufe 8 bis 12, auch 16 Groschen, je nachdem man sich sehen lassen will; so dem Küster 4 auch 8 Groschen, dem Famulus 2 bis 4 Groschen, dem Armenvoigt 2 Groschen und in die Armenbüchse steckt man viel oder wenig.«¹⁷ Bedauerlicherweise hat sich wohl keine Abrechnung über die Kosten einer Taufe erhalten, wie sie zum Beispiel von den Bererdigungen der Leipziger Professoren in wenigen Fällen detailliert vorliegen. Deshalb ist es nicht möglich, den finanziellen Aufwand, der anlässlich einer Taufe getrieben wurde, zu bestimmen. Sicher bestimmen lässt sich jedoch der Zeitpunkt einer Taufe. Sie fand in den meisten Fällen zwei bis drei Tage nach der Geburt statt. Bis auf wenige Ausnahmen bemühte man in der Regel drei Paten.¹⁸ Wenn das Kind männlichen

11 »Einbinden« meint, dass das Geld, welches die Paten schenken, in einer kostbaren Verpackung überreicht wird. Die Verwendung von edlen Stoffen war beispielsweise geeignet, den von der Obrigkeit festgesetzten Geldbetrag zu erhöhen. Das Patengeld galt als Eigentum des Kindes und wurde nicht in das Vermögen der Eltern eingerechnet.

12 Da man die Kinder in der Regel wenige Tage nach der Geburt taufen ließ, bekam die Hebamme ein Trinkgeld als Dank für die glückliche Geburt. Die Hebammen hatten in der Kirche auch einen besonderen Kirchenstuhl. Dies verdeutlicht noch einmal, wie alle räumlichen Besonderheiten für bestimmte Personengruppen innerhalb des Kirchenschiffes, ihre herausragende Stellung.

13 Also der die potenziellen Paten persönlich bittet, dieses Amt zu übernehmen, welches dieser nicht ohne triftigen Grund ablehnen durfte.

14 Verzichtet.

15 Europäische Goldmünze, entspricht ungefähr 2 Talern.

16 Diese Formulierung drückt in der Tat keine Beschränkung aus.

17 Georg Carl Claudius, Leipzig. Ein Handbuch für Reisende die ihren Aufenthalt daselbst sich angenehm und nützlich machen wollen. Leipzig 1792. S. 237 f.

18 Die Kirchenordnungen der verschiedenen Landeskirchen empfahlen diese Zahl nach den ortsüblichen Gewohnheiten.

Geschlechts war, so hatte es zwei männliche Paten und eine weibliche Patin. Wenn das Kind weiblichen Geschlechts war, so hatte es zwei weibliche Patinnen und einen männlichen Paten. Eine Abweichung von dieser Patenzahl kam nur höchst selten vor, zum Beispiel bei der letztgeborenen Tochter des Poetikprofessors Karl Andreas Bel (1717–1782). Das 10. Kind Henriette Louise bekam insgesamt 6 Paten, die allesamt aus dem universitären Umfeld stammten.¹⁹ Über die Gründe für die außergewöhnlich hohe Patenzahl lässt sich nur folgende Vermutung anstellen: da das 9. Kind, der Sohn Johann Friedrich, ein Jahr zuvor nach seiner Geburt eine Nottaufe im Hause der Eltern erhielt, liegt es nahe, dass er kurz danach verstarb. Die häuslichen Nottauen wurden nur dann durchgeführt, wenn nach einer schweren Geburt der Verdacht aufkam, dass das Kind eine offizielle Taufe in der Kirche nicht mehr erleben würde. Damit aber das Kind nach seinem Tod nicht ungetauft in der »Vorhölle«²⁰ darben musste, führte man eine Nottaufe durch. Manchmal geschah dies auch noch posthum. Davon ausgehend, dass Johann Friedrich nach der Nottaufe verstarb, drückt die hohe Patenanzahl vielleicht die Freude der Eltern über die geglückte Geburt der darauf folgenden Tochter aus. Eine glückliche Geburt bedeutete in einer Zeit, in der ein Drittel der Säuglinge die ersten Wochen nicht überlebte, ja in der nur die Hälfte der Bevölkerung überhaupt das Alter von 10 Jahren erreichte,²¹ zumindest fürs Erste eine große Erleichterung für die Familie. Im Jahre 1686 riefen daher Leipziger Kaufleute die »Vermehrende Gesellschaft« oder auch »Kinder-Tauff-Kränzgen« ins Leben. Wurde ein Kind aus den Reihen ihrer Mitglieder getauft, so feierten die vermögenden Kaufleute gemeinsam mit den Eltern – allerdings auch auf deren Kosten – ein Fest. Die Amme des Säuglings bekam zu diesem Anlass von jedem Teilnehmer acht Groschen²² geschenkt. Obwohl sich die beginnende Frühaufklärung strikt gegen das Ammenwesen aussprechen sollte, herrschte in der »Vermehrenden Gesellschaft« noch die Überzeugung, dass man durch die Entlastung der Mütter vom Stillen ihre Empfängnisbereitschaft rascher wieder herstellen konnte. Dies war auch insofern wichtig, da jedes Mitglied der Gesellschaft, welches nicht wenigstens aller drei Jahre ein Kind zur Taufe brachte, verpflichtet war, ein Strafmahl auszurichten.²³

19 Louise Henriette Bel, Taufe: 17. September 1766, Kirchliches Archiv Leipzig (im Folgenden: KAL), Taufbuch St. Nikolai 1764–1771.

20 Die Vorstellung einer Vorhölle entsprang der katholischen Dogmatik. Die Vorhölle wurde auch als »Limbus« bezeichnet. Im »limbus puerorum« oder »limbus infantum« befanden sich die unmündigen, ungetauften Kinder.

21 Ingeborg Weber-Kellermann, *Die Kindheit. Eine Kulturgeschichte*, Frankfurt/Main 1979, S. 25 f.

22 So viel betrug der tägliche Verdienst eines Maurers im Sommer und so viel kostete ein Suppenhuhn, vgl. Katrin Sohl, *Bratwurststand und Budenstadt. Zur Geschichte des Leipziger Marktwesens* (Reihe Weiß-Grün 25), Dresden 2001, S. 20 f.

23 Heide Wunder, *Er ist die Sonn', sie ist der Mond. Frauen in der Frühen Neuzeit*, München 1992, S. 38; Herbert Helbig, *Die Vertrauten 1680–1980. Eine Vereinigung Leipziger Kaufleute*, Stuttgart 1980.

Der Auswahl der Taufpaten lagen mehrere Überlegungen zugrunde. Zum einen sollten die Paten die »geistliche« Vater- bzw. Mutterrolle übernehmen. Sie waren also gegenüber der Kirche verpflichtet, das geistliche Wohl der Kinder zu fördern. Zum andern fungierten die Paten als Elternersatz. Dies war sehr bedeutend, da die Sterblichkeit in der Frühen Neuzeit hoch war und die Kinder rasch zu Vollwaisen werden konnten. Die mittleren und unteren Bevölkerungsschichten in der Stadt versuchten, Paten aus den höheren Gesellschaftsschichten zu gewinnen. Darin drückte sich die Hoffnung aus, dass das Kind vielleicht einmal in eine bessere soziale Position aufrücken würde. Ob diese Hoffnungen realistisch waren, steht auf einem anderen Blatt. Generell verortete man die eigene Person durch das Verhältnis zum Taufpaten in der Gesellschaft.²⁴ So sei als Beispiel Luise Adelgunde Victoria Gottsched (1713–1762), die Frau des »Literaturpapstes« Johann Christoph Gottsched (1700–1766), erwähnt, die, obwohl sie sonst keine Patenschaften übernahm, als Patin der Tochter eines Drahtziehers 1735²⁵ in Erscheinung tritt.²⁶ Dies tut sie allerdings in einem illustren Kreis anderer Bürger, wie dem Professor Johann Jakob Mascov (1689–1761) und der Frau von Christian Gottfried Bose, Christina Salome. Welche Gründe im Einzelnen nun dazu führten, dass der Handwerker solch »prominente« Paten für seine Tochter gewinnen konnte, bleibt im Dunkeln. An der Namensgebung der Tochter »Salome Adelgunda« zeigt sich dagegen recht klar ein weit verbreitetes Phänomen, nämlich, dass man aus den beiden Vornamen der Paten den Namen des Kindes kreierte. Dies war aber nicht nur der Fall in einem rangmäßig unausgewogenen Eltern-Paten-Verhältnis, sondern auch dann, wenn sich Eltern und Paten auf gleicher Augenhöhe begegneten.²⁷ Eine derartige Namenkombination war geeignet, eine besondere Sympathie für den Paten und eine Wertschätzung seiner persönlichen Eigenschaften auszudrücken. Dieser Glaube an die Vorbildfunktion der Paten zeigte sich auch darin, dass einige unverheiratete Töchter bekannter Leipziger Bürger als Patinnen offenbar bevorzugt wurden. Eine sehr gefragte Patin war wohl die Tochter des Theologieprofessors Georg Lehmann (1616–1699), Maria Barbara (um 1670). Maria Barbara Lehmann galt als gelehrtes Frauenzimmer, im Jahre 1683 stand sie zweimal Patin und zwar bei den

24 Siehe auch: Richard van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, 1. Band: Das Haus und seine Menschen 16.–18. Jahrhundert, München 1990, S. 86.

25 16. Juni 1735, KAL, Taufbuch St. Thomas 1738–1744.

26 Die Taufe fand zwei Monate nach der Hochzeit mit Gottsched statt. Vermutlich war dies ein Versuch, die Gottschedin in die Leipziger Gesellschaft einzuführen.

27 Der Sohn des Theologieprofessors Johann Georg Abicht (1672–1740) bekommt den Namen Johann Friedrich. Seine Paten sind Archidiakon *Johann* Günther und Theologieprofessor Christian *Friedrich* Börner. (15. Juni 1712, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1712–1716.) Die Tochter des Medizinprofessors Johann Bohn (1640–1718) wird auf den Namen Catharina Regina getauft. Ihre Paten sind *Catharina* Pfautz, geb. Mencke, Frau des Mathematikprofessors Christoph Pfautz und *Regina* Conrad, geb. Bose, Ehefrau des Leipziger Ratsmitgliedes und Kaufmannes Friedrich Conrad. (24. Dezember 1684, KAL, Taufbuch St. Thomas 1685–1689).

Töchtern der Theologieprofessoren Johannes Dornfeld (1643–1720)²⁸ und Valentin Alberti (1635–1697)²⁹. Sicherlich war es nicht ungewöhnlich, dass Berufskollegen, wie hier die Theologen, sich untereinander mit Paten »versorgten«, aber eine derartige Häufung in so kurzem Abstand bei einer Patin, die dazu noch eine »Jungfer Tochter« war, stellte doch eher eine Ausnahme dar. Die Eltern mussten bei ihrer Wahl ja auch den Aspekt bedenken, dass der Pate eine Art »Lebensversicherung« für ihre Kinder war und dass eine unverheiratete Tochter kaum über solche materiellen Mittel verfügte, um ein Kind als »alleinerziehende Mutter« zu versorgen, geschweige denn, dass es gesellschaftlich akzeptiert worden wäre. Die Kollegen des Theologen Georg Lehmann waren vermutlich mit seiner Familie gut bekannt und wussten um die außergewöhnliche Gelehrtheit seiner Tochter. Deren Wahl, sie als Patin zu bitten, demonstriert auch, dass die Väter für ihre getauften Töchter vielleicht eine ähnliche Bildung des Geistes oder des Herzens wünschten und dass der Aspekt der Bildung der Patin über dem ihrer Möglichkeiten bezüglich der materiellen Versorgung im Notfalle stand. Dieser Wunsch nach Bildung und besonderer Religiosität³⁰ für den Täufling kam auch bei der Taufe eines türkischen Knaben zum Ausdruck, den ein Leipziger Kaufmann für zehn Taler am Ende des 17. Jahrhunderts erworben hatte. Seine Taufe fand 1687 statt und auch hier war wieder Maria Barbara Lehmann Patin neben einer ebenfalls als gelehrt geltenden Jungfer, nämlich Anna Susanna Falckner, der Tochter des Bürgermeisters Friedrich Falckner (1642–1703). Über dieses Ereignis berichtet im Übrigen der Chronist Johann Jacob Vogel.³¹

Neben diesen Ausnahmen bei der Patenwahl in Bezug auf die Rolle der »Jungfern Töchter« lassen sich aber auch Regelmäßigkeiten beobachten. Die Herkunft der Paten kann man in der Regel aus zwei Quellen ausmachen. Einmal war dies die Familie der Eheleute und einmal war dies das berufliche Umfeld des Ehemannes.³² Die fa-

28 Theodora Margaretha Dornfeld, Taufe: 31. August 1683, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1677–1684.

29 Christiana Sophia Alberti. Taufe: 28. November 1683, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1677–1684.

30 Ein weiteres Argument für die Wahl von unverheirateten, also jungfräulichen Töchtern als Paten für einen Türken könnte folgendes sein: Die Pietisten, die in Leipzig um 1690 große Unruhen verursachten, gingen davon aus, dass nur Frauen in der Lage waren, die reine Religion aufgrund der besonderen Beschaffenheit ihres Herzens zu empfangen. Die Frauen galten in der damaligen Vorstellung als weich, gefühlsbetont und nicht rational. Vermutlich repräsentierten die häufig als Paten gebetenen Töchter etwas von dieser Vorstellung, auch wenn man deren Familien und Freunden nicht unterstellen kann, radikale Pietisten und religiöse Schwärmer gewesen zu sein.

31 Johann Jacob Vogel, *Leipzigisches Geschicht= Buch oder Annales ...*, Leipzig 21756, S. 852.

32 So setzten sich die Paten des Kindes Carl Gottfried von Jura-Professor Heinrich Gottfried Bauer (1733–1811) und Eleonora Amalia Friederika, geb. von Glafey (1745–1772), der am 25. August 1765 in der Nikolaikirche getauft wurde, wie folgt zusammen. Eine Patenschaft übernahm ein Mitglied der Bauer-Familie, nämlich Friedrich Wilhelm. Ein weiterer Pate stammte aus der Familie der Kindesmutter und war die Großmutter des Täuflings Christiane Clara Glafey, geb. Rinck. Der letzte Pate entsprang dem beruflichen Umfeld des Kindsvaters und zwar Jura-Professor Carl Ferdinand Hommel (1722–1781). Eine besondere Schwierigkeit birgt dabei das Zuordnen von weiblichen Pa-

miliäre Seite wurde entweder durch Verwandte beider Elternteile repräsentiert oder nur durch diejenige Seite, die in Leipzig ansässig war. Das wiegt deshalb schwer, weil die meisten Professoren der Leipziger Universität ortsfremd waren. Ihnen gelang die Eingliederung in die »Oberschicht« meist durch Einheiratung in ortsansässige Familien.³³ So kam es häufig vor, dass die entfernten Verwandten des Vaters, in einigen Fällen selbstverständlich auch die der Mutter des Taufkinds zwar eine Patenschaft übernahmen, aber zu der eigentlichen Taufe nicht anreisten und sich von einem Bekannten vertreten ließen.³⁴ Die einzelnen Abläufe, die mit dem Antritt einer Stellvertretung verbunden waren, sind allerdings unbekannt. Auch muss man feststellen, dass die Übernahme einer Patenschaft mit Hilfe eines Stellvertreters eine rein symbolische Funktion hatte. So übernahm zwar beispielsweise der in Ungarn lebende Vater von Professor Carl Andreas Bel (1717–1782) die Patenschaft seines ersten Enkels Carl Matthias (1745–1746), doch war sicherlich schon bei der Taufe 1745³⁵ klar, dass er sein Patenkind in absehbarer Zeit nicht persönlich kennenlernen würde. Die Vertretung des Großvaters bei der Taufe übernahm der Professor Johann Friedrich Christ (1700–1756). Da Carl Matthias schon als kleines Kind starb, blieb also die Übernahme der Patenschaft durch den Großvater rein symbolisch. Bedingt durch die hohe Kindersterblichkeit gab es in vielen Familien ähnliche Fälle. Brachte die Auswahl der Paten durch die Familien schon einige Erkenntnisse über die familiären und beruflichen Netzwerke, so ist das Verhältnis zwischen Paten und Patenkind kaum geeignet,

ten, wenn diese verheiratet sind. Nicht immer ist es möglich, den Mädchennamen der Ehefrauen herauszufinden, um sie dann einem familiären Kreis zurechnen zu können. Die Angaben in den Taufbüchern variieren in dieser Beziehung sehr stark. Manchmal enthalten sie sehr genaue Informationen über die weiblichen Paten, manchmal wird nur der bloße Name angegeben.

33 Einen genaueren Überblick darüber wird meine in absehbarer Zeit abgeschlossene Doktorarbeit über Leipziger Professorenfamilien im 17. und 18. Jahrhundert bringen, die am Historischen Seminar der Universität Leipzig entsteht.

34 Anlässlich der Taufe von Christian Ludwig, dem Sohn des Medizinprofessors Gottfried Welsch (1618–1690) und Maria, geb. Anckelmann (1629–1705), am 26. Februar 1669 in der Thomaskirche mussten zwei Stellvertreter bemüht werden. So vertrat der Geheimrat Christoph Marci die Fürstin Christiane Herzogin zu Sachsen-Merseburg und Maria Wagner stand stellvertretend für Anna Elisabeth Schmitz, die Ehefrau des Kammerherrn und Oberaufsehers der Grafschaft Mansfeld. Einziger der Pate Ludwig von Seckendorf konnte persönlich an der Zeremonie teilnehmen. Die Patenkonstellation stellt eine der wenigen Ausnahmen dar, bei denen die Stellvertretung von Paten dadurch verursacht wurde, dass hohe Amts- und Würdenträger in einem symbolischen Akt die Patenschaft als Zeichen der besonderen Würdigung der Eltern übernahmen. Aus diesem Grund ist wohl auch das Verhältnis zwischen Geschlecht des Täuflings und Geschlecht der Paten außer Kraft gesetzt worden, denn der Junge hätte normalerweise zwei männliche Paten bekommen. Bei der Taufe von Dorothea Barbara Teller am 10. Juni 1670 in der Thomaskirche findet sich dagegen der im Text beschriebene Fall, dass ein Familienmitglied an einem anderen Ort lebt und sich bei der Taufe vertreten lassen muss, wieder. Der Großvater mütterlicherseits Burchard Berlich, der als Hofrat in Dresden lebte, konnte an der Taufe nicht persönlich teilnehmen und ließ sich durch den Jura-Professor Paul Franz Romanus (1641–1675) vertreten.

35 Taufe: 1. November 1745, KAL, Taufbuch St. Thomas 1755–1761.

zu weiter reichenden Erkenntnissen zu gelangen. Dies liegt einerseits an der hohen Kindersterblichkeit, die es kaum zulässt, eine innige, ja manchmal nicht einmal eine persönliche Verbindung zwischen beiden entstehen zu lassen. Andererseits gibt es aber auch kaum Hinweise darauf, dass sich die Wahl eines Paten als »Lebensversicherung« für das Kind in größerem Umfang bewähren musste. Zwar war es tatsächlich so, dass beispielsweise die Kinder des Theologieprofessors Christian Friedrich Börner (1683–1753), nachdem sie schon 1750 ihre Mutter Rahel Christiana, geb. Schreiter, verloren hatten, von ihrer Tante, der Hofrätin Christiana Sophia Platner,³⁶ geb. Schreiter (geb. 1703) aufgenommen wurden. Allerdings kamen bei ihr auch viele andere Kinder unter. Dies schrieb zumindest der Philosophieprofessor und Nachfolger von Christian Fürchtegott Gellert (1715–1769), Christian Garve (1742–1798) im Jahre 1770 an seine Mutter in Breslau: »Ihre Familie (die der Hofrätin Platner – T.S.) ist sehr zahlreich und ausgebreitet. Sie hat nicht bloß ihre Kinder, sondern auch ihres Bruders, Dr. Boerners Kinder erzogen und nach ihres Mannes Tod, hat sie auch 14 junge Leute unter ihrer Aufsicht gehabt. Sie wissen das dazu Autorität, Munterkeit und Herz gehört. Sie ist streng zu ihrem Gesinde. Sie fordert alles, was sie von jemandem zu fordern hat.«³⁷ In den wenigen Fällen, in denen die Kinder der Professoren Waisen geworden waren, oder in denen sie von ihrer Stiefmutter verstoßen wurden,³⁸ kamen sie gegen ein gewisses Entgelt in den Haushalt beispielsweise einer Witwe,³⁹ die sich auf die Versorgung solcher Kinder »spezialisiert« hatte, dies konnte dann auch »zufällig« die Patin eines der Kinder gewesen sein.

Eine Versorgung des Patenkindes durch die Taufpaten, die keinem Zufall unterlag, spiegelt sich in den Testamenten wider. Die Patenkinder, die zum Zeitpunkt der Testamentsaufsetzung noch am Leben waren, wurden in der Regel mit Geldbeträgen bedacht. Dies ist umso selbstverständlicher, wenn man bedenkt, dass einige Paten

36 Sie war Patin bei dem 9. und 13. Kind von Christian Friedrich Börner, die beide auf den Namen Rahel Sophia getauft worden waren (Taufen: 17. April 1731, 11. Februar 1737, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1734–1740). Das 9. Kind starb sicherlich recht früh. Das 13. Kind Rahel Sophia wurde dann 1753 mit ihrem Bruder Christian Friedrich von der Hofrätin in ihren Haushalt aufgenommen. Für die Versorgung des Mädchens verlangte die Hofrätin 40 Taler im Jahr plus Kostgeld und andere Ausgaben und für den Jungen 30 Taler, UAL, GA II, B16a »Acta Herrn Christian Friedrich Börners Prof. Publ. Prim. unmündiger Kinder anderer Ehe Bevormundung betreffend Anno 1750«, Bl. 22 r.

37 Garve an seine Mutter, Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, A/8978/2006, unpaginiert.

38 Ein solcher Fall ereignete sich bei der Professorenfamilie Junius. Nachdem der Mathematikprofessor Ulrich Junius (1680–1727) gestorben war, weigerte sich dessen zweite Ehefrau Christiana Eleonora, geb. Jacobi, sich weiter um die sechs Kinder aus seiner ersten Ehe mit Anna Elisabeth, geb. Olearius (geb. 1682), zu kümmern. Durch Vermittlung des Vormundes Balthasar Friedrich Jacobi kamen die Kinder schließlich bei der Witwe Dornfeld (vermutlich Anna Margaretha Dornfeld, geb. Jäger, Witwe von Superintendent Johannes Dornfeld seit 1720) unter, UAL, GAI, J2a »Acta: Vormundschaft Prof. Ulrich Junius nachgelassene Kinder betreffend, Anno 1727«.

39 Wie also die Hofrätin Platner, die seit 1747 Witwe war, oder Anna Margaretha Dornfeld, geb. Jäger, die seit 1720 Witwe war.



Das Bild zeigt einen Patenzettel, den der Taufpate Johann Jakob Bose seinem Patenkind Johanna Christiane Henriette Lieberwirth übergab.

ja auch gleichzeitig die Großeltern waren. Aber auch nicht-verwandte Paten ließen ihren Patenkindern etwas zukommen. So vermachte beispielsweise »Anna, die Witwe von Georg Sixt, sonst die Bratfischin genannt« im Jahre 1642 »ihren Bathen, alß Wilhelm Adlers, des Öhlmanns vorm Peterstor Sohne Hans Friedrich genannt, vierzig Thaler / Michel Schmidts des Töpfers uff den Grimmischen Steinwege nachgelassen Sohne, Andreas Schmidt genannt, zehen Thaler.«⁴⁰ Und auch der unverheiratet gebliebene Professor für Dichtkunst Friedrich Menz (1673–1749) vererbte einem seiner Patenkinder, Gertraute Sophia Scharffenberg,⁴¹

100 Taler und dem anderen Patenkind, einer Tochter⁴² von Professor Johann Erhard Kapp (1696–1756), ebenfalls 100 Taler.⁴³

Die Untersuchung der Paten innerhalb einer Familie ist darüber hinaus noch in zwei Blickrichtungen interessant. Zum einen lassen sich Beziehungen der Paten untereinander erkennen und zum anderen wird man in die Lage versetzt, Beziehungen zwischen den Familien und ihren Paten über längere Zeiträume hinweg zu rekonstruieren. Doch zunächst soll es um die Beziehungen der Paten untereinander gehen. So finden sich unter anderem einige spätere Ehepaare, die mehr oder weniger direkt mit der Familie des Patenkindes verwandt waren, unter den Paten. So stand das künftige

40 Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Schöppenstube, Testamentenbuch 50, Bl. 228 r.

41 Vermutlich die Tochter des Academicus Actuarius Johann Gottfried Scharffenberg.

42 Es handelt sich um Christiana Henrietta, die am 4. Oktober 1743 in der Nikolaikirche getauft worden war, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1748–1754.

43 Herrn Friedrich Mentzens P.P. am 19.10.1747 bey E. löbl. Universität Leipzig hinterlegter und am 1.10.1749 eröffneter letzter Wille, StadtAL, RiStu-Testamente, Universitätsgericht, Regsign. Nr. 268, Rep. V, Paket 187, Nr. 5, 1747, Bl. 8v.

Ehepaar Christiana Sophia Möbius und Christian Sigmund Schacher (1665–1699) im Jahre seiner Hochzeit Pate bei der Tochter⁴⁴ seines Bruders Quirin Hartmann Schacher (1659–1719). Ähnliches trug sich auch bei der Professorenfamilie Pfautz zu. Das Ratsmitglied Polycarp Heyland (geb. 1643), der Pate von Johann Christoph Pfautz⁴⁵ anlässlich seiner Taufe 1682, heiratete 1692 die Professorentochter Maria Christina Heshusius (geb. 1672). Im gleichen Jahr war sie die Patin bei der Pfautzischen Tochter Maria Catharina⁴⁶. Möglicherweise wurden die baldigen oder neuen Ehepaare so in den Kreis der Verwandten aufgenommen, und die Patenschaftsübernahme durch eine frisch angetraute Ehefrau erhöhte ihre Akzeptanz innerhalb der Familie des Ehemannes. Vielleicht drückte die symbolische Annahme eines »fremden« Kindes auch den Wunsch der frisch Vermählten nach einem eigenen Kind öffentlichkeitswirksam aus.

Reichlich kompliziert, verstrickt und oft schwer nachvollziehbar lassen sich dagegen manchmal die Beziehungen der Familienverbände untereinander beschreiben. Es lohnt sich aber dennoch, einmal hier diesen »Kraftakt« zu versuchen, um zu zeigen, wie stark die Familien der Leipziger Bürgerschaft miteinander verbunden sind. Eine freundschaftliche Beziehung zwischen den Theologenfamilien Alberti und Olearius lässt sich beispielsweise mindestens für den Zeitraum von 1673 bis 1701 nachweisen. Im Jahre 1673 übernahm Anna Elisabeth Olearius, geb. Müller, die Ehefrau von Prof. Johann Olearius (1639–1713), die Patenschaft⁴⁷ für einen Sohn des Professors Valentin Alberti (1635–1697). Olearius' Sohn Gottfried (1672–1715) heiratete wiederum 1701 die Schwester des Patenkindes von 1673, nämlich Christiana Sophia (1683–1702). Wie weit dieser freundschaftliche Kontakt zwischen den Familien ging, lässt sich leider nicht rekonstruieren, aber da die Mutter von Christiana Sophia Alberti 1700 starb und diese damit Vollwaise war, ist es sicherlich kein Zufall, dass die Hochzeit mit Prof. Gottfried Olearius bald danach erfolgte. Dass mit diesen Patenschaftsübernahmen oftmals spätere Einheiratungen jeglicher Art in die Familie einhergingen, zeigt auch folgendes Beispiel. Der Theologe Martin Geier (1614–1680) übernahm 1644 die Patenschaft für einen Sohn, August Benedict,⁴⁸ des Theologieprofessors Johann Benedict Carpzov (1607–1657). Im Jahre 1657 ehelichte Geier dann die ältere Schwester seines Patenkindes, Christina Elisabeth (1641–1703). Spätestens seit 1644 muss Geier seine spätere Ehefrau, damals drei Jahre alt, persönlich gekannt haben. Noch komplizierter wird es, wenn man eine Generation zurückblickt. Der erwähnte Theologieprofessor Johann Benedict Carpzov (1607–1657) hatte den Theo-

44 Anna Juliana, Taufe: 22. Januar 1693, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1690–1697.

45 Taufe: 27. Oktober 1682, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1677–1684.

46 Taufe: 18. Juli 1692, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1690–1697.

47 Taufe: 16. Juli 1673, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1654–1676.

48 Taufe: 3. November 1644, KAL, Taufbuch: St. Thomas 1626–1660.

logen Professor Christian Lange (1585–1657) zum Paten. Professor Lange war der Großvater der Ehefrau Maria Margaretha, geb. Planck (1652–1698) des Carpzovschen Sohnes Jura-Professor August Benedict (1644–1708). Es wäre interessant zu wissen, ob den Familien bei der Eheschließung 1669 diese ehemalige Patenbeziehung zwischen dem Vater Carpzov auf der einen und dem Großvater Lange auf der anderen Seite noch bewusst war. Neben diesen durch Verheiratungen geprägten Familien- und Patenbeziehungen gab es aber auch solche, die durch den Tod, beispielsweise eines Ehemannes, geprägt waren. Hieran zeigt sich recht deutlich, dass sich die einmal geknüpften »Familienbände« nicht durch den Tod eines »Bindegliedes« auflösten. Der Mathematikprofessor Christoph Pfautz (1645–1711) war in seiner ersten Ehe mit der Schwester der Professoren Otto und Lüder Mencke, Catharina, verheiratet. Diese war zunächst im Jahre 1682 die Patin⁴⁹ von Pfautz' künftiger zweiter Ehefrau, der Professorentochter Anna Elisabeth Olearius. Die Verbindung zu den Menckes blieb allerdings auch über den Tod der Schwester Catharina und nach der zweiten Hochzeit von Christoph Pfautz mit Anna Elisabeth Olearius im Jahre 1705 bestehen, wie die Patenschaftsübernahmen⁵⁰ zeigen. Und selbst nach Pfautz' Tod und Anna Elisabeths erneuter Hochzeit mit seinem Kollegen Professor Ulrich Junius (1680–1727) übernahmen die Menckes Patenschaften⁵¹ in der Familie ihrer ehemaligen »Stief«-Schwägerin. Auch im Verband der Familien Platner, Schacher und Schreiter lassen sich ähnliche Patenschaftsübernahmen nachweisen, so zum Beispiel von Sophia Christina Möbius, die 1693 Christian Sigmund Schacher (1665–1699) heiratete und nach dessen Tod Professor Christoph Schreiter (1662–1720) ehelichte. Die Töchter aus der zweiten Ehe heiraten die Professoren Christian Friedrich Börner (1683–1753) und Johann Zacharias Platner (1694–1747). Sophia Christina, geb. Möbius, verw. Schacher und ihr zweiter Ehemann Professor Christoph Schreiter übernahmen zusammen insgesamt vier Patenschaften bei den Kindern der Geschwister ihres ersten Ehemannes Christian Sigmund Schacher im Zeitraum von 1704 bis 1733.⁵² Obwohl sich die Verbindung zwischen den Familien Börner, Platner und Schacher nur über die ehemalige »Schacherin« Sophia Christina herstellen lässt, deren Töchter aus der zweiten Ehe mit Christoph Schreiter schließlich in die Familien Börner und Platner einheiraten, so

49 Taufe: 1. Juni 1682, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1677–1684.

50 Johann Burkhard Mencke übernimmt die Patenschaft für den Sohn Johann Gottfried 1708. (Taufe: 21. Dezember 1708, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1706–1712.)

51 Einmal 1714 bei Ulrika Elisabeth (Taufe: 12. Februar 1714, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1717–1722) und 1716 bei Christiana Sophia (Taufe: 24. Juli 1716, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1717–1722).

52 Dies waren die Kinder Quirin Gottlob Schamberg (Taufe: 24. Mai 1704, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1697–1705), Quirin Christoph Troppaneger (Taufe: 1. Juni 1711, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1706–1712), Quirin Gottfried Schacher (Taufe: 4. April 1713, KAL, Taufbuch: St. Nikolai 1712–1716) und Augusta Juliana Hausen (Taufe: 5. Februar 1733, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1728–1734).

sind Mitglieder aus diesen beiden Familien schon lange vor den beiden Hochzeiten Paten bei den Schachers. So ist der Dresdner Hofrat Johann Georg Börner, der Vater des Professors Christian Friedrich Börner (1683–1753), schon im Jahr 1697 Pate bei der Tochter⁵³ eines Schwagers von Sophia Christina Schacher. Deren Tochter zweiter Ehe, Rahel Christina Schreiter (1704–1750), wird im Jahre 1730 Christian Friedrich Börner heiraten. Christian Friedrich Börner selbst übernimmt auch eine Patenschaft in der Familie der »Stiefcousine« seiner Ehefrau, nämlich bei Christian August Hausen⁵⁴, dem Sohn des gleichnamigen Mathematikprofessors (1693–1743). Bei einem anderen Kind aus der Familie Hausen, die mit den Schachers über die Großmutter mütterlicherseits⁵⁵ verwandt ist, stand die andere Tochter der Schreiter, die inzwischen mit Johann Zacharias Platner verheiratete Christiana Sophia, Pate.⁵⁶ Die Verbindungen zwischen den Familien lassen sich also mindestens über 30 Jahre hinweg rekonstruieren. Wobei natürlich nicht nur die Schreiter, Börners und Platners bei den Schachers Pate standen, sondern es auch umgekehrt Paten aus den Schacherschen Reihen bei vielen anderen Familien gab. Letztlich lässt sich beinahe jeder Pate auf mehr oder wenigen großen Umwegen einem Familienverband zuordnen. Bei den Frauen birgt dies natürlich eine größere Schwierigkeit, da sie nach der Heirat einen anderen Namen trugen und man in den Taufbüchern nicht immer den Mädchennamen ergänzt hat. Es ließe sich hier noch eine Fülle an Informationen über die einzelnen Paten und ihre verschiedenen Verbindungen zu anderen Familienverbänden aufzeigen. Allerdings sind diese ohne die Zuhilfenahme von grafischen Darstellungen kaum verständlich zu vermitteln. Zu viele Daten, zu viele Personen, zu viele Namensgleichheiten machen die Nachvollziehbarkeit der familiären Netzwerke ohne die Präsentation von zahlreichen Stammbäumen unmöglich. Was der kurze Abriss über die Patenschaften innerhalb der Professorenfamilien zeigen konnte, war, dass die Bedeutung der Patenschaft oft eine rein symbolische war. Dass also, zumindest bei den Professorenfamilien, die Verortung der eigenen Familie innerhalb der bürgerlichen »Oberschicht« schwerer wog, als eine tatsächliche »Lebensversicherung« für die Kinder im Falle des Todes beider Elternteile. Das künftige Verhältnis zwischen Paten und Patenkind war bei der Patenwahl für die Eltern zweitrangig. Die Gründe dafür lagen in erster Linie in der hohen Kindersterblichkeit. Das Patenkind konnte von seinem Paten, wenn es dann doch das Erwachsenenalter erreicht hatte, allerdings erwarten, im Testament mit einem Geldbetrag bedacht zu werden.

53 Susanna Elisabeth Schamberg, Taufe: 9. Mai 1697, Taufbuch St. Nikolai 1697–1705.

54 Taufe: 9. Dezember 1737, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1734–1740.

55 Und zwar handelt es sich um Anna Juliana Schacher (geb. 1693), die 1708 Professor Johann Friedrich Troppaneger heiratete.

56 Carolus Renatus Hausen, Taufe: 19. März 1740, KAL, Taufbuch St. Nikolai 1734–1740.

Leider sind kaum Äußerungen von Paten oder Patenkindern überliefert, die etwas über das Verhältnis beider zum Ausdruck bringen. Eine Ausnahme bildet der Brief von Mathematikprofessor Ulrich Junius (1680–1727), der Pate bei einer Tochter seines Freundes, des Astronomen und Kalendermachers Gottfried Kirch (1639–1710) war. Als diese Tochter recht bald starb, schrieb Junius an Kirch:⁵⁷ »Was mich belangt, bin ich sehr bekümmert, daß mein erstes allerliebstes Patchen, von dem ich so viel Freude gehofft, mir so bald solle entzogen werden; noch schmerzlicher aber ist mir der harte Todt, so das liebe Kind als ein Würmlein erleyden müssen.«

Die Untersuchung der Patenschaftsverhältnisse in den Leipziger Professorenfamilien ist in vielerlei Hinsicht sehr ergiebig. Einerseits wurden gewisse Regeln und Normen bei der Auswahl der Paten deutlich, andererseits konnten langfristig bestehende Verbindungen zwischen den Familien nachgewiesen werden. Dass die Taufbücher der beiden Leipziger Hauptkirchen für die betreffende Zeit lückenlos erhalten sind, erweist sich dabei als Glücksfall. Für die Zukunft wäre es wünschenswert, dass diese wichtigen Quellen häufiger benutzt und die Untersuchung auf weitere soziale Bevölkerungsschichten wie Kaufmanns- oder Beamtenfamilien ausgedehnt werden würde.

Tabellen zur Darstellung der innerfamiliären Patenschaftsverhältnisse

Zum besseren Verständnis der im Text beschriebenen Familienverhältnisse sind hier einige Grafiken eingefügt. Als Beispiel dient der Verband der Familien Schacher–Schreiter–Platner–Börner. Für diesen Zusammenhang relevante Paten wurden kursiv gekennzeichnet.

Die erste Tabelle demonstriert die Verbindungen in den 1690er Jahren. Viele verschiedene Familienmitglieder aus der Schacherschen Familie übernehmen Patenschaften bei den Kindern eines Familienmitgliedes. Aber auch andere Paten, deren Kinder später einmal in den Familienverband Schacher-Schreiter einheiraten werden (wie Johann Georg Börner bzw. dessen Sohn Christian Friedrich), sind präsent. Die zweite Tabelle zeigt die zweite Ehe von Sophia Christina Möbius, der Witwe von Christian Sigmund Schacher, die sie mit dem Juristen Schreiter einging. Zwei Töchter aus dieser Ehe heiraten jeweils einen Professor. Die Verbindung, die Sophia Christina Möbius durch ihre Heirat mit der Schacherischen Familie eingegangen war, spiegelt sich sogar noch in der Patenwahl ihrer Tochter wider, die inzwischen Johann Zacharias Platner geheiratet hatte (siehe Taufe von Zacharias Platner, 1729 und Taufe von Sibylla Platner, 1736), wie aus der dritten Tabelle hervorgeht.

57 Klaus-Dieter Herbst (Hg.), Die Korrespondenz des Astronomen und Kalendermachers Gottfried Kirch (1639–1710), 2. Band: Briefe 1689–1709, Jena 2006, S. 309, Brief 657.

1. Tabelle: Ehe von Johann Christian Schamberg

Johann Christian Schamberg 1667–1706, Medizin-Professor Vater: Caspar Schamberg Mutter: Regina Maria Conrad	15.09.1691	Catharina Elisabeth Schacher 1660–1747 Vater: Christoph Hartmann Schacher Mutter: Catharina Schacher
--	------------	---

Kinder:

Caspar Friedrich, Taufe: 4. Mai 1692 in der Nikolaikirche

Paten: Consulent Johann Friedrich Falckner, Großmutter Catharina *Schacher*⁵⁸ und Großvater Caspar Schamberg⁵⁹

Christian Hartmann, Taufe: 4. November 1693 in St. Nikolai

Paten: Quirin Hartmann *Schacher*⁶⁰, Johanna Dorothea Krings⁶¹ und Arzt Christian Johann Lange

Christian Gottfried, Taufe: 19. Februar 1695 in der Nikolaikirche

Paten: Johann Frantz Born, Tante Sophia Christina *Schacher*⁶² und Gottfried Benedict *Schacher*⁶³

Christoph Quirin, Taufe: 20. März 1696 in St. Nikolai

Paten: Christoph Abraham Plaz, Magdalena Hommel⁶⁴ und Johann Christoph *Schacher*⁶⁵

Susanna Elisabeth, Taufe: 9. Mai 1697 in der Nikolaikirche

Paten: Christiana Elisabeth Falckner⁶⁶, Hofrat Johann Georg *Börner* und Maria Schubart⁶⁷

Christiana Elisabeth, Taufe: 18. Oktober 1698 in St. Nikolai

Paten: Juliana Maria *Schacher*⁶⁸, Georg Heinrich Götze⁶⁹ und Johanna Sibylla *Schacher*⁷⁰

58 Sie ist die Witwe von Christoph Hartmann Schacher und eine geborene Schacher.

59 Er war in den 1650er Jahren als Arzt in Japan unterwegs.

60 Er ist der Bruder der Kindesmutter.

61 Sie ist die Ehefrau von David Krings aus Großenhain.

62 Sie ist mit Christian Sigmund Schacher verheiratet und eine geborene Möbius. Ihre zweite Ehe geht sie mit Christoph Schreiter ein.

63 Er ist ein Bruder der Kindesmutter.

64 Sie ist die Witwe von Andreas Hommel.

65 Er ist der Bruder der Kindesmutter.

66 Sie ist eine geborene Stieglitz und mit Michael Friedrich Falckner verheiratet.

67 Sie ist die Witwe des Händlers Georg Schubart.

68 Sie ist eine geborene Falckner und mit Quirin Hartmann Schacher verheiratet.

69 Er ist Superintendent in Annaberg und seine Vertretung übernahm der Prediger Immanuel Horn.

70 Sie ist eine geborene Möbius und die Ehefrau von Johann Christoph Schacher.

Abraham Heinrich (1701–1704), Taufe: 9. Juni 1701 in der Nikolaikirche

Paten: Johann Heinrich Mylius, Christiana Augusta Mylius⁷¹ und Abraham Friedrich Falckner

Johann Gottlieb (1702–1702), Taufe: 1. Dezember 1702 in St. Nikolai

Paten: Prof. Polycarp Gottlieb *Schacher*, Maria Christiana Romanus⁷² und Prof. Johann Alexander Christ

Quirin Gottlob, Taufe: 24. Mai 1704 in der Nikolaikirche

Paten: Christoph *Schreiter*, Anna Susanna Falckner⁷³ und Arzt Johann Drechsler

Gotthelf Abraham, Taufe: 26. Dezember 1705 in St. Nikolai

Paten: Immanuel Horn, Anna Magdalena Plaz⁷⁴ und Stadtschreiber Gottfried Gräffe

2. Tabelle: Ehe von Christoph Schreiter

Christoph Schreiter 1662 (Wurzen)–1720 Jura-Professor Vater: Christoph Daniel Schreiter, Pastor in Wurzen Mutter: Maria Magdalena Fugmann	um 1700	Sophia Christina Möbius Witwe von Christian Sigmund Schacher Vater: Friedrich Tobias Möbius Mutter: Christina Möbius
--	---------	--

Kinder:

Christoph Siegmund (1702–1702)

Christiana Sophia, 1703

Sie heiratet Prof. Johann Zacharias Platner.

Rahel Christiana, 1704

Sie heiratet Prof. Christian Friedrich Börner.

Johann Friedrich, Taufe: 21. Juni 1715 in der Nikolaikirche

Paten: Gottfried Olearius, Johanna Elisabeth Born und Polycarp Gottlieb *Schacher*⁷⁵

⁷¹ Sie ist die Ehefrau von Johann Heinrich Mylius.

⁷² Sie ist die Ehefrau von Franz Conrad Romanus und eine geborene Brummer. Die Tochter des Paares ist die berühmte und gekrönte Poetin Christiana Mariana von Ziegler.

⁷³ Sie ist die Witwe des Bürgermeisters Johann Friedrich Falckner.

⁷⁴ Sie ist die Ehefrau des Bürgermeisters Abraham Christoph Plaz und eine geborene Schwendendörffer.

⁷⁵ Er ist der ehemalige Schwager der Kindesmutter, ein Bruder ihres ersten Ehemannes.

Dorothea Elisabeth, Taufe: 5. September 1720 in St. Nikolai

Paten: Johanna Rahel Lange⁷⁶, Johann Gottlob Carpzov und Dorothea Schütze⁷⁷

3. Tabelle: Ehe von Johann Zacharias Platner

Johann Zacharias Platner 1694 (Chemnitz)–1747 1724 Professor der Physiologie Vater: Zacharias Platner, Händler und Bürgermeister in Chemnitz Mutter: Anna Magdalena	um 1725	Christiana Sophia Schreiter geb. 1703 Vater: Prof. Christoph Schreiter Mutter: Sophia Christina Möbius, ver- witwete Schacher
--	---------	---

Kinder:

Rahel, Taufe: 6. April 1727 in der Nikolaikirche

Paten: Anna Magdalena Platner als Großmutter, Friedrich Wilhelm Schütze⁷⁸ und Christina Cyprian⁷⁹

Zacharias, Taufe: 6. April 1729 in St. Nikolai

Paten: Händler Michael Koch, Maria Christina Heyland⁸⁰ und Professor Polycarp Gottlieb Schacher⁸¹

Friedrich⁸², Taufe: 9. Juli 1730 in der Nikolaikirche

Paten: Prof. Christian Friedrich Börner⁸³, Maria Elisabeth Schmiedehammer⁸⁴ und Händler Johann Christoph Richter

⁷⁶ Sie ist die Ehefrau des Bürgermeisters Gottfried Lange.

⁷⁷ Sie ist die Schwester des Kindesvaters und mit dem Theologen Friedrich Wilhelm Schütze verheiratet.

⁷⁸ Der Theologe Schütze ist der Onkel der Kindesmutter, da er mit der Schwester ihres Vaters Christoph Schreiter verheiratet ist.

⁷⁹ Sie ist die Witwe des Professors Johann Cyprian und die Urgroßmutter des Kindes. Sie ist eine geborene Möbius und die Mutter von Sophia Christina Möbius, verwitwete Schacher.

⁸⁰ Sie ist die Witwe von Ratsmitglied Polycarp Heyland und eine geborene Heshusius, ihre Mutter wiederum ist eine geborene Möbius und die Schwester von Christina Möbius, verwitwete Cyprian.

⁸¹ Er ist der Schwager der Großmutter des Taufkindes aus erster Ehe mit Christian Sigmund Schacher.

⁸² Er wird 1764 ordentlicher Jura-Professor in Leipzig und stirbt 1770.

⁸³ Er ist mit der Schwester der Kindesmutter Rahel Christiana Schreiter verheiratet.

⁸⁴ Sie ist die Ehefrau von Johann Bartholomäus Schmiedehammer, einem Händler in Nürnberg.

Zacharias, Taufe: 14. August 1732 in St. Nikolai

Paten: Prof. Georg Christian Gebauer⁸⁵, Susanna Regina Born⁸⁶ und Prof. Carl Wilhelm Gärtner⁸⁷

Christiana, Taufe: 11. September 1733 in der Nikolaikirche

Paten: Großmutter Sophia Christiana Schreiter, Prof. Johann Gottlob Pfeiffer und Henrietta Sophia Zweiffel⁸⁸

Lebrecht, Taufe: 11. September 1735 in St. Nikolai

Paten: Prof. Johann Friedrich Menz, Catharina Magdalena Günther⁸⁹ und Jurist Rudolph August Schubert⁹⁰

Sibylla, Taufe: 18. Oktober 1736 in der Nikolaikirche

Paten: Christiana Sibylla *Schacher*⁹¹, Händler Johann Michael Fried und Wilhelmina Sophia Teller⁹²

Augustinus, Taufe: 22. März 1739 in St. Nikolai

Paten: Prof. August Friedrich Walther, Johanna Catharina Mencke⁹³ und Rat Johann Zacharias Richter

Christiana, Taufe: 22. Juli 1740 in der Nikolaikirche

Paten: Anna Christiana Naundorf⁹⁴, Rat Ernst Gottlieb Küßtner und Friderica Juliana Hausen⁹⁵

Christoph, Taufe: 23. September 1742 in St. Nikolai

Paten: Händler Remigius Göbicke, Dorothea Sophia Kapp⁹⁶ und Unter-Stadtschreiber Johann Zacharias Trefurth

Ernst, Taufe: 13. Juni 1744 in der Nikolaikirche

Paten: Prof. Johann August Ernesti, Johanna Sabina Zemisch⁹⁷ und Pfarrer Gottlieb Gaudlitz

85 Er ist Jurist und lebt von 1690 bis 1773.

86 Sie ist die Ehefrau von Bürgermeister Jakob Born.

87 Er ist Jura-Professor und lebt von 1700 bis 1760.

88 Sie ist die Ehefrau des Händlers Samuel Zweiffel.

89 Sie ist die Witwe von Johann Günther.

90 Seine Tochter oder Schwester ist mit dem Juristen Carl Ferdinand Hommel verheiratet.

91 Sie ist die Tochter von August Kober und mit dem Schwager aus der ersten Ehe von Großmutter Sophia Christiana Schreiter, Polycarp Gottlieb Schacher verheiratet.

92 Wilhelmina Sophia ist mit dem Theologen Roman Teller verheiratet. Ihre Eltern sind Friedrich Wilhelm Schütze und Dorothea Schreiter, sie ist die Cousine der Kindesmutter.

93 Sie ist mit dem Hofrat Friedrich Otto Mencke verheiratet und eine geborene Langguth.

94 Sie ist die Ehefrau des Consulanten Andreas Naundorf.

95 Ihr Ehemann ist der Professor Christian August Hausen. Sie ist eine geborene Troppaneger und die Enkelin des Schwagers Quirin Hartmann Schacher aus der ersten Ehe der Großmutter des Taufkinds.

96 Sie ist eine geborene Weise und mit dem Professor Johann Erhard Kapp verheiratet.

97 Sie ist die Witwe des Juristen Johann Gottfried Zemisch.

»Ein Ort zu studiren, der seines gleichen nicht hat« –
Leipzig um 1730 in den Tagebüchern
des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer

Andrew Talle

Obwohl Leipzig, mit seiner symbiotischen Beziehung zwischen dem Handelsverkehr der Messen und der akademischen Kultur der Bildungsanstalten, zu den meistbesuchten deutschen Städten des frühen 18. Jahrhunderts zählte, sind Reisetagebücher, in denen die Stadt ausführlicher geschildert wird, recht selten. Das bemerkenswerteste bisher bekannte Beispiel ist die Lebensbeschreibung des Stralsunder Pfarrers Johann Christian Müller (1720–1776), der seine Studentenzeit in Leipzig um 1740 detailliert beschrieb. Teile von Müllers Tagebüchern wurden schon im frühen 20. Jahrhundert gedruckt, aber seine gesamten Aufzeichnungen sind erst vor kurzem dank der vortrefflichen Arbeit der Herausgeberinnen Katrin Löffler und Nadine Sobirai sowie des Verlegers Mark Lehmstedt in Buchform erschienen.¹

Der vorliegende Beitrag widmet sich einem anderen, beinahe unbekannten Tagebuch, in dem die Stadt Leipzig und ihre Einwohner im frühen 18. Jahrhundert eine wesentliche Rolle spielen. Der Königsberger Professor Christian Gabriel Fischer (1686–1751) besuchte dreimal die Lindenstadt: 1727 für eine Woche, 1731 für drei Wochen, und 1732–1733 für zehn Monate. Während J. C. Müller in seiner Lebensbeschreibung studentisches Treiben in Leipzig schildert, berichtet Fischer von dem intellektuellen und gesellschaftlichen Leben der Professoren und der anderen Gelehrten.

Christian Gabriel Fischer wurde am 10. August 1686 in Königsberg-Altstadt als ältestes von vier Kindern des Kaufmanns Gabriel Fischer (1656–1699) und seiner Frau Sophie Fischer, geb. Horck (?–nach 1725) geboren.² Am 31. März 1703 begann er orientalische Sprachen und Theologie an der Universität Königsberg zu studieren, gefolgt von einer längeren Bildungsreise. Im Jahre 1710 erhielt er den Magistergrad von der Universität Jena, und im November desselben Jahres begann er in Rostock zu studieren. Am 28. November 1711 schrieb er sich nochmals an der Universität Königsberg ein und fing gleichzeitig an als Dozent zu wirken. Vier Jahre später wurde

¹ Johann Christian Müller, *Meines Lebens Vorfälle und Nebenumstände*, Teil 1: Kindheit und Studienjahre (1720–1746), hg. von Katrin Löffler und Nadine Sobirai, Leipzig 2007.

² Über Fischer vgl. *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 7, Leipzig 1878, S. 49 f.; *Altpreußische Biographie*, Bd. 1, Königsberg 1941, S. 92 f.; Gerhard Kessler, *Die altpreußische Pfarrer-Familie Kluge*, in: *Altpreußische Geschlechterkunde* 11 (1937) 3/4, S. 78–80; Günter Boretius, Margot Braess (Hg.), *Die Kartei Quassowski*, Buchstabe F, Hamburg 1997, S. 112 f.

er außerordentlicher Professor der Physik. Am 26. Mai 1715 heiratete er die Witwe seines Vetters Reinhold Stürmer (1677–1708), Anna Dorothea Stürmer, geb. Off (1686–nach 1736), die ein Mälzenbräuerhaus in dem Königsberger Stadtteil Kneiphof von ihrem Vater Heinrich Off (?–nach 1707) geerbt hatte. Sie hatte bereits zwei Töchter aus erster Ehe – Anna Dorothea (1707–1735) und Sophie Elizabeth Stürmer (1708–nach 1737) – und bekam gemeinsam mit Fischer eine weitere Tochter, Anna Maria Fischer (nach 1715–1788).

Zu Fischers akademischen Interessen gehörten sämtliche Gebiete der Naturwissenschaften sowie die Philosophie und Theologie. Seine Zeit verbrachte er mit Forschungsreisen und dem Schreiben von gelehrten Werken zu Theologie und Geologie.³ Er investierte einen beträchtlichen Teil seines Vermögens in eine prächtige Sammlung wissenschaftlicher Instrumente, die die Breite seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bezeugt.⁴ Nach mehreren Jahren als Aristoteliker fühlte er sich zu Beginn der 1720er Jahre zunehmend zu den Denkmethode[n] Christian Wolffs hingezogen und offenbarte sich mit seinem *Quaestio philosophica* aus dem Jahr 1723 als regelrechter Anhänger der Leibniz-Wolffschen Philosophie.⁵ Seine Vorschläge für eine »vernünftige« Reorganisation der Königsberger Universität trafen bei den Pietisten, die damals in der Regierung des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. (1688–1740) über großen Einfluss verfügten, auf erheblichen Widerstand.⁶ Am 22. November 1725 teilte ihm die Oberratsstube mit, dass er Königsberg innerhalb von 24 Stunden und Preußen binnen 48 Stunden zu verlassen habe. Seine Mutter, Frau und Tochter »erstarrten vor Schrecken«, als er gegen Mittag am nächsten Tag seinen Weg nach Elbing antreten musste. Am 12. Januar 1726 reiste er weiter nach Danzig, wo er von dem Stadtsekretär und Liebhaber der Naturforschung Jacob Theodor Klein (1685–1759) wohlwollend empfangen wurde. Dort erhielt er auch die Erlaubnis, öffentliche Vorlesungen zu halten.

3 Vgl. z. B. Christian Gabriel Fischer, *Examen novi laboris menstrui sub titulo Theophili Ameli* eines Niedersächsischen Theologie, Erörterung der dunkelsten und schwersten Schrifft-Stellen im N.T., Königsberg 1712; Erste Grundlegung zu einer ausführlichen Historie des unterirdischen Preussens, oder zu einer umständlichen Recension der preussischen Erden, Säfften, Steinen, Metallen und ausgegrabnen Antiquitäten, Königsberg 1714.

4 Nach Pisanski besaß Fischer am Ende seines Lebens einen »ungemein schätzbaren und zahlreichen Vorrath an mathematischen Instrumenten. Dieser war in 14 Claßen eingetheilet, und es gehörten davon zur Arithmetik 1, zur Geometrie 49, zur Mechanik 49, zur Hydrostatik 62, zur Aerometrie 172, zur Hydrotechnik 31, zur Optik 72, zur Astronomie 4, zur Gnomonik 11, zur Architectonik 1, zur Pyrotechnik 8, zur Phonurgie und Acustik 5, zur Lehre von Magneten 5, und danächst noch 6 Miscellaninstrumente.« Vgl. Georg Christoph Pisanski, Entwurf einer preußischen Literärgeschichte in vier Büchern, hg. von Rudolf Philippi, Königsberg 1886 (Nachdruck: Hamburg 1994), S. 506.

5 Christian Gabriel Fischer, *Quaestio philosophica: An spiritus sint in loco?* Königsberg 1723.

6 Albert Predeek, Ein verschollener Reorganisationsplan für die Universität Königsberg, in: *Altpreussische Forschungen* 4 (1927) 2, S. 79–121.

Als Fischer im Jahre 1727 klar wurde, dass der Bann auf unbestimmte Zeit in Kraft bleiben würde, akzeptierte er ein Angebot von Klein, mit seinem Pflegesohn Nathanael Jacob Gerlach (1706–1778) eine Bildungsreise zu unternehmen.⁷ Die erheblichen Kosten der Reise wurden völlig gedeckt, und Fischer bekam für seine Tätigkeit als Mentor zusätzlich ein jährliches Gehalt von 100 Reichstalern. Fischer und Gerlach verließen Danzig im September 1727 und besuchten über vier Jahre viele der bedeutendsten Städte in Deutschland, den Niederlanden, in England, Frankreich, Italien und in der Schweiz sowie viele kleinere Städte und Dörfer, bevor sie 1731 nach Danzig zurückkehrten.

Da Fischers Bittschriften bezüglich einer Familienzusammenführung noch kein Gehör fanden, befolgte er den Ratschlag seines Beichtvaters Paul Swietlicki (1699–1756), eines der Naturwissenschaft freundlich gesinnten Pfarrers in Danzig, und unternahm eine zweite Bildungsreise, diesmal mit einem anderen jungen Danziger, Samuel Huwaert III. (1713–nach 1736), Sohn des Bankiers und Großkaufmanns Samuel Huwaert II. (1681–1755) und seiner Frau Florentine Huwaert, geb. von Damm (1684–1719).⁸ Huwaert und Fischer, der diesmal angeblich »100 Dukaten u. bes. Belohn« für seine Tätigkeit als Mentor bekam, reisten im Herbst 1732 von Danzig aus durch Deutschland, Ungarn, die Niederlande, Italien, die Schweiz und Frankreich. Im Jahre 1736 gelang es Fischers Frau, für ihren Mann die langersehnte Erlaubnis zu dessen Rückkehr nach Königsberg zu erhalten. Huwaert blieb auf Reisen, und Fischer kehrte allein über Berlin und Danzig nach Königsberg zurück, wo er am 5. September 1736 eintraf.

Obwohl er nun in Königsberg wohnen durfte, konnte Fischer seine frühere Tätigkeit an der Universität nicht wieder aufnehmen und musste sich mit einer Existenz als Privatgelehrter zufriedengeben. Im Jahre 1743 veröffentlichte er anonym die Schrift *Eines Christlichen Gottesfreundes vernünftige Gedanken von der Natur*, die im Jahre 1743 unzensuriert erschien und unter den Geistlichen für große Aufregung sorgte. Die Pietisten hatten jedoch seit dem Tod von Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1740 an Einfluss verloren. Fischer wurde zwar von verschiedenen Königsberger Kanzeln aus angegriffen, vom Beichtstuhl und auch von der Taufe seines Enkels verwiesen und 1744 sogar exkommuniziert. Er durfte jedoch bis zu seinem Tod am 15. Dezember 1751 in seiner Heimatstadt leben.

7 Gerlachs Mutter, Florentine Concordia Gerlach geb. Martens (1669–1706), starb wenige Tage nach seiner Geburt. Sein Vater, der Danziger Arzt Nathanael Gerlach (1667–1715), heiratete im darauffolgenden Jahr seine zweite Frau, Dorothea Gerlach geb. Schütz (?–1724), die einige Jahre später eine Tochter, Regina Concordia (1710–1755), bekam. Nach dem Tod des Vaters im Jahre 1715 war Klein wohl für beide Kinder zuständig. Zur Genealogie der Familie Gerlach vgl. Dorothea Weichbrodt, Patrizier, Bürger, Einwohner der Freien und Hansestadt Danzig in Stamm- und Namentafeln vom 14.–18. Jahrhundert, Bd. 1, Klausdorf, Schwentine 1986, S. 194.

8 Zur Genealogie der Familie Huwaert vgl. Weichbrodt, Patrizier 2 (Anm. 7), 1988, S. 471.

Zu Fischers wichtigsten Verpflichtungen während seiner zwei Reisen gehörte das Führen von Tagebüchern, in denen er Sehenswürdigkeiten und Erlebnisse schilderte. Diese Arbeit erledigte er äußerst tüchtig und auch mit Freude. Der Umfang und der inhaltliche Reichtum der Schriften, die Fischer auf seinen zwei Reisen verfasste, ist erstaunlich. Obwohl er in der Widmung zum ersten Band schreibt, Gerlach habe »selbst zum Theil fleißig mit geführt«, erkennt man schwerlich eine andere Stimme als diejenige Fischers. Bei verschiedenen Ereignissen war der junge Reisegefährte gar nicht anwesend. Die Tagebücher wurden nicht nur um die Reise zu dokumentieren zusammengestellt, sondern auch um spätere Leser (auch die Reisegefährten Gerlach und Huwaert selbst) über den Zustand der gelehrten Kultur in den wichtigsten europäischen Städten zu informieren.

Obwohl Fischer eindeutig als Autor der Tagebücher zu identifizieren ist, sind sie nicht in seiner eigenen Handschrift überliefert. Unterwegs mit Gerlach »concipierte« er seine Tagebücher lediglich. Während der zweiten Reise mit Huwaert wurden die Gerlach-Tagebücher mitgenommen und von bezahlten Kopisten abgeschrieben. Diese Arbeit erledigten in den Jahren 1732–1733 zum größten Teil zwei unbekannte Studenten namens Schneider und Schade in Leipzig. Vermutlich wurden die zwölf Bände (etwa 3 500 Seiten) der Tagebücher unmittelbar danach – wohl im Mai 1733 – zurück zu Gerlach nach Danzig geschickt.

Nach ihrer Ankunft in Danzig kamen die Tagebücher wahrscheinlich in den Besitz von Gerlach selbst, der inzwischen eine Karriere als privater Rechtsgelehrter begonnen hatte, ohne irgendein Amt zu bekleiden. Die Tagebücher waren offensichtlich auch Gerlachs Pflegevater Jacob Theodor Klein zugänglich, der die Bände reichlich mit Fußnoten versah.⁹ Klein fügte auch viele Abbildungen hinzu, zum Teil von Pflanzen und Tieren aus seinen eigenen Gärten. Zu Fischers hier wiedergegebenem Text fügte er zum Beispiel eine Zeichnung von einem fliegenden Fisch [Abbildung 1], angefertigt von Gerlachs Halbschwester Regina Concordia (1710–1755), aus Kleins eigenen »museo« hinzu.¹⁰ Das Bild von dem Kaktus [Abbildung 2] wurde 1723 – bereits vier Jahre vor Reisebeginn – von einem Künstler namens Schultz gezeichnet, und zwar »ad vivum« von einem Exemplar in Kleins Garten. Andere Abbildungen in den Tagebüchern sind von unbekannter Herkunft; sie wurden wohl von Fischer oder Gerlach selber gekauft [z. B. Abbildung 4] oder gezeichnet [z. B. Abbildungen 3, 5, 6, 7].

Klein gründete im Jahre 1743 zusammen mit seinem Schwiegersohn Daniel Gralath (1708–1767) die Naturforschende Gesellschaft in Danzig. N.J. Gerlach wurde schon im ersten Jahr Mitglied, und die Tagebücher seiner Reise mit Fischer sind spä-

9 Die Fußnoten sind undatiert, wurden aber vor Kleins Tod im Jahre 1759 geschrieben. Dass Klein mindestens eine Fußnote in oder nach 1744 schrieb, bezeugt die zu Fischers Text vom 5.10.1727, in der Klein den zweiten Jahrgang (1744) der *Acta Societatis Physicae Experimentalis* erwähnt.

10 Auf dem gleichen Blatt ist die folgende Notiz in Kleins Hand zu lesen: »in museo meo 4 species piscium alat: asservantus.«

testens mit Gerlachs Tod im Jahre 1778, tatsächlich aber wohl wesentlich früher in die Bibliothek der Gesellschaft gelangt. Dort wurden sie aufbewahrt, bis alle 37 700 Bände dieser Bibliothek am 1. März 1923 in die Sammlung der Danziger Technischen Hochschule überführt wurden. Beim Vormarsch der Roten Armee wurden im Januar 1945 die Angehörigen der Technischen Hochschule zu Danzig nach Thüringen evakuiert. Es wurden so viele wertvolle Bücher wie möglich mitgenommen und in Schmalkalden ausgelagert. Dr. Ernst Witt (1898–1975), Professor für Architektur an der Technischen Hochschule in Danzig und später Konsistorialbaumeister und Professor an der Technischen Hochschule Hannover, gelang es, acht der zwölf Bände des Fischer-/Gerlach-Tagebuchs, zusammen mit etwa 100 anderen handschriftlichen Büchern der Naturforschenden Gesellschaft, auf die eine oder andere Weise zu erwerben. Im Jahre 1946 wurden Verhandlungen zwischen Witt und der Stadt Bremen aufgenommen und 1953 wurden alle in Witts Besitz befindlichen Bände in die Sammlung der Staatsbibliothek (seit 1965 Staats- und Universitätsbibliothek) Bremen überführt. Am 29. Juni 2000 wurden die Bände als Dauerleihgabe an die Biblioteka Główna Politechniki Gdańskiej (früher die Bibliothek der Technischen Hochschule in Danzig) abgegeben, allerdings ohne endgültige Klärung der Eigentumsfragen.¹¹ Im Jahre 2003 tauchte einer der fehlenden Bände (Bd. 6) in Mönchengladbach auf und wurde gleich danach von der Universitätsbibliothek Bremen gekauft.¹² Ein zweiter bisher fehlender Band (Bd. 7) wurde am 26. September 2008 von einem Auktionshaus in Pforzheim versteigert.¹³ Der Verbleib der letzten zwei fehlenden Bände (Bde. 3 und 11) ist völlig unbekannt.

Fischer dokumentierte seine zweite Reise ebenso akribisch wie die erste, aber auf andere Weise. Während er auf der Gerlach-Reise allgemeine Beschreibungen von Sehenswürdigkeiten der besuchten Städte mit Berichten über persönliche Erlebnisse vermischte, entschied er sich auf der Reise mit Huwaert die zwei Ebenen zu trennen. Das Grundprinzip seiner neuen Methode erklärte er im Vorwort zum ersten Band der Huwaertischen Reisetabellen, das er am 12. November 1732 in Leipzig schrieb:

Alles dieses [Sehenswürdigkeiten sowie persönliche Erfahrungen] in ein *Journal* untereinander zu schreiben, ist zwar leicht und gewöhnlich, aber unordentlich, und wegen Mengerey gantz verschiedener theils geringer, theils wichtiger Sachen verdrießlich. Läßt man die Beschreibungen der Städte und Örter mit einfließen, so schreibt man viel umsonst, und das übrige entweder zu kurz, oder zu weitläufftig. Diesen Fehler im *Journalisiren* auf meiner abermahligen Reise zu verhüten, habe eine andre *Methode* mit mehrern Unterscheid der

11 Sie werden unter der Signatur 504043 aufbewahrt. Alle hier angegebenen Informationen zum Schicksal der nach Bremen gelangten Bestände der Naturforschenden Gesellschaft im 20. Jahrhundert wurden freundlicherweise von Dr. Thomas Elsmann mitgeteilt.

12 Signatur: bd 4426–2.

13 Antiquariat Peter Kiefer, Buch- und Kunstauktionen, Auktion 66, Katalognummer 289.

vorkommenden Anmerkungen, erwehlet; erstl. zwar, was *Mons: Huwaert* und meine eigne Vorfälligkeiten, betrifft, so ist darzu ein gewöhnlicher Schreibe-Calender zu länglich. Die besondere gelehrte Anmerkungen sammle ich in ein besonderes Werck, unter dem *Titul* derer *Huwaertianorum*, und bringe dahin alles, was ich von Kirchen, *Civil, Militair*, Gelehrten-Hauß, Natur und Kunst-Sachen, vornehmen Höfen, Städten, und Personen besonderes, unbekandtes, oder umständliches erfahre. Die gemeinen Nachrichten, von Ländern, Städten, Ortern, Reise-*Routen* und darzu gehörigen Merckwürdigkeiten bringe in *Tabellen*, theils das Schreiben zu ersparen, theils um künfftig den gantzen Weg umständlich vor Augen zu haben. Darzu ziehe auch die Reise Kosten, welche mit hieher gehören und zur künfftigen Nachricht dienen.

Teile von Huwaerts Tagebüchern wurden bereits während der Reise fertiggestellt, denn sie wurden 1732 von Kopisten in Leipzig niedergeschrieben. Doch es gab offenbar auch 1736 noch einiges zu tun, als Fischer nach Königsberg zurückkehrte, und so nahm er die Tagebücher mit.¹⁴ Aus unbekannten Gründen befanden sich die Huwaert-Tagebücher noch zu Fischers Tod im Jahre 1751 bei ihm. Erst 1752 wurden angeblich sieben Bände »Houwartiana« von der Familie Huwaert erworben.¹⁵ Die Tatsache, dass Fischer die Bände so lange behielt und dass diese im Jahr nach seinem Tod von der Familie Samuel Huwaerts erworben wurden, legt die Vermutung nahe, dass Huwaert zu diesem Zeitpunkt nicht mehr am Leben war. Der Käufer wäre in diesem Fall sein Vater, der bis 1755 in Danzig lebte, oder vielleicht seine Schwester, Florentine Broen, geb. Huwaert (1710–1773), seit 1729 Ehefrau des Danziger Großkaufmanns und Ratsherrn Johann Hieronymus Broen (1703–1774).¹⁶ Es ist sehr zu bedauern, dass die unter dem Namen Huwaerts gesammelten Aufzeichnungen heute völlig verschollen sind.¹⁷ Fischers Reise mit Huwaert ist nur durch die Reisetabellen belegt, die heute in der Biblioteka Gdańska Polskiej Akademii Nauk (früher Stadtbibliothek Danzig) aufbewahrt werden.¹⁸

Fischer besuchte Leipzig zweimal mit Gerlach und einmal mit Huwaert, und seine Aufenthalte dauerten jedes Mal länger. Er fand hier eine sehr angenehme Umgebung

14 Vgl. unten die Reisekosten für die folgenden Tage: 11.10.1732, 27.10.1732 und 6.5.1733.

15 Helmut Zippies (Hg.), *Die Kartei Quassowski*, Buchstabe H, Hamburg 1998, S. 473. Die Kartei Quassowski basiert in diesem Fall auf den Angaben im Preußischen Archiv, hg. von der Königlichen Deutschen Gesellschaft zu Königsberg, Bd. 1, 1790, S. 327.

16 Zur Genealogie der Familie Broen vgl. Weichbrodt, Patrizier 1 (Anm. 7), S. 99.

17 Albert Predeck schrieb 1928, das Werk bestehe aus acht Bänden. Vgl. Albert Predeck, *Bibliotheksbesuche eines gelehrten Reisenden im Anfange des 18. Jahrhunderts*, in: *Zentralblatt für Bibliothekswesen* 45 (1928), S. 221–265, 342–354, 393–407, hier S. 225, Anm. 2. Er hat es aber nie gesehen und gewann seine Informationen vermutlich aus Fischers gedrucktem Nachlasskatalog, *Catalogus Librorum Bibliothecae Fischerianae*, [xi.] Septemb. A. MDCC LII. in defuncti professoris aedibus in platea vulgo Ochsenmarkt publico auctionis ritu distrahendorum, Königsberg 1752.

18 Signatur: Ms. Up. 2° 167–170.

und gute Bedingungen, um seine Forschung voranzutreiben, wie seine Notizen über den 8. August 1731 zeigen:

Der Ort gefällt mir sehr wol und ist von *Agrement*, *Conversation* und ungezwungener Manier zu leben der Beste in gantz Deutschland... Wer darinn sich zu *retiriren* weiß, findet an Leipzig einen Ort zu *studiren*, der seines gleichen nicht hat, sowol wegen der vielen Gelehrten, der Buchladen, *Correspondence*, beqvemen Wechsel, Bekanntschaft mit fremden und der trefflichen Gärten und Gegenden, die man in einem kleinen *District* gleichsahm *concentrixet* findet.¹⁹

Auf seinen Reisen war Fischer mit Geldmitteln außergewöhnlich gut versehen. Binnen zehn Monaten in Leipzig haben er und Huwaert insgesamt die beträchtliche Summe von 1753 Reichsthalern, 5 Groschen und 11 Pfennigen ausgegeben. Dieser Wohlstand sowie Fischers Ruf in der gelehrten Welt haben ihm und seinen Reisebegleitern Zugang zu den oberen Schichten der Universitätsangehörigen verschafft. In Leipzig lernte er viele der Universitätsprofessoren kennen, z. B. Christian Friedrich Börner, Johann Christoph Gottsched, Christian August Hausen, Johann Ernst Hebenstreit, Johann Erhard Kapp, Johann Christian Lehmann, Johann Georg Lotter, Johann Jakob Mascov, Johann Burkhard Mencke, August Friedrich Müller, Georg Friedrich Richter, August Quirinus Rivinus, August Friedrich Walther und Wolfgang Georg Welcke. Er machte zudem die Bekanntschaft von Buchhändlern und Verlegern Johann Gottlieb Gleditsch, Jacob Schuster und Moritz Weidmann d. J. und von Vertretern anderer wissenschaftsverbundener Arbeitsbereiche. Darunter befanden sich der Mechaniker Johann Georg Cotta, der Zeitungsherausgeber Johann Gottlieb Krause, der Apotheker Johann Heinrich Linck, die Prediger Christian Weiß, Friedrich Werner und Pierre Coste sowie die gelehrten Frauen Magdalena Sibylla Baudis, Catherina Louisa Gleditsch und Marianna von Ziegler. Fischers Berichte von den Begegnungen mit diesen Menschen in Privathäusern, Kaffeehäusern und Buchläden, an Arbeitsplätzen und auf der Straße sind farbig und schildern Details zu Persönlichkeit und deren Aussehen, die nur selten überliefert und deswegen von außerordentlichem Wert sind.

Von besonderem Interesse war für Fischer die Leibniz-Wolffsche Philosophie, und er hat sich Mühe gegeben, überall diese Denkmethoden in seine Gespräche einzubringen. In Leipzig fand er viele gleichgesinnte Gesprächspartner wie J. C. Gottsched und dessen Studenten, die »*de nova Philosophia*... zugethan waren«, aber auch Gegner wie der kurfürstliche Rat und Leibarzt Andreas Rüdiger, mit dem er die ausführlichste Diskussion zu diesem Lieblingsthema führte.²⁰ Die Tagebücher dokumentieren in Leipzig wie anderswo die Verbreitung von Wolffs Philosophie aus der Sicht eines

¹⁹ Vgl. unten den Tagebucheintrag zum 8.8.1731.

²⁰ Vgl. Detlef Döring, Der Wolffianismus in Leipzig, Anhänger und Gegner, in: Hans-Martin Gerlach (Hg.), Christian Wolff – seine Schule und seine Gegner (Aufklärung 12, 2), Hamburg 2001, S. 51–76.

außergewöhnlich intelligenten und sensiblen Anhängers, der vermutlich wegen seines eigenen widrigen Schicksals besonders engagiert war.

Fischers Begegnungen in Leipzig sind in einigen Fällen auch außerhalb der Tagebücher belegt. Bei seinem dritten Besuch in Leipzig lernte Fischer auch den Berater Friedrichs des Großen kennen, Charles Etienne Jordan (1700–1745), der sich vom 30. April bis 6. Mai 1733 in der Stadt aufhielt.²¹ Diese Tatsache erfahren wir nur aus Jordans gedruckter Beschreibung seiner Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Als Jordan in Leipzig war, besuchte er den Professor für Beredsamkeit, Johann Erhard Kapp: »Je trouvoi chez Mr. Kapp Mr. Fischer de Königsberg, qui paroît bien de l'Esprit, & être fort versé dans l'Etude de l'Antiquité: comme il a voyagé en Italie, il a eû occasion de cultiver cette belle Etude.« Drei Seiten später erwähnt er Fischers Namen, als er von seiner Begegnung mit dem Apotheker Johann Heinrich Linck berichtet: »Cet obligeant Collecteur de Curiositez naturelles [Linck] est sur le point de publier un Ouvrage sur les Etoiles de Mer ... Mr. Linck en a rassemblé une assez grande quantité. Mr. Fischer dont j'ai parlé, aura la Direction de cet Ouvrage.«²²

Fischers Freundschaft zu Linck ist zu den fruchtbarsten Begegnungen, die er in Leipzig erlebte, zu zählen. Wie den Tagebüchern zu entnehmen ist, war Fischer schon bei seinem ersten Besuch im Jahre 1727 von Lincks umfangreicher Sammlung von Seesternen völlig begeistert. Bei seinem dritten Besuch beschäftigte er sich mit einer illustrierten Studie über Seesterne mit dem Titel *De Stellis Marinis*, die anhand von Lincks Sammlung entstand und 1733 erschienen ist.²³ In seiner *Præfatio* zu diesem Buch erwähnt Fischer den Namen Samuel Huwaert und beschreibt zum Teil den Kontext für seine Arbeit mit Linck.

Zu den bedeutendsten Freundschaften für Fischer in Leipzig gehörte die mit seinem ehemaligen Studenten in Königsberg, Johann Christoph Gottsched, der seit 1724 hier als Hofmeister, Dozent und Herausgeber von Wochenschriften tätig war. Gottsched war sein treuester Führer durch die Lindenstadt und verschaffte Fischer Zugang zu anderen Gelehrten. Fischers Anwesenheit in Leipzig war auch für Gottsched sehr vorteilhaft, denn sein ehemaliger Professor war wohl der erste, der ihm von der hochbegabten jungen Danzigerin Luise Adelgunde Viktorie Kulmus erzählte. Kurz nach Fischers erstem Besuch im Oktober 1727 schrieb Gottsched eine Ode, die mit den folgenden Zeilen beginnt:

Ich weis, was Fischer mir von ihrer Klugheit pries,
Als er, und Gerlach, sich in Leipzig sehen ließ.

21 Vgl. Jens Häsel, Ein Wanderer zwischen den Welten: Charles Etienne Jordan (1700–1745) (Francia, Beihefte 28), Sigmaringen 1993, S. 74.

22 Charles Etienne Jordan, Histoire d'un Voyage littéraire fait en 1733 en France, en Angleterre, et en Hollande, La Haye 1735, S. 11, 14.

23 Johann Heinrich Linck und Christian Gabriel Fischer, *De Stellis Marinis*, Leipzig 1733.

So spricht schon Famens Mund von ihrem seltnen Wesen;
Allein ich hab es selbst von ihrer Hand gelesen.
Was sie für Geist, Vernunft und Wissenschaft besitzt,
Und wie die Weisheit ihr aus allen Worten blitzt.²⁴

Gottsched wurde auch über Fischers weitere Reise von andern Bekannten informiert. Ein Student in Straßburg, Georg Christian Wolff, schrieb am 29. November 1730: »In Straßburg gehet mir es wohl, und ich trincke offters Ihre Gesundheit beÿ lustigen und auch gelehrten Discursen. Rathen Sie mit wem? Mit H. Prof: Fischern aus Königsberg. Dieser Mann hat sich gut umgesehen in der Welt. Ich liebe ihn recht sehr.«²⁵ Als Fischer sich 1731 auf der Rückreise nach Danzig nochmal in Leipzig befand, schrieb Gottsched eine andere Ode, diesmal »Auf Herrn Professor Fischers und Herrn Gerlachs Rückkunft von Reisen. 1731«, von der ich hier vier der neun Strophen zitiere:

Sehn wir unsern Gerlach wieder?
Ja, er kömmt vergnügt zurück!
Singt, ihr Musen, neue Lieder,
Wünscht auch seinem Mentor Glück.
Beyde sind nach langen Reisen,
So sie glücklich abgelegt,
Billig durch ein Blatt zu preisen,
Welches Geist und Feuer hegt.
Wüßt ich nur die frohen Pflichten
Recht geschickt ins Werk zu richten.

...

Gerlachs angenehme Sitten,
Gerlachs Witz und Munterkeit,
Schien den Franzen und den Britten
Selber eine Seltenheit.
Fischers tiefgelehrtes Wissen,
Fischers gründlichen Verstand,
Hat die Schelde preisen müssen,
Hat die Themse selbst erkannt,
Seine, Rhone, Po und Tyber
Hatten ihr Vergnügen drüber.

...

24 Phillip M. Mitchell (Hg.), Johann Christoph Gottsched. Ausgewählte Werke, Berlin, New York 1968–1987, 12 Bände, hier Bd. 1, S. 331.

25 Johann Christoph Gottsched Briefwechsel, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 1, hg. von Detlef Döring, Rüdiger Otto, Michael Schlott, Berlin, New York 2007, S. 464. Am 29. Dezember gleichen Jahres schrieb Wolff, dass er sich in der Comödie zu Straßburg »mit H. Prof: Fischern bald krank gelacht«. Vgl. ebd., S. 480.

Nehmt die Schwester in den Reihen,
 Die beliebte Gerlachin;
 Ihren Bruder zu erfreuen,
 Tritt sie freudig zu euch hin.
 Klein eröffnet euch den Garten,
 Der mit Seltenheiten prangt,
 Und mit Pflanzen fremder Arten,
 Schon so manchen Ruhm erlangt.
 Klein wird selber mit Ergetzen
 Euch und ihn zu Tische setzen.

Ehler, Rosenberg und Kade,
 Werden seine Gäste seyn!
 Wär ich auch da! Ewig Schadel
 Träfe doch mein Wünschen ein.
 Fischern werden sie umfassen,
 Fischern wird dieß Kleeblatt nicht
 Eher aus dem Zimmer lassen,
 Bis der nächste Tag anbricht,
 Und mit weisheitsvollen Sinnen
 Ihn auf ewig lieb gewinnen.²⁶

Die Beziehung zwischen Fischer und Gottsched wurde mit der 1735 geschlossenen Ehe mit Luise Kulmus noch bestärkt, und die beiden blieben Zeit ihres Lebens in Briefkontakt.

Trotz des großen historischen Wertes von Fischers Tagebüchern blieben diese bisher von Historikern beinahe unbeachtet. Bald nach Gerlachs Tod 1778 erschien in den ungedruckten Berichten der Naturforschenden Gesellschaft, den *Acta Societatis Physicae Experimentalis*, eine Lobschrift, die ihn als wissenschaftlichen »Collaborator« über »mehrere Jahre« bezeichnet und hinzufügt: »Die Gesellschaft besitzt ein zwölfbändiges Manuskript, in welchem seine Studienreisen von seinem wissenschaftlichen Reisebegleiter, dem Professor Chr. Gabr. Fischer, beschrieben sind. Das Werk ist mit trefflichen Handzeichnungen versehen.«²⁷ Die Existenz der Fischer-Tagebücher war auch Georg Christoph Pisanski (1725–1790) bekannt, der in seiner posthum erschie-

26 Johann Christoph Gottsched, *Gottscheds Gedichte*, hg. von Johann Joachim Schwabe, Leipzig 1736, S. 260–263. Die Danziger, die Gottsched in der letzten Strophe erwähnt, sind Gerlachs Halbschwester, Regina Concordia Gerlach, der Ratsherr Karl Gottlieb Ehler (1685–1753), der Subsyndikus Heinrich Wilhelm von Rosenberg und der Mediziner David Kade.

27 Eduard Schumann, *Geschichte der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743–1892*, Danzig 1893, S. 80.

nenen *Literärgeschichte Preußens* Folgendes schrieb: »... Prof. Fischer[s] Reisen durch Deutschland, England, Frankreich und Italien. Sie waren in den Jahren 1725–1736 angestellt; und die Beschreibung ist von ihm in einem zum Abdrucke völlig fertigen Manuscripte von elf Bänden in 4. nebst dem Register ausgearbeitet; wozu er noch Anmerkungen darüber in 26 Bänden, imgleichen eine Anleitung für Reisende gefügt hat.«²⁸ Pisanskis Beschreibung lässt vermuten, dass er die Bände nie gesehen hat; seine Informationsquelle ist unbekannt.

Die größte bisherige Leistung in der Verbreitung des Inhaltes der Tagebücher war sicherlich die von Albert Predeek (1883–1956), Bibliothekar der Technischen Hochschule zu Danzig von 1922 bis 1929. Im Jahre 1927 veröffentlichte er einen Aufsatz über Fischers Beziehungen zu Gottsched, der zum größten Teil auf den Gerlach-Tagebüchern basiert und verschiedene längere Zitate enthält.²⁹ Im darauffolgenden Jahr gab Predeek einen wesentlich weitläufigeren Beitrag über Fischers Bibliotheksbesuche überall in Europa heraus.³⁰ Diese beiden Artikel waren meines Wissens bisher die einzigen gedruckten Veröffentlichungen aus Fischers Tagebuchtexten.

Für den vorliegenden Beitrag habe ich sämtliche Passagen aus Fischers Tagebüchern abgeschrieben, die von seiner Zeit in Leipzig berichten. Diese lassen sich in seine drei Besuche unterteilen:

Besuch	Daten	Reisebegleiter	Bibliothek	Signatur	Seiten
1	03.10.–09.10.1727	Gerlach	BGPG	504043	Bd. 1, S. 109–140
2	19.07.–08.08.1731	Gerlach	BGPG	504043	Bd. 12, S. 281–297
3	19.07.–31.12.1732	Huwaert	BGPAN	Ms.Uph.f.167	Bl. 105r–108v
	01.01.–07.05.1733	Huwaert	BGPAN	Ms.Uph.f.168	Bl. 2r–4v

BGPG = Biblioteka Główna Politechniki Gdańskiej

BGPAN = Biblioteka Gdańska Polskiej Akademii Nauk

In der Abschrift habe ich den Text diplomatisch wiedergegeben, ohne die orthografischen Unregelmäßigkeiten des frühen 18. Jahrhunderts zu verändern. Nur in nicht eindeutigen Fällen wurde den modernen Groß- und Kleinschreibregeln gefolgt. Die Tatsache, dass die Texte nicht in der Originalhandschrift des Autors, sondern als Abschriften beauftragter Kopisten überliefert sind, verursacht manchmal Probleme. In einigen Fällen haben die Kopisten wohl Fischers Handschrift nicht richtig entziffern können. Solche Fälle sind am ehesten bei Personennamen wie »Herr Goeticke« (rich-

28 Pisanski, Entwurf (Anm. 4), S. 668.

29 Albert Predeek, Ein vergessener Freund Gottscheds, in: Festschrift zur Zweihundertjahrfeier der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 1727–1927, Leipzig 1927, S. 109–123.

30 Albert Predeek, Bibliotheksbesuche (Anm. 17).

tig: Goelicke) und »Herr Liefers« (richtig: Liebers) zu erkennen, aber sicherlich sind auch an anderen Stellen ähnliche Fehler zu finden. Bedeutungen von einzelnen Wörtern sind in eckigen Klammern innerhalb des Textes zu finden, längere Erläuterungen hingegen in den Fußnoten. Register am Ende des Beitrags geben Auskunft über die Personen und Ortschaften, die Fischer in Leipzig erwähnte.

Für Hilfe bei dieser Arbeit habe ich Vielen zu danken. Vor allem möchte ich mich bei Herrn Professor Detlef Döring ganz herzlich bedanken, denn er hat dieses Projekt vom Anfang an betreut. Prof. Döring war derjenige, der mir von der Existenz der Tagebücher berichtete und mich in meinem Wunsch bestärkt hat, nach Gdańsk zu reisen und sie auszuwerten. Nach der Reise hat er mir bei der Abschrift und den Erläuterungen sehr geholfen. Ich möchte mich auch bei Dr. Rudolf Schlatter vom Naturkundemuseum Leipzig für die Ermittlung verschiedener lateinischer Namen von Pflanzen und Tieren bedanken. Dr. med. Marcus Glaser hat mir auch beim Entziffern von älteren medizinischen Begriffen geholfen. Für seine Recherchen zur Überlieferung der Tagebücher im 20. Jahrhundert möchte ich mich bei Dr. Thomas Elsmann, Abteilungsleiter Handschriften/Rara der Staats- und Universitätsbibliothek Bremen bedanken. In Polen haben mir Anna Tomczyk und Renata Baranowska freundlicherweise Zugang zu den Bänden verschafft. Dr. Matthew Roller in Baltimore und Dr. Michael Sullivan in Austin waren beim Entziffern von Abkürzungen und lateinischen Ausdrücken des 18. Jahrhunderts hilfreich. Frau Carla Calov, leitende Bestandsreferentin des Stadtarchivs Leipzig, hat Lebensdaten für einige Leipziger des 18. Jahrhunderts vermitteln können. Letztlich gebührt mein herzlicher Dank für ihre Hilfe mit der lateinischen Sprache sowie bei Internetrecherchen meinen Freunden in Leipzig, Christel Falke und Ulla Lindner.

Literaturabkürzungen

Acta Eruditorum

Acta Eruditorum, hg. von Otto Mencke, Johann Burckhardt Mencke, Friedrich Otto Mencke, und Karl Andreas Bel, 118 Bände, Leipzig 1682–1782.

Adressbücher

Das jetzt lebende und [jetzt] florirende Leipzig, Welches die Nahmen, Characteren, Chargen, Professionen und Wohnungen derer Personen bey denen Kön. Poln. auch Chur- und Hoch-Fürstl. Sächs. Collegiis und Expeditionen, Ingleichen E. Hochlöbl. UNIVERSITAET, So dann E. E. Hochw. Raths-COLLEGIO, Hiernechst E. Hoch-Ehrw. MINISTERIO, und E. Löblichen Kauffmannschafft, Wie auch Derer Ober-Aeltisten und Innungs-Vorsteher von allen Handlungen, Künsten und Handwerckern, so allhier zu finden, Und endlich alle Wein-Caffée- Schenck- und andere ordentliche Gast-Häuser, auch sehenswürdigen Gärten, aufrichtig vorstellet [...], Leipzig 1723 [1732, 1736].

Kessler

Gerhard Kessler, Die altpreußische Pfarrer-Familie Kluge, in: Altpreußische Geschlechterkunde 11 (1937) 3/4, S. 65–81.

StadtAL, RLB

Stadtarchiv Leipzig, Ratsleichenbücher der Stadt Leipzig 1595–1875 (Bestandteil 1.2.1.4.1.1.). Die Bände 1728–1733, 1733–1738, 1738–1742, 1743–1750, 1751–1759, 1759–1767 wurden für diesen Beitrag eingesehen.

Zedler

Johann Heinrich Zedler (Hg.), Großes vollständiges Universal-Lexicon Aller Wissenschaftten und Künste, Welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden [...], 68 Bände, Leipzig 1732–1754.

Abkürzungen

e. g.	zum Beispiel (exempli gratia)
el.	Elle
Fl. Polln.	polnischer Gulden
gr., ggr.	Groschen
pf.	Pfennig
Rthlr., Rthllr.	Reichstaler
Thl.	Taler

Erster Besuch
vom 3. bis zum 9. Oktober 1727

Herrn *NATHANAEL LA-* | *COB GERLACHS* | Erste Reise | Aus seiner Vater-Stadt Dantz-
zig, durch Cassuben, | Pommern, die Marck Brandenburg, durch | Sachsen, Heßen, durch die
Wetterau, über den | Rhein-Strom bis an die Niederländische Grän- | tzen. | Nebst denen
dabey gesamleten *Observatis Phy-* | *sico-Mathematicis, Oeconomicis, Mechani-* | *cis, Geographicis* und
Literariis. | In einem *accuraten* Journal beschrieben | und mit einem vollständigen Register ver-
| sehen | durch | *Christian Gabriel Fischern* | aus Königsberg. | ANNO MDCCXXVII.

Das III^{te} Capitel. Von der Reise nach Leipzig, und denen alhie gesamleten Remarqven.

[3.10.1727]

§. 133.

Umb 7. Uhr, Abends, kahmen wir nach Meißen, 3. Meilen von Dreßden. Da ich an der gro-
ßen Brücke ein *Specimen* gesehen, daß man große Joche, von mehr denn 100. Schuhen, mit
Holtz also verbinden könne, daß in der Mitte keine *perpendicular* Ständer untergezogen werden
dörffen, worauf vielleicht Gärtner mit seinem *Modell regardiret*.³¹ Wie *plaisirlich* der Weg von
Dreßden, nach Meißen, unter den Weinbergen und an der Elbe seÿ, ist bekannter, alß daß ich
es hie anzumercken vor nöthig achte. Weil es zu Mittag etwas geregnet, war der Weg uns desto
favorabler.

§. 134.

Umb 10½ Uhr, waren wir in Strauchiz [Stauchitz]: welches ein Dorff ist, 2½ Meil von Meißen,
im Wald gelegen; Allda ist ein sehr schönes und ansehnliches Posthauß und Gasthauß, nur vor
dem Jahr erbauet.

[4.10.1727]

§. 135.

Den 4^{ten} *Octobr.* umb 3. Uhr, Morgens, wechselten wir die Pferde in Wernßdorff [Wermsdorf],
2. Meilen von Strauchiz. Dieses Dorff gehöret dem Chur-Prinzen, welcher es ziemlich beßert,

³¹ Andreas Gärtner (1654–1727), Hofmechanikus und Modellmeister am Kursächsischen Hof zu
Dresden, hat ein Modell »einer hängenden Brücke, die auf 200 Ellen kan gespannt werden«. Die
Meißner Brücke wurde »unter denen vier beruffenen Brücken in Teutschland vor die künstlichste
geachtet, da sie doch nur von Holtz ist, und aus dreyen voneinander abgesonderten Heng-Werken,
ohne die etlichen steinernen Bögen, bestehet, darunter aber das eine längste und künstlichste seyn,
und (wie unterschiedliche Reise-Bücher melden) die gantze Kunst in einem einzigen Nagel bestehen
soll«. Vgl. Jacob Leupold, *Theatro Pontificali, oder Schauplatz der Brücken und Brücken-Baues*,
Leipzig 1726, S. 83–84 sowie Tab. XVI. (Meißner Brücke), und S. 146 ff. sowie Tab. LIII und LIV
(Gärtners Modell).

liegt am Walde, und hat ein recht großes neues Posthaus, wie ein Edel Hoff, nur dieses Jahr erbaut.

§. 136.

Gegen 7. Uhr kahmen wir nach Wurzen: welches Städtgen 2. Meilen von Wernsdorff, und 3. Meilen von Leipzig lieget; Und, so bald wir Pferde erhalten, giengen wir ab, ließen uns über die Elbe sezen, und fuhren recht vergnügt und *commode* nach Leipzig.³² Unterweges musten die Weintrauben, Pflaumen, Plauener und Wurzner Kuchen herhalten.

§. 137.

Mittags, gegen 12. kahmen wir nach Leipzig, und bedieneten uns der *Adresse*, so uns Hr. Ober Postmeister in Dreßden, an den Herrn Hauptvogel, im Posthauße zu Leipzig gegeben hatte, weilen aber derselbe sein Hauß, beÿ der innstehenden Meße schon besezet hatte, nahmen wir unser Quartier, auf seine *Recommendation*, beÿ Hrⁿ. Merckel, in der Fleischer-Gaßen, woselbst wir schöne *Commodité*, und angenehme Aussicht hinter die Stadt, nach den Gärten, antraffen.³³ Unsere Wagen ließen wir in die Posthalterey bringen. Weil wir uns diesen Tag unter Leuten nicht sehen laßen wolten; *concipite* dieses *Journal* zum Ende.

[5.10.1727]

§. 138.

Den 5. *dito*, war Sonntag. Nachdem wir uns angekleidet hatten, giengen wir zuerst in die *Thomaskirche*, und hörten Hr. *D. Weisen* predigen.³⁴ Der Mann ist fertig und beredt, aber undeutlich im Vortrag, weil Er mit *allegorischen Phrasibus* aus der Bibel *continuirlich* spielt. Nach der Predigt besuchten wir die *Pauliner Kirche*, allwo ein junger *Magister*, namens *Jecher* predigte.³⁵ Von dannen giengen wir in die *Nicolaikirche*, wo die *Communion* gehalten wurde, und ferner, in die Peters-Kirche, wo Hr. *Magister Werner* eben die Predigt schlußten wolte.³⁶ In allen Kirchen sahen wir, wegen der Königlichen *Trauer*, die Altäre, Kanzeln, und Tauffen schwarz bezogen,

32 Fischer hat sich hier geirrt; Wurzen liegt nicht an der Elbe, sondern an der Mulde.

33 Johann Christian Hauptvogel war laut Adressbuch 1723 (S. 17) »Commissarius und Ober-Post-Amts-Cassirer« in Leipzig, und wohnte »im Bachertischen Hause« in der Hainstraße. Mit »Hrⁿ. Merckel« ist wohl Johann Wilhelm Mercker, Schreib- und Rechenmeister in Leipzig, gemeint. Sein Haus war nicht in der Fleischergasse, sondern in dem Hallischen Gäßchen, am Hallischen Pfortchen, der Stadtmauer gegenüber. Von hier hätten Fischer und Gerlach einen schönen Blick über die Gärten außerhalb des Hallischen Viertels gehabt. Vgl. Ernst Müller, Häuserbuch zum Nienborgschen Atlas, Description über die Grund-Legung und in richtigen Abriss gebrachte berühmte Handels-Stadt Leipzig (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 11), Berlin 1997, S. 65.

34 Christian Weiß (1671–1736), ab 1688 Inhaber von verschiedenen Stellen in der Leipziger Nikolaikirche, 1714 Pastor der Thomaskirche in Leipzig.

35 Christian Gottlieb Jöcher (1694–1758), 1730 Professor für Philosophie, 1732 Professor für Geschichte, 1742 Bibliothekar der Universität in Leipzig.

36 Friedrich Werner (1659–1741), 1699 Prediger an der Nikolaikirche, 1714 Mittagsprediger an der Thomaskirche, 1721 Diakon an der Nikolaikirche in Leipzig.

und ein breites weißes Kreutz längst den Altären herunter, auf das schwarze Tuch genehet.³⁷ In der *Pauliner* Kirche waren unter dem Creuz über dem Tisch des Altars, auf einen breiten weißen Gürtel schwarz geschrieben diese Worte: *OCCIDIT. HEV. VIDVÆ. SIDVS. REGINA SIONIS*.³⁸

§. 139.

Weil es noch früh vor der Mahlzeit war, giengen wir vor die Stadt, in *Apels Garten*.³⁹ Darinn fand nichts besonders zu *notiren*. Der Garten ist groß, hat breite *Alees* von Linden, *Castanien*, und Kirschen mit *Pyramiden*, von Tannen und Heÿdbüchen abwechseln. Die *Rabbaten* unter den Bäumen sind sehr breit, und mit Graß eingefast; dazwischen stehen allerhand gemeine Sommer- und Winter-Gewächse.⁴⁰ Das beste darunter waren schöne Pflanzen von der *Flore admirabili* [Blumen], und eine Art *Indianischer Kürbse*, welche über eine Elle lang, und dicker, alß ein starcker Mannes-Arm wuchsen. Bey den *Aleen* sind große breite Graben umb den Garten gezogen, darinnen man mit kleinen Treckschüten fahren kan. Die *Statuen* sind von Sandstein, und grob gearbeitet. Die Treibhäuser sind zwar lang, aber niedrig; darinnen stehet eine zahlreiche aber kleine *Oranjerie* von feinen *Sorten*: darunter auch schöne *Cedro* [Zeder], und Pampelmußen. Die *Caffee Bäume* sind hie klein, und die übrige *Exotica* alle im Kleinischen Garten zu Danzig, beßer zu sehen, außer den *malis insanis* [Auberginen],^{a)} so diesen Sommer getrieben worden.⁴¹

a) In meinem Fasciculo Plantarum Exot: sind 2^{ley} Gattungen derselben befindlich: *Melongena sive Solarum pomiferum inster mali torundi albi*. *C.B.P.* und *Melongena fructu ablongo violaceo* *E. 151.* seith 3 Jahren aber habe selbige nicht mehr cultiviret.⁴²

Im großen Gewächßhauß, welches alß eine *Gallerie* angeleget, hübsch gemahlet, und mit schönen Töpffer-Offen versehen ist, stehen einige etwas große *oranien* Bäume, und eine starcke Anzahl von ansehnlichen *Lauriers* [Lorbeeren], und *Granatis* [Orangen]. In diesem Garten Hause

37 Die Trauerperiode für die verstorbene Kurfürstin von Sachsen, Christiane Eberhardine (1671–1727), dauerte vom 7. September 1727 bis zum 6. Januar 1728.

38 Vgl. Christoph Ernst Sicul, *Das Thränende Leipzig, Oder Solennia Lipsiensia*, Womit Ihro Königl. Majest. ... Frauen Christianen Eberhardinen ... Höchstseeligstes Ableben Auf der Universität dasselbst öffentlich bejammert worden, Leipzig 1727. Dort wird der Spruch folgendermaßen übersetzt: »Ach Schmerz! die frömmste Königin,/ Der Leit-Stern Sions, ist dahin.«

39 Der Garten war seit 1700 im Besitz des Leipziger Seidenfabrikanten und Kaufmanns Andreas Dietrich Apel (1662–1718), der ihn ab 1717 von dem Landbaumeister David Schatz (1667–1750) ausbauen und neu gestalten lassen hat.

40 »Rabatte heisset bey dem Gartenbau ein schmaler Streiff Landes, so lang hin an den Zäunen oder Gängen angeleget, mit Buchsbaum oder andern Kräutern eingefasset, und Blumen Stauden-Gewächse darein gesetzet werden.« Vgl. Zedler, Bd. 30, S. 220.

41 Der Sekretär und Diplomat Jakob Theodor Klein (1685–1759) pflegte seit 1718 einen berühmten botanischen Garten in Danzig.

42 Die Fußnote stammt von Jakob Theodor Klein, der hier von verschiedenen Sorten von Auberginen schreibt. Vgl. Jakob Theodor Klein, *Fasciculus plantarum rariorum et exoticarum priori auctor ex horto Kleiniano*, Danzig 1722 und 1724.

sollen Sr. Königl. Maj. aus Pohlen, wenn Sie Leipzig besuchen, Tafel halten.⁴³ Man meint auch, daß dieser Garten mehr dem Könige als dem Eigenthümer gehöre; Maßen von diesem bekannt daß er, wegen Schulden ein *Indultum moratorium* [Zahlungsaufschub] vom Könige erhalten.⁴⁴

§. 140.

Nummehro war es Zeit zu Tische zu gehen. Demnach eilten wir nach der Stadt, und wehleten uns auf der Wage bey *Heemsen* zu speisen.⁴⁵ Hie gieng es zu, wie in der *Communität* zu Königsberg: Nur, daß einer früh, der andere späth zu Tische kahlm; die 4. Gerichte folgten sehr langsam auf einander; daher die Mahlzeit bey nahe 2. Stunden daurete. Das beste war der gute Moßler Wein. Wir zahleten vor die Mahlzeit, mit Wein, vor die Person 14. ggr.

§. 141.

Beÿ Tische erfuhr von einem- mir beÿsitzenden Hamburger, daß Hr. *Samuel Klug*, aus Hamburg, hie auf die Meße gekommen, welches mein naher Freund ist, den ich in Königsberg, und auch vor diesem in Hamburg gesprochen.⁴⁶ Dieser Mann ist ein Sohn des *D. Klugen*, der im vorigen Schwedischen Kriege vom Duhm zu Elbing vertrieben- und, von Wißmar nach Hamburg beruffen worden ist.⁴⁷ Er hat von seinem Vater ein gutes *Capital* gen geerbet, aber von seinem Schwager und *Mascopisten* [Mitgliedern einer Handelsgesellschaft] so viel bekommen, daß seine Brüder und Schwester-Kinder, derer mehr als Ein Tuzend ist, von 50. Tausend Rhtltn. künftige Erben vermuthet werden.⁴⁸

43 Hier ist August der Starke, Kurfürst von Sachsen und König in Polen (1670–1733), gemeint.

44 Mit »Eigenthümer« ist wohl Andreas Dietrich Apel selber gemeint, obwohl er schon seit elf Jahren nicht mehr am Leben war. Fischer, der hier von Hörensagen schreibt, war es vermutlich nicht bekannt, dass Apel im Jahre 1718 seinen zehn Kindern den Garten zu gleichen Teilen vererbte. Vgl. Thomas Trajkovits, Der Leipziger Kaufmann und Manufakturist Andreas Dietrich Apel und sein Garten, in: Ernst Ullmann (Hg.), Die ganze Welt im Kleinen. Kunst und Kunstgeschichte in Leipzig, Leipzig 1989, S. 103–116, hier S. 113.

45 Der Weinschenk und Weinhändler Johann Martin Hemm (1663/64–1746) war ab 1694 Leipziger Bürger und ab 1699 Besitzer von mehreren Gast- und Weinhäusern in Leipzig, inklusive Hainstraße 10, Zum großen Joachimsthal genannt, in dem C. G. Fischer, N. Gerlach und S. Huwaert 1727, 1731 und 1732–33 Unterkunft fanden. Vgl. das Leipziger Adressbuch 1723 (S. 122) sowie StadtAL, RLB 1743–1750, Bl. 139 v, und Müller, Häuserbuch (Anm. 33), S. 39. Da in diesem Fall nur von Speisen die Rede ist, könnte es aber auch von dem Weinschenk und Weinhändler Andreas Hemm handeln, der nach Angabe der Adressbücher 1723 (S. 122, 124) und 1732 (S. 121) eine Gaststätte »am Marckte, im Raths-Wein-Keller« führte.

46 Samuel Klug (1663–1739), Kaufmann zu Hamburg, ab 1708 Inhaber von verschiedenen öffentlichen Hamburger Ämtern, 1729 Oberalter. Samuel Klugs Vater, David Klug, und Fischers Großmutter, Anna Horck, geb. Kluge (um 1620–nach 1669) waren Geschwister. Vgl. Kessler, S. 72 ff.

47 David Klug (1618–1688) war 1645 Pfarrer in Saalfeld, vor 1660 vom schwedischen König Karl X. Gustav zum Pfarrer in Elbing ernannt, 1661 Pfarrer in Wismar (Mecklenburg), 1665 Pfarrer der Katharinenkirche in Hamburg und 1679 Senior der hamburgischen Geistlichkeit. Vgl. Kessler, S. 70 f. Mit dem »vorigen Schwedischen Kriege« ist der Erste Nordische Krieg (1655–1660) gemeint.

48 David Klug sollte jedem seiner zehn überlebenden Kinder einen Erbteil von 10000 Thalern hinterlassen haben. Vgl. Kessler, S. 71.

§. 142.

Nach Tische ließ ich mich bey Hr. Mag. *Gotsched*, aus Königsberg, melden, und gieng mit Hrⁿ. *Gerlach* auch so fort zu Ihn.⁴⁹ Es kahn dazu ein geschickter *Magister* aus Leipzig. Meine Absicht war in die Kirche zu gehen; aber, wir verfielen in allerhand *Discurse*, zum Theil, *de nova Philosophia*, welchen die Herrn *Magistri* zugethan waren, und verweilten uns, bey *Theé* und Wein, biß nach der *Vesper*.⁵⁰

§. 143.

Hienach giengen wir in den großen Bosenschen Garten, welcher in einer Sandgrube angeleget, und daher mit verschiedenen *Terrassen reguliret* ist.⁵¹ Der Garten ist starck mit wohlgezogenen Fruchtbäumen, hoch und kleinstämmiger Art, besetzt. Darunter spazierte eine große Menge Volcks, welches die Kleinigkeiten im Garten *admirirte*. Es ist hie eine kleine Grotte, und eine *Fontaine* oben am Wege, mit *vexir* Waßern.⁵² Auf der obern *Terras* ein verdeckter Gang, von vortreffl. großen blauen Wein, am untern eine schöne *Gallerie*, zu Gewächßen. Im Garten sind einige *Statuæ* von Sandstein: und eine tieffe und Raume Grube, die rund umb mit Vogelhäusern bebauet ist, darinne man durch die übergespanneten Neze sehen kan. Jezt waren darinn, Trappen, Phasanen, Lachtauben, Perl Hühner, kleine weiße Hühner, und allerhand Gesang Vögel. In dem einen Hause sind allerhand *Collectanea*, und in deßen einer Stube zur Lincken, 1.) *Semina* [Pflanzensamen], in Crÿstallinen Gläsern, 2.) eine große Menge, und, wie ich mercke, 2. *Alphabeth* von *Capseln* [Kassettenhüllen], in formá, starcker- in Französischen Bd. gebundener *Folianten*; darinn die Pflanzen auf einen halben Bogen geklebt, und zwischen braun Holländisch Papier gelegeet werden. 3.) Allerhand schön gebundene *Botanische* Bücher. Im andern Zimmer gegen über, sind 2. Schräncke mit *Balsamationibus liquidis*. Darunter einige *Embryones* von weißen und schwarzen Menschen.^{a)}

a) die *Embryones* der *Mohranen*, ja die neugebohrne Mohren selbst, unterscheiden sich nicht an farbe nach den *Europären*. *Il ne paroît aucune différence pour la couleur des Enfans; toute sorte d'Enfans étant blancs ou presque blancs, quand ils viennent au monde, ce n'est qu'au bout de huit à dix jours, que la couleur, qui les fait distinguer commence à paroître. Voyez Pere Labat Voyages aux Isles de L'Amérique Tom: II p: 126 Ed: Par: 8^{va}- vid: Ephemeridum Soc: Gedan: An: II. p. 113.*⁵³

49 Johann Christoph Gottsched (1700–1766), 1727 Senior der deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig, 1730 außerordentlicher Professor für Poetik, 1734 ordentlicher Professor für Logik und Metaphysik an der Leipziger Universität. Dem Leipziger Adressbuch 1732 (S. 27) nach wohnte Gottsched in der »Peterstrasse in Hohmanns, sonst Bräunigks-Hofe«.

50 Mit »de nova Philosophia« ist die Leibniz-Wolffsche Philosophie gemeint.

51 Der Großbosenschen Garten wurde 1685 von Leonhard Christoph Sturm (1669–1719) im Auftrag des Ratsherrn Caspar Bose (1645–1700) in der Ostvorstadt von Leipzig gebaut.

52 Vexir Waßern sind Wasserspiele, bei denen das Publikum überraschend durchnässt wird.

53 Die Fußnote stammt von Jakob Theodor Klein. Jean Baptiste Labat, *Nouveau voyage aux isles de l'Amérique, contenant l'histoire naturelle de ces pays etc. les guerres et les evenemens etc. le commerce et les manufactures etc. avec une description exacte ... de toutes ces isles ...* 6 Bände, Paris 1722. Mit »Ephemeridum Soc: Gedan:« sind die ungedruckten Akten der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig (gegründet 1743) gemeint. In den frühen Jahren ihres Bestehens hieß die Gesellschaft in ungedruckten Schriften »Societatis Physicae Experimentalis«. Jeder Jahrgang der Akta bestand aus drei Teilen: Historia, Ephemeriden und Commentaria. Kleins Fußnote hier deutet auf

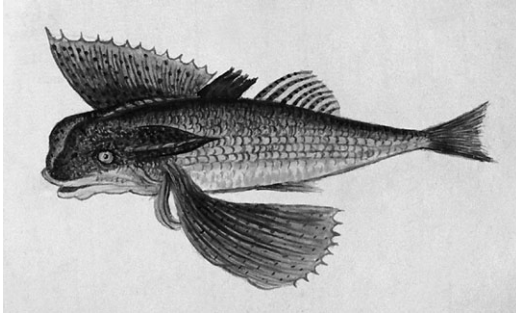


Abb. 1
Der fliegende Fisch



Abb. 2
Cereos (Säulenkakthus)

NB Daß Embryones schwarz, oder mohren ähnlich werden, ist leicht zu machen; Man nehme nur die meisten aus dem *Spiritu*, laßen sie ein paar Tage wuckern, so werden Sie schwärtzlich, bleiben auch so, waren Sie gleich wider in die gläser verschloßen worden.⁵⁴

Einige *monstrose foetus animalium*, besonders, eine Ganß mit 3. Füßen. Einige ausländische *Quadrupeda*, *aquatilia*, und *Insecta*, von *notabler* Größe, und noch ziemlich frisch: Unter andern, *Pipa*, *Mas et foemina* [große Wabenkröte, männlich und weiblich],^{b)} *Ignavus* [Faultier],^{c)} die *Beutel Raze* [Ratte],^{d)} die Brill Schlange, eine sehr große Fledermauß; allerhand Indianische Frösche, einige Papageyen, *fliegende Fisch* [Abbildung 1];^{e)} Eine große *Sepia* [Tintenfisch],^{f)} große *Iguana* [Leguane],^{g)} und welche mir am besten gefielen, eine ganz weiße große Raze, und eine dergleichen Mauß; die andern Wände sind unten mit Schaubladen versezt; darinn sind: 1.) *Insecta*, wohl *conserviret*.

b) c) d) e) f) g) Sind in meiner Sammlung vorhanden.⁵⁵

Die Schubladen sind inwendig weiß angestrichen, und, auf die rothgedruckte Numer ist das *Insectum* mit der Nadel angeheftet, doch so, daß das *Insectum* mitten auf der Nadel steckt, und den Boden nicht berührt: welche *Invention* ich nicht verachte; über jeder Schaublade ist Glaß gedeckt. 2.) *Conchyliä* [Molluskenschalen], aber von keiner Erheblichkeit, sie sind einiger

den zweiten Jahrgang (wohl 1744), S. 113. Vgl. Schumann, Geschichte (Anm. 24), S. 1. Die Acta Societatis Physicae Experimentalis der Jahre 1744 bis 1832 werden heute in der Biblioteka Główna Politechniki Gdańskiej aufbewahrt.

54 Diese Fußnote stammt von Jakob Theodor Klein.

55 Diese Fußnote stammt von Jakob Theodor Klein.

maßen *sortiret*, und mit Drath in den Schaubladen überzogen, damit nichts wegkomme: welche Vorsichtigkeit hie allerdings nöthig ist, weil man es Jedermann vor Augen legen, und der *Admiration* der unverständigen *exponiren* will. Über den Schaubladen sind allerhand *Curiosa*, so eben nicht viel bedeuten. Einige *Panaches* [Pfauhenne], ein Paar *Armadillos* [Gürteltiere], einige *Vespen* [Wespen] Nester, ein *Remis* [Beutelmeise] Nest, einige Hörner, einige Schildpat, einige kleine Urnen, eine Menschen Haut, ein ausgestopfter Hund, von der Engell. doggen Art, item: deßen *Skeleton etc.*

Oben im Saal, ist eine *Rust-Cammer* von *Sedec. Artillerie* dergl. *Monsieur Ehler* zu Danzig, vor meiner Abreise, sich bedienet;⁵⁶ Und, an den Wänden hangen allerhand Gewehr von *Hector* und *Ajax*. Es stehen auch dabey ein Paar verrostete Harnisch. Wär ich Rahtsherr in Leipzig: hätte ich solch einen schönen Garten, so ließ ich die Schnurr-Pfeiffen und Kleinigkeiten vorn Garten bleiben, oder zum wenigsten nicht von Jedermann, *ad ostentationem* sehen.

Unter den *Gewächßen*, habe hie 4. *Sorten* von *Palmis* [Palmen] gefunden, alß 1.) *Palmum humilem*, 2.) *Latifoliam*, 3.) *Coccigeram*, 4.) *Dactyliferam*. Item, *Draconem* [Drachenbaum], so groß alß die zu Dreßden, welche von hie herkommen. Item, große und sehr hohe *Cereos* [Säulenkaktus], die oben, wenn sie abgeschnitten werden, Äste treiben [Abbildung 2]. Item, einen großen *Pisang*, oder *Musa* [Bananen-Pisang], etwas größer alß die Kleinischen.⁵⁷ Viel *Caffée* Bäume, Viel *Echino melocactus*, von der kleinen Art. Der große ist weder in Dreßden noch Leipzig zu finden. Die trockenen *Rudera* [Überbleibsel] davon hangen im *Seminario* allhie. Viel *Sorten* von *Aloes* [Aloa], darunter eine mit Blättern, so an den Ränden versilbert sind. Unter den *Oranien* Bäumen sind einige so groß, alß die im Zwinger Garten, zu Dreßden; und die großen *Lauriers* allda, sollen aus diesem Garten mehrentheils herkommen. Hie fanden wir auch einige Stämme von *Lazarol Aepfeln*, und Birnen: welche Art Mispeln, in Dreßden hoch *astimiret*, und mit 5. Rthlr p[ro]. U[nze]. bezahlt wird. Von beyder Art kauffte Hr. Gerlach à 16. ggr. 2. Stämme, und *committirte* selbige nach Danzig, an Hr. *Secret. Klein* zu schicken.

An der Seiten dieses Gartens ist ein großer Hoff-Raum mit einem Stall, darinn biß 14. Stück Tann-Hirschen herum laufen.

§. 144.

Weil noch Zeit vor Abend übrig war, besahen wir noch den *kleinen Bosenschen Garten*, der an Apels Garten gränzet.⁵⁸ Hie sind die *Alles* mit Tannen-Pyramiden besetzt, und, in den Feldern sind ganze *Buscayen* von Zwerg Bäumen.⁵⁹ Zu Ende der *Alleé*, auf jenseit des Teichs ist der Halbe Garten mit Hecken geschlossen, und diese Hecken *Alleé correspondiret* mit der vordern *Alleé*, und hinten mit Apels Garten, welches einen guten *Prospect* giebet. Zur Seite ist ein großes

56 Vielleicht eine Angabe des Kalibers der Artillerie; Sedec heißt sechzehn. Mit »Monsieur Ehler« ist Karl Gottlieb Ehler (1685–1753), 1711 Sekretär, 1722 Schöffe, 1727 Ratsherr und 1740 Bürgermeister zu Danzig, gemeint.

57 Dieser Bananenbaum war nach Fischers Erachtung größer als der in Jakob Theodor Kleins Garten zu Danzig.

58 Der Kleinboseseche Garten wurde 1693 von Georg Bose (1650–1700) westlich der Stadtmauer in viereckiger, französischer Form angelegt.

59 Bosketten sind Hecken- und Niederwaldbereiche des Barockgartens.

Vogelhauß, und nach vorn eine *Cascade* von Holtz.⁶⁰ In den Gewächß-Häusern habe nichts alß gemeine *Oranjerie*, Myrten, *Laurus*, *Granaten*, etc. angetroffen. Nach Thorschlüssen gieng Hr. *Gerlach* aus dem Garten zu Hr. *Bucken* und ich besuchte Hrⁿ. *Samuel Klugen* aus Hamburg.⁶¹

[6.10.1727]

§. 145.

Den 6. *dito*, *concipte* früh morgens dieses *Journal*. Gegen 9. Uhr giengen wir zu Hrⁿ. Schustern.⁶² Ich fand in seinem Buchladen noch nichts neues, weil die Sachen erst gegen die letzten Tage dieser Woche ankommen. Von Hr. Schustern giengen wir zu dem *Mechanico Cotta*, welcher jetzt, wie *Leupold* vormahls *Profession* macht von *Instrumentis Physico-Mechanicis*.⁶³ Er hatte in seinem Laden die Sachen noch nicht völlig *rangiret*. So viel ich gegenwärtig sahe, war nichts rares oder sonderliches. Es war eine kleine *Antlia* [Luftpumpe] *Horizontalis*, mit ungewöhnlichen Zierathen, und eine andere, mit 2. *Cylindris evacuantibus* fertig. Ich *presentirte* ihm den Riß von der doppelten *Antlia* des *D. Gusovii*, woran er großes Belieben fand, sogar, daß er auch dieselbe freywillig zu machen sich *offerirte*.⁶⁴ Ich versprach mit ihm genauer die Sache zu überlegen, wenn er sich gegen die Meße besser würde eingerichtet haben. Von *Cotte* giengen wir in *Gleditschen* ausländischen *Laden*, allwo in der wenigen Zeit, wenig mit Bedacht einsehen konte.⁶⁵ Das neueste von diesem Jahr waren: *Morgagni Epistola*.⁶⁶

60 Was mit »Cascade von Holtz« gemeint ist, konnte nicht ermittelt werden. Es könnte sich um treppenartige Holzstufen handeln.

61 Johann Christian Bucky aus Danzig ließ sich am 15.5.1729 an der Universität Leipzig immatrikulieren.

62 Jacob Schuster (?–1750), Buchhändler und Verleger aus Danzig, war ab etwa 1718 in Leipzig tätig. Nach den Adressbüchern 1723 (S. 87) sowie 1736 (S. 90) befand sich sein Buchladen in der Grimmaischen Gasse »unter dem Sultzbergerischen Hause«. Vgl. Hans-Joachim Schulze, »Monsieur Schouster« – ein vergessener Zeitgenosse Johann Sebastian Bachs, in: Wolfgang Rehm (Hg.), *Bachiana et alia musicologica*, Festschrift Alfred Dürr zum 65. Geburtstag, Kassel, Basel, London, New York 1983, S. 243–250.

63 Jacob Leupold (1674–1727) war Leipziger Instrumentenbauer, Mechaniker und Mathematiker, königlich-polnischer und kursächsischer Bergwerkskommissar. Er wohnte bis zu seinem Tod am 12. Januar 1727 in dem »Götzeschen Haus« auf dem Neukirchhof, wo er nach Angabe des Adressbuchs 1723 (S. 106) »in seinem Laboratorio Mechanico allerhand Mechanische Instrumenta verfertigen« ließ. Vgl. Lothar Hiersemann, Jacob Leupold – ein Wegbereiter der technischen Bildung in Leipzig, Leipzig 1982, S. 23 ff. Johann Georg Cotta (1685/86–1749) war sein Nachfolger und wohnte nach Angabe des Adressbuchs 1732 (S. 106) auch »in Götzens Hause«. Vgl. auch StadtAL, RLB 1743–1750, Bl. 265 v.

64 Der Riss von der doppelten Antlia des Michael Adam Gusovius konnte nicht ermittelt werden. Er ist weder in seinem »Observationum Domesticarum Specimen Offerens Novum Paracenteseos Instrumentum« (Königsberg 1723) noch in seinem »Disputatio ... qua novum paracenteseos instrumentum offertur« (Königsberg 1723) zu finden.

65 Johann Gottlieb Gleditsch (1688–1738), seit 1716 Buchhändler und Verleger in Leipzig. Sein Buchladen war in dem Eckhaus Grimmaische Gasse und Neuer Neumarkt.

66 Giovanni Battista Morgagni, In Aur. Corn. Celsum et Q. Ser. Samonicum epistolae, Padua 1721 (2. Ausgabe 1724). Möglicherweise handelt es sich um Morgagnis Werk »Epistolae Anatomicae Duae: Novas Observationes, & Animadversiones complectentes, quibus Anatome augetur, Anato-

Niventhyts Übersetzung ins Französische, unter dem Titel: *L'existence de Dieu demonstrez par les merveilles de la nature*.⁶⁷

Jac. Ode principia Philos. naturalis in usum privatarum Scholarum conscripta, et caphii Studiosæ Iuventutis accommodata. Trajecti ad Rbenum, 1727, in *Q*.⁶⁸

Vor diesen Buchladen gieng eben Hr. *Dr. Börner* vorbeÿ, den ich vor 16. Jahren gesprochen,⁶⁹ Selbigen trat an, und gieng mit Ihm nach Hause, habe aber mit Ihm nichts *reelles* wegen seines besondern *douceurs* conferiren können. Gegen 12. Uhr nahm von Ihm meine *Dimission*, und fand meinen Hrⁿ. *Gerlach* mit Hrⁿ. *Magister Gottsched* noch in dem Buchladen; Wir giengen von dannen zu *Schelhavern*, in der Fleischer-Gaße, und speiseten daselbst in einer *bonetten Compagnie* von vielen Tischen, eine gute Mahlzeit.⁷⁰

§. 146.

Nach Tisch wolten wir zu Herrn Hoff Raht Mencke gehen, aber er hatte *publica* zu *expediren*, weßwegen er biß morgen umb 9. Uhr, uns beschiede.⁷¹ Umb 3. Uhr hatte Hr. *D. Rudiger* uns *admission* verstattet.⁷² Inzwischen traten wir ein in *Weidmanns Buchladen*, allwo ich unter andern schon bekandten Sachen antraf, das *neueröfnete Materialien- und Naturalien Magazin*, Leipzig, 1727. in *Fol.* 3. *Alphabeth*, welches Buch vor *Valentini* Natur- und *Materialien* Cammer in einigen Stücken einen Vorzug hat, weil viel dinge hie beschrieben und abgezeichnet werden, welche in jenem nicht zu finden.⁷³ Hie fand auch *D. Job. Philipp Burggravens*, des Jüngern, vertheidigter Beweis, von der Wirklichkeit derer Nerven Geister, denen Einwürfften *Ursini Wahrmonds*, entgegen gesetzt, Frankfurt am Maÿn, 1727. in *Q. plag.* weil ich befand, daß *Wahrmond*, der viel-

micorum Inventorum Historia evolvitur, utraque ab erroribus vindicatur; Adjectus est Index Rerum, & nominum accuratissimus« (Leiden 1728), das allerdings offiziell im nächsten Jahr erschien.

67 Bernhard Nieuwentijt, *L'existence de Dieu, démontrée par les merveilles de la nature, en 3 parties, où l'on traite de la structure du corps de l'homme, des élémens, des astres & de leurs divers effets*, Amsterdam 1727.

68 Jacob Odé, *Principia philosophiae naturalis in usum scholarum privatarum conscripta*, Utrecht 1727.

69 Christian Friedrich Börner (1683–1753), 1710 außerordentlicher, 1723 ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig. Nach dem Adressbuch 1723 (S. 28) wohnte Christian Friedrich Börner »im Saltz-Gäßgen in seinem Hause«. Laut Adressbuch 1732 (S. 24) wohnte er allerdings in der »Grimm[aischen]. Gasse im Fürsten-Hause«.

70 Johann Schellhafer (1672/73–1729) war Weinhändler und Besitzer eines Kaffeehauses in der Leipziger Klostergasse (nicht Fleischergasse), in dem das Collegium Musicum unter der Direktion Johann Gottlieb Görners (1697–1778) donnerstags musizierte. Vgl. Adressbücher 1723 (S. 59, 123) und 1732 (S. 57). Vgl. StadtAL, RLB 1728–1733, Bl. 61v.

71 Johann Burkhard Mencke (1675–1732), 1699 Professor für Geschichte in Leipzig, 1708 kurfürstlich sächsischer Historiograph, 1709 Rat, 1723 Hofrat. Dem Adressbuch von 1723 (S. 29) nach wohnte J. B. Mencke am »Niclas-Kirchhof in seinem Hause«. Als Fischer und Gerlach sich erst bei ihm meldeten, war er mit öffentlichen Vorlesungen beschäftigt.

72 Andreas Rüdiger (1673–1731) war Arzt und Philosoph, 1716 kurfürstlicher Rat und Leibarzt.

73 Moritz Georg Weidmann d. J. (?–1743) war ab 1708 Buchhändler und Verleger in Leipzig, 1708–1717 zusammen mit seinem Stiefvater, Johann Ludwig Gleditsch. Sein Buchladen befand sich 1723 »auf der Grimmischen Gasse unterm Ludw. Gleditschen Hause«. Die Bücher, die Fischer hier erwähnt, sind: Pierre Pomet, *Neu-eröffnetes Materialien- und Naturalien-Magazin*, Leipzig 1727 und Michael Bernhard Valentini, *Museum museumum, oder Vollständige Schau-Bühne aller Materialien und Specereyen*, 3 Bde., Frankfurt am Main 1704–1714.

leicht *Goeticke* ist, wieder die *Wolffianische Philosophie* in diesem *Scripto* etwas anzüglich geschrieben, von Burggraven aber *modestè* abgefertiget ist, habe die *charteque* zu näherer Beurtheilung mitgenommen.⁷⁴ Hiezu kahn: *Ruardi Andalaë dissertatio de Monadibus, cum annotationibus apologeticis Nicolai Engelhardi in Helv Bernatis Prof. Mathem. ordin. Duisburg. ad Rhenum 1727. in Q. plag. 8.*⁷⁵ *Andala* hat in seinem *Scripto Engelhart* etwas angegriffen, darwieder schreibt dieser etwas hart, will sich aber in die *Leibnitianische controversien* nicht mischen; doch redet er zu weilen den *Leibnitianern* das Wort.⁷⁶

§. 147.

Nun war es Zeit, zu Hr. D. *Rudiger* zu gehen.⁷⁷ Wir näherten uns demnach zu seinem *Logis*, welches Er hat in einem Kauffmanns-Hause, in der andern *Etage*, von recht guter Bequemlichkeit vor sich und seine *Familie*. Nachdem wir uns gesezet und er meine *Fata condoliret*, fragte er mich: wo ich nun nach Hause gehörete? Ich antwortete: In die Welt. Die Behausung, sprach er: ist weitläufftig gnug. Mir, sagte ich, wird sie jezt viel zu enge, da es mir so niedrig gehet, ich suchte eine raumere Herberge, und spräche in meinem Herzen: *evolemus!*⁷⁸ Das, sagte er, wäre zu früh gewünschet, weil ich noch jung und gesund wäre, wobey es sich so leicht nicht sterben ließe. Ich antwortete: zum starcken Flug gehören starcke Flügel; wolte mich Gott nun ruffen könne meine annoch ungestörte Seelen Krafft beßer nach den Himmel ringen, da ihnen die Gesellschaft dieser Welt so beschwerlich fället. Hie verfiel ich auf einen *locum communem*, von Zancken und streiten mit Bitterkeit und Verfolgung der Unschuld. Hr. *Rudiger* wolte dem Federfechten das Wort reden, weil er auch wieder Wolffen geschrieben. Ich fragte, wie es umb den *Progressum* seiner neuen *Philosophie* stünde? Ob er viel *Auditores* hätte? und, ob er mit seinen *Principiis* in *Physica et Medicina* überall durchkähme? Aufs erste antwortete er: daß der *Numerus* jezt nicht so groß, wie vorhin wäre; daß andere bejahete er schlechter dings. Ich zweifelte an der *Sufficance* seiner *Principiorum*, und gestand, daß ich nicht absähe, wie er die *Leges motus*, ob die Luft schwer sey? nach seinen *Principiis* erklären könnte. Er frug: was ich dadurch verstünde? Ich gab einen *Legem* zum

74 Johann Philipp Burggrav d. J. (1700–1775) war 1724 Arzt in Frankfurt am Main und 1745 kurmainzischer Leibarzt. Die hier erwähnten Bücher sind: Johann Philipp Burggrave d. J., Vertheidigter Beweis von der Wirklichkeit derer Nervengeistern, Frankfurt am Main 1727 und [Johann Daniel Gohl], Ursini Wahrund Versuch patriotischer Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand: besonders in der Therapie der medicorum, Berlin 1727. Mit »Goeticke« ist wohl der Wittenberger Professor Andreas Ottomar Goelicke (1671–1744) gemeint; dem von Fischer beauftragten Schreiber ist dieser Lesefehler zuzuschreiben. Allerdings war Fischers Vermutung, Goelicke sei der Autor des Ursini Wahrund Versuch auch nicht richtig, denn das anonyme Buch stammt von Johann Daniel Gohl.

75 Ruardus ab Andala, Dissertatio philosophica de monadibus cum annotationibus apologeticis Nicolai Engelhardi, Duisburg 1727.

76 Ruardus ab Andala (1665–1727) war reformierter Pfarrer und seit 1713 Professor für Philosophie in Freneker. Mit »Engelhart« ist der Duisburger Professor für Mathematik und Philosophie Nicolaus Engelhard (1696–1765) gemeint. Vgl. Nicolaus Engelhard, Ruardi Andalaë Dissertatio philosophica de monadibus cum annotationibus apologeticis, Duisburg 1727.

77 Nach Angabe des Adressbuchs 1723 (S. 55) wohnte A. Rüdiger »auf der Peter-Strasse im Heydenreichischen Hause«.

78 »Lasst uns in den Himmel fliegen.«

Exempel: *Reactio est aequalis actioni*, und bath, denselben zu erklären.⁷⁹ Er zweifelte, ob dieses ein *universal principium* wäre, wovor mans ausgäbe. Er hielte nichts drauff. Man hätte in *Physicis* viel glaubens-*Artikel*, ohne *raison introduciret*, e.g. daß die Lufft schwer seÿ. Wo ist dieser Saz recht bewiesen? war seine Frage. Ich sagte: den Beweiß wüsten die *Tyrones Matheseos* [mathematischen Gesetze], und *Physica experimentalis*; denn, wenn ich erfahre, daß ein *cu*bischer Schuh Lufft in einen kupfernen *Recipienten* ein *Untz* wieget: Solte ich daraus nicht erkennen, daß die Lufft vor sich schwer seÿ. Hierauf antwortete Hr. *Rudiger* nichts, sondern sagte: Ich fühle ja nicht, daß etwas auf meine Hand drücket, wenn ich dieselbe in die Lufft ausstrecke. Meine Antwort war: so müße man nicht die schwere der Lufft erforschen; denn die Hand würde in der Lufft bewegt, wo die untere der oberen so viel widerstehet, alß die obere druckt; Solte die untere Lufft der Hand entzogen werden, solte die obere druckkrafft schon zu fühlen seÿn. Man mache mit der *Antlia* Versuch, die dieses Augenscheinlich zeigen werde. Hr. *Rudiger* wuste sich hierinn nicht zu finden, sondern bestand darauf, daß die Lufft nicht schwer seÿ, sonst müste sie unter freÿen Himmel mehr alß in der Stube drücken. Ich erklärte ihm den Unterscheid, zwischen dem drucken und schwer seÿn; Jenes ist nicht allemahl von diesem *immediate dependent*, sondern, bißweilen druckt die Lufft, vermöge ihrer *Elasticitet*, welche der Schwere der ganzen *Lufft* Seule gleich ist. Davon hatte aber Hr. *Rudiger* nicht den allergeringsten Begriff, woraus ich sahe, daß es ihm an den *primis Principiis mathematico-Physicis* fehle. Er meinete, wenn die Lufft, vermöge ihrer *Elasticité* in der Stube druckt, draußen aber, wo sie gleichfalls elastisch ist, mit ihrer Schwere würcket, so müste sie draußen, wegen der doppelten druckkrafft größer seÿn. Ich gab ihm aber ein Exempel von einem gestopften Wollsack, der *in medio non resistente* nicht mehr druckt, obgleich die *Elasticité* darinnen stärker ist, alß wenn dieselbe Quantität Wolle himmelhoch ausgedehnet wäre.

Von dieser Materie geriethen wir auf einen *Discurs* von Erfahrung. Hr. *Rudiger* meint, wir hätten schon mehr alß zu viel erfahren, wenn wir nur alles zu brauchen wüsten. Ich antwortete: daß freÿlich die bißherigen Erfahrungen nicht gnugsam gebraucht würden; aber, ich wünschte auch noch mehr Erfahrung vor mir zu sehen. Hr. *Rudiger* hielte Erfahrung vor keine Warheit, sondern vor ein *adminiculum* zur Warheit. Er meinete, der Bauer hätte Erfahrung, der Gelehrte allein Warheit; daraus schloß daß er *perceptionem singularem*, mit dem *judicio de perceptione*, und die *Gradus cognitionis confundire*.⁸⁰ Ich sprach: Erfahrungen sind auch Warheiten, wenn man davon urtheilet. So fern sie aber jemanden nur vorkommen, und man Sachen bloß empfindet, so sind sie weder wahr noch falsch, sondern es sind in unserer Seele bloße *Idea*, oder Vorstellungen. Ich fragte ihn: Ob er noch *in Logicis* die Meinung, von denen *Figuris Syllogisticis* [Schlussfiguren] behielte, die er vor diesem in einer *Dissertation defendirte*? Er antwortete: ja. Ich sprach: mir kähme es unmöglich vor, dreÿ *Terminos* mehr alß 4 mahl zu verwechseln wenn die *Conclusion* unverändert bleibet, und das *Prædicatum* allemahl in der ersten, das *Subjectum conclusionis* allemahl *in minori* bleibet. Er antwortete: Er könne auch aus 4. *Terminis argumentiren*, e.g.

79 Das hier zitierte Axiom heißt »Jeder Kraft folgt eine gleich große Gegenkraft« und stammt von Sir Isaac Newton (1643–1727).

80 Fischer meint, Rüdiger bringe die Begriffe einzelne Erfahrung, Beurteilung der Erfahrung und Grade der Erkenntnis durcheinander.

O[bersatz]. *homo est animal.*
Petrus est homo.
Animal est Substantia. E[rgo].
Petrus est Substantia

Ich antwortete hierauf: daß dieses wäre *Argumentatio, non Syllogismus*. Man könnte *Syllogismus copulire*, dadurch würde aber nicht die *Forma Syllogismi simplicis* gehoben. Hie wären 2. *Syllogismi*:

<i>O. homo est animal.</i>	<i>O. Animal est substantia.</i>
<i>Petrus est homo.</i>	<i>Petrus est animal.</i>
<i>E. Petrus est animal.</i>	<i>E. Petrus est substantia.</i>

Die *Conclusion* des ersten *Syllogismi*, und die *minor* des andern, werden weil sie leicht zu *suppliren*, ausgelassen; dadurch aber wird dem, der dergleichen *Syllogistische* Übung nicht hat, der rechte *nexus* der Sätze nicht vorgehalten. Endlich kahmen wir auch auf die *Materie*, von der Seele, und bekandte ich, sein Buch zwar gesehen, aber noch nicht gelesen zu haben.⁸¹ Ich zweifle, sprach ich, daß der Hr. D. werde die Meinung des Hrⁿ. Wolffs recht eingesehen und widerlegt haben, da sie die Lehre von der Seelen, von den vorhergehenden Capiteln der *Metaphysic* absondere, und dahero des *Systema* unvollkommen beurtheilen.⁸² Wer Wolffen hierinn *refutiren* will, muß das, was er aus der Erfahrung heraus gebracht, umbstoßen: und dieses düncket mir sehr schwer zu seyn, maßen ein jeder, was Wolff aus der Erfahrung von der Seelen annimt, beß sich selbst empfindet. Es meinete aber Hr. Rudiger, daß nichts leichters wäre, alß Wolffen zu *refutiren*; Er hätte beß allen §. *Dubia* gemacht. Ich antwortete: Mir sind des Wolffens und Leibnitzens Schrifften anfangs, da ich sie nur *obiter* [nebenbei] einsahe, auch so *paradox* vorkommen. Ich hätte auch Leibnitzens *Monadologie* eins mahls *refutiret*: aber nachgehends, da ich alles in *Connexion* gelesen, ganz anders dieselben befunden, daß ich auch meine *Refutation* selbst verbrennet.⁸³ So wenig ich vorher auf die *Mathematique* hielte, so nöthig habe ich darnach dieselbe befunden, daß ich auch jezt völlig überzeugt bin, es könne Niemand in *Physicis* etwas gescheutes lehren, wofern er nicht die *principia Matheseos* inne hat, und, nach Maaß und Gewicht alles beurtheilet.⁸⁴ So werde ich auch noch klüger werden, sagte Herr Rudiger. Ich zweifle nicht, daß solches geschehen werde, sprach ich, wenn der Hr. Doct. die *Physic* nicht nach seinen *Hypothesibus*, sondern, nach der ungezweifelten Erfahrung, und den rechten Regeln der Vernunft zu *tractiren*, ihm gefallen laßen wird. Hr. Rudiger gab zu verstehen, daß es ihm nicht so umb die *Physic*; alß umb die *Medicin* zu thun wäre, wozu Er die *Physic* eben nicht so nöthig hätte.

81 Das von Fischer erwähnte Buch ist wohl Rüdigers »Gegen-Meinung« (über Christian Wolffs Meinung von dem Wesen der Seelen und eines Geistes überhaupt), Leipzig 1727.

82 Mit »Metaphysic« ist Christian Wolffs »Vernünftige Gedancken von Gott, Der Welt Und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt«, Halle 1720, gemeint.

83 Gottfried Wilhelm Leibniz, Lehr-Sätze über die Monadologie, ingleichen Von Gott und seiner Existenz, seinen Eigenschafften und von der Seele des Menschen & c. wie auch Dessen letzte Vertheidigung seines Systematis Harmoniae praestabilitae wider die Einwürffe des Herrn Bayle, Jena 1720. Fischers »Refutation« dieser Schrift konnte nicht ermittelt werden.

84 Weisheit 11, 20: »Du hast alles nach Maß, Zahl, und Gewicht geordnet.«

§. 148.

Die Zeit war vorbeÿ, und beÿ dem Mann sonder Vortheil angewandt. So nahm von ihm meine *Dimission*, und gieng mit Hrⁿ. *Gerlach*, und Hrⁿ. *Mag. Gotsched*, zu Hrⁿ. *Professore Mathematicum, Hausen*.⁸⁵ An diesen fand einen gescheuten und gelehrten Mann in seinem *Scibili* [Fach], der hie in gutem Ansehen stehet, obgleich er noch jung, und wenig über 30. Jahr alt ist. Wir *discurirten* von dem *Studio Matheseos*. Hr. Professor klagte, daß unter der Menge der *Auditorum* wenig darinn nach Wunsch *reussirten* [Erfolg hatten]. Man stelle sich die Sachen gar zu schwer, und zu *abstract* vor. Es seÿ schwer *per Arithmetica et Geometria* die Leute ohne Ermüden durchzuführen. Jedoch empfinde er einige Hülffe von der neuen Einrichtung der 3. umbliegenden Fürsten Schulen, zu derer jeden ein neuer *Professor Mathematicum* gezogen worden, welcher denen angehenden *Academicis* einen *præagustum Matheseos* beÿbringt.⁸⁶ Wir *ventilirten* auch die Frage: ob man eines besondern Unterrichts in *Logicis* nöthig habe, wenn man den *Euclidem* studiret? Hr. Professor meinet Man könne aus der *Praxi Euclidis* alle *Regulas Logicae* erlernen. Ich war hierinne anderer Meinung, und sprach: Man könnte wohl beÿ Erklärung des *Euclidis* solche *Commentarios* machen, in welchen alles auß der *Logic* einfließt, aber, das heist: den *Auditorem* *obruiren* [belasten], und vom *Euclide* abführen. Wer den *Euclidem* lesen will, muß schon die *Logischen Præcepta* wissen, und nach diesen seine Lehr-Arth beurtheilen, damit er gewiß seÿ der Lehre, so ihm *Euclides* von *mathematischen* Sachen vorträget. Wir verfielen durch diese *occasion* auf *definitiones genericas*, die da erklären, wie eine Sache geschiehet. Ich hielte die *Definitiones essentielles Wolffii* vor dergleichen Art. Das wolte Hr. Professor mir leugnen, weil ich nicht erklären konte, wie ein Baum *generiret* wurde. Hierinn entdeckte ich eine *æquivocation* [Doppelsinn]. *Genesis* wäre beÿ dem *definiren* so viel, alß: *Possibilitas*. Hierzu wäre gnug, wenn ich die *partes integrantes* [zusammenhängenden Teile] angäbe, wodurch ein *compositum immediatè* [direkte Anordnung] zusammen gesezet wird. Was die *definitionem arboris* anlanget, so gehörte die *generatio arboris* nicht dazu, denn dieselbe hätte er mit allen *vegetabilibus* gemein; der Unterscheid, der ihn zum Baum macht, steckt in der *compositione partium grandiorum* [Zusammensetzung der großen Teile]. Ich zeigte Hrⁿ. *Profess.* daß die *Physici in Historia naturali*, besonders in *Botanicis*, nunmehr auf richtigem Wege wären, da sie vorher die *Classes* und *genera*, nachmahls die *Species* *definirten*. Solte man absonderlich eine *Speciem* erklären, müste man gar öfftens davon eine *Definition* von etlichen Bogen geben. Hr. Professor Hausen hatte bißher in der *Sonnen* ungewöhnlich große *maculas* [Flecken] gesehen. Ich bath ihn, selbige mir zu zeigen; dazu ward die folgende Morgen-Stunde beliebt.

85 Christian August Hausen (1693–1743) war 1714 außerordentlicher Professor, 1726 ordentlicher Professor für Mathematik an der Universität Leipzig. Laut Adressbuch 1723 (S. 30) wohnte Christian August Hausen in der »Petersstrasse in Herrn D. Schmidts Hause«. Nach dem Adressbuch 1732 (S. 26) aber wohnte er jedoch in der »Ritterstr. im Schacherischen Hause«.

86 Hier sind die Fürstenschulen zu Grimma, Schulpforte und Meißen gemeint. Zur Einführung der Mathematik an den Schulen vgl. Detlef Döring, Die Fürstenschule zu Meißen zur Zeit des jungen Lessing, in: Jonas Flöter, Günther Wartenberg (Hg.), Die sächsischen Fürsten- und Landesschulen. Interaktion von lutherisch-humanistischem Erziehungsideal und Eliten-Bildung (Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde 9), Leipzig 2004, S. 83–110, hier S. 97 ff.

§. 149.

Ich nahm also vor jetzt Abschied, und, weil noch etwas Zeit übrig war, so gieng in den *Wasebergischen* Buchladen, fand aber nichts besonders zu mercken.⁸⁷ Ohngefähr gerieth an *Joh. Seldeni librum, de nummis*, in quo, antiqua pecunia Romana et Graeca metitur pretio ejus, quae nunc est in usu; Huic accedit Bibliotheca nummaria, sive Elenchus autorum, qui de antiquis numismatibus Hebraeis, Graecis, Romanicis: Nec non, de monetis, ponderibus, et mensuris, ad hunc usque annum scripserunt. Londini, 1675. Q. plag. 13½.⁸⁸ Dieses Büchelgen ist so leicht nicht zu haben, und war hie nur das einige *Exemplar*, wovor 2. Fl. Polln. zahlen muste.

§. 150.

Nunmehr ward es dunckel, und wusten wir die Zeit nicht beßer, alß in *Conversation* mit unserm gelehrten Landsmann Hrⁿ. Mag. *Gottsched* zu passiren. Wir giengen zusammen in ein *Caffee* Hauß, und *discurirten* von allerhand gelehrten Sachen, biß gegen 9. Uhr, da wir uns in unser Quartier verfügten.

[7.10.1727]

§. 151.

Den 7. zwischen 8. und 9. gieng zu Hrⁿ. Prof. *Hausen*, die *maculas Solares* zu *observiren*. Er hatte einen sehr schönen *Tubum* [Teleskop], etwa von 4. Schuhen, mit einem sehr kurzen *ocular* aufgestellt, und das *objectiv* glaß anlauffen laßen. Vorn hatte er das *Micrometrum appliciret*. Die *observation* war, wie folgendes *Schema* anweist [Abbildung 3]. In dem Pomeranzen Farben *Disco Solis* war oben am Rande ein dickes neblichts Wölckgen zu sehen, *a.* darinnen 3. ungleich große *irregulaire* ganz dichte und schwarze *nuclei* zu bemercken. Wer Froschleich im Vorjahr angesehen, kan ihm einiger maßen vorstellen, wie sich die *Nuclei* in der Wolcke *präsentiren*. Die Größe der *Nucleorum*, wie sie durch den *Thubum* zu sehen waren, ist von mir hie in *Schemate* abgebildet; die ganze Wolcke war *per diametrum* fast den 8^{ten} Theil des *Diametri Solis apparentis* gleich. Unten, gegen den *Diametrum Solis* waren 3. kleinere Flecken *ad basin Trianguli, b.* zu *observiren*. Diese aber waren viel blaßer, unkenntlicher, und kaum so groß, alß ein Mohn-Korn. Auch habe umb diese keine *Atmospharum* bemerkt: wiewohl Hr. *Hausen* dieselbe *observiret*. Hr. *Hausen* wird die *observationes continuiren*, und künfttig selbst beschreiben. Ich habe daraus gelernt, daß in den *maculis* mehr stecke, alß wie man sich einbildet. Die *Nuclei* sind *solida corpora*, die umb und umb mit der *Atmosphæra* umgeben werden. Hr. *Hausen* will sie zwar mit dem *Corpore Solari immediatè* verbin-

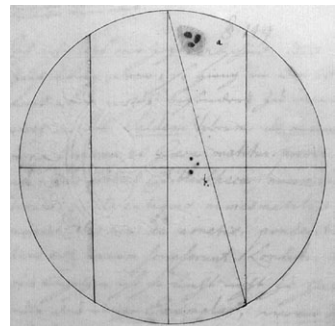


Abb. 3

87 Kein Leipziger Buchladen oder Verlag konnte mit dem Namen Waseberg in Verbindung gebracht werden.

88 John Selden und Alessandro Sardi, *Liber de Nummis*: In Quo Antiqua pecunia Romana & Graeca metitur precio ejus, quae nunc est in usu; hiuc accedit Bibliotheca nummaria, London 1675.

den; aber mir komt dieses, aus vieler Ursach, bedencklich vor. 1.) *In corpore Solari igneo /: ex hypothesi D[omi]ni Hausen :/ locum non invenit atmosphaera vaporosa, nucleus cingens.* 2.) *Lumen Solis in fonte absorberet ejusmodi parva corpora, ne videri possent è longinqvo.* 3.) *In igne solari ejusmodi nuclei non nigricare sed candere, prunæ instar, deberent.* 4.) *In Sole ipso maculæ planæ non subrotundæ et globosæ forent spectanda, etc.*⁸⁹

§. 152.

Beÿ dieser *Observation* verfiel mit Hr. Hausen auf allerhand *optische* und *Physische Discurs*: Unter andern, *de lumine an sit effluvium ex Sole?*⁹⁰ Hr. Hausen *defendirte* dieses, und antwortete auf meine *objection*: daß das licht ohne Zeit, so zu sagen, zu uns kähme, *negando*. Es würden vorn Licht des *Martis* 7. *Minuten observiret*, welches schon *notable* ist.⁹¹

§. 153.

Es kahn zu uns ein *Lector Mathematicum* von einer Fürsten-Schule, Hr. Mag. Klimm, der dieses Jahr, des *de la Hire tabulas Astronomicas* herausgegeben; dieser fieng an, von *Geometrischen* Sachen zu reden, besonders von der *mensula*.⁹² Ich gedachte an des *Ingenieur Hoffmanns Instrumentum Geodeticum* und an sein *Problema*, alle *Figuren* vom Feld aus einem *Punct* zu zeichnen.⁹³ Hr. Prof. Hausen gab dazu eine *Solution*. Nemlich es würden alle Winkel, umb den *Punct* herum getragen, nachmahls allen *lateribus parallel Linien* gezogen, so kähme die *Figur* heraus. Er machte hievon ein *Schema*, und die *operation* ward hiedurch sehr offenbah.

§. 154.

Von Hr. Prof. Hausen gieng mit Hr. Gerlach, und Hr. M. Gottsched zu Hr. Hoff Raht Mencken. Mit diesem redeten wir *de Scriptoribus Lithologicis*. Hr. Hoff Raht wuste zu sagen: das *Eccard* den *Behringer* betrogen, indem er solche *Ludicra* hat machen »vergraben« und dem *Behringer* zur Hand legen laßen.⁹⁴ Er wieß von *Valisnieri* einen Brief an Hr. Lincken, darin Hr. Lincke

89 »1) In dem glühenden Sonnenkörper, entsprechend der Hypothese von Herrn Hausen, findet die in Dünst gehülte Atmosphäre, die den Kern einschließt, keinen Platz. 2) Das Licht der Sonne absorbiert so kleine Körper, dass sie aus der Ferne nicht gesehen werden können. 3) In der Sonnenglut dürfen solche Kerne nicht schwarz erscheinen, sondern müssten wie glühende Kohle weiss schimmern. 4) Auf der Sonne selbst dürften die flachen Flecken nicht als leicht abgerundet und kugelförmig gesehen werden.«

90 »Ob das Licht ein Ausfluss der Sonne sei?«

91 Ole Römer (1644–1710) und Christiaan Huygens (1629–1695) hatten bereits in den 1670er Jahren anhand astronomischer Beobachtungen feststellen können, dass Licht eine bestimmte Geschwindigkeit hat.

92 Johann Albert Klimm (1698–1778) war 1729 Lehrer der Mathematik und Inspektor Hebdomadarius an der Fürstenschule zu Meissen. Vgl. Johann Albert Klimm, *Astronomische Tabellen des Herrn de la Hire*, mit einer neuen, ausführlichen und deutlichen Beschreibung vor alle Astronomische Rechnungen herausgegeben, Nürnberg 1725.

93 Vielleicht ist hier der Astronom und Observator an der Königlich Preußischen Sozietät der Wissenschaften in Berlin, Johann Heinrich Hoffmann (1669–1716), gemeint.

94 Im Jahre 1725 wurden künstliche Fossilien (»Lügensteine«) von fiktiven Pflanzen und Tieren sowie von Sonnen, Monden und Sternen aus Muschelkalk von Studenten im Auftrag des Würzburger Geheimen Rats und Hof- und Universitätsbibliothekars Johann Georg von Eckhart (1674–1730) sowie des Würzburger Professors für Geographie, Johann Ignatz Roderique (1696–1756), verfertigt und

Professor genannt wird.⁹⁵ Mit demselben schickt *Valisnieri* gedachtem Apotheker einige *Fossilia Italica*. Zugleich beklagt er sich, daß die *Collectores Actorum Lipsiensium in recensione* seines Buchs nicht durchgehend seine Meinung errathen.⁹⁶ *Hr. HoffRaht* wies uns ferner seine *Bibliothec*, so aus lauter *Historicis Ecclesiasticis, Civilibus, et literariis*, weiß, ganz neu gebunden, bestehet, und, in einer nicht gar zu raumen Stube doppelt gesezt ist. In dieser ließ Er uns sehen ein *volumen* in *Quarto*, bestehend, aus lauter sauberen Brust-Schildern, *en miniatur*, vornehmen Gelehrten, mehrentheils *Theologorum*, alß anderer berühmten Leute. *Marsilli Danubius Canonicus*, kostbar in Französisch Band gebunden, lag noch alß ein neues *Present* des *Autoris* an *Hr. Hoff Raht Mencke* auf dem Tisch.⁹⁷ Er offerirte mir den *Catalogum* von seiner *Bibliothèque*, der diese Meße in 8^v. heraus kommen, und bath, wofern ich unter weges Liebhaber zur ganzen *Bibliothec* antreffen würde, seiner eingedenck zu seyn.⁹⁸ Die *Bibliothec* koste Ihm mehr alß 30 000. Rthlr. Er wolle aber schon mit 20000. Rthlr. vorlieb nehmen. Ich antwortete darauf: daß dem Herrn Hoff Raht keinen liberalern und promptern Käuffer alß S^r. Königl. Maj. in Pohlen vorschlagen könnte. *Hr. Hoff-Raht* bekante zwar nicht sonder *Veneration* S^r. Königl. Maj. *Magnificence*, wuste aber zu melden, daß bereits der König in Dreßden, von Hrⁿ. geheimten Raht *Bessern* eine *Bibliothec* vor 10000. Rthlr. gekauft, und so lang beÿ ihm im Hause stehen laße, biß das gebäude zur gemeinen *Bibliothec*, da alle übrige in eine solten gezogen werden, im Zwinger-Garten wird erbauet seyn.⁹⁹ Aus den Briefen, die *Hr. Wolff* an *Hr. Mencken* schreibt, soll zu mercken seyn: daß er in Marburg wegen der *Theologorum* nicht gar zu sicher sey.¹⁰⁰ Hie hätte *Hr. Wolff* in der *Auction* einige Bücher erhandelt, welche mit zu nehmen, wir uns offerirten. Wir sahen auch in *Hr. Hoff Raht Menckens Bibliothèque* viel *Spanische Scriptores in Historia*, und einige in *Poësi*.

vergraben. Das Ziel war, den angeblich arroganten Medizinprofessor Johannes Bartholomäus Adam Beringer (1667–1738) zu betrügen. Er »entdeckte« die Steine in der Nähe von Würzburg und gab im folgenden Jahr ein prächtiges Buch über die Funde heraus: *Lithographiae Wirceburgensis, ducentis lapidum figuratorum, a potiori insectiformium, prodigiosis imaginibus exornatae specimen primum*, Würzburg 1726. Kurz nach der Veröffentlichung wurde der Schwindel entdeckt, und Beringer musste sich aus dem öffentlichen Leben zurückziehen.

95 Antonio Valisnieri (1661–1730) war 1700 Professor der praktischen und theoretischen Medizin in Padua. Johann Heinrich Linck (1674–1734) war Leipziger Apotheker und Besitzer eines bekannten Naturalienkabinetts.

96 Antonio Valisnieri, *Dell'uso e dell'abuso delle bevande e bagnature calde o fredde*, Modena 1725. Das Buch von Valisnieri wurde in den *Acta Eruditorum* 1727, S. 221–224 rezensiert.

97 Luigi Ferdinando Marsili, *Danubius Pannonico-Mysicus observationibus geographicis, astronomicis, hydrographicis, historicis, physicis perlustratus et in sex tomos digestus*, Den Haag & Amsterdam 1726.

98 *Bibliotheca Menckeniana ... ab Ottone et Jo. Burchardo Menckenii ... studiose collecta, et justo ordine disposita*, Leipzig 1727.

99 Johann von Besser (1654–1729), Dichter, ab 1717 Zeremonienmeister am Dresdner Hof.

100 Vermutlich bezieht sich diese Bemerkung auf die langjährigen und zum Teil von Johann Burkhard Mencke selbst geförderten Versuche, Wolff nach Leipzig zu ziehen. Dass sich Wolff unter den Theologen in Marburg unwohl fühlt, hat man in Leipzig vermutlich als hoffnungsträchtig empfunden. Vgl. Detlef Döring, *Die Philosophie Gottfried Wilhelm Leibniz' und die Leipziger Aufklärung in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts* (Abhandlungen der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-Historische Klasse 75, 4), Stuttgart, Leipzig 1999, S. 49 ff.

§. 155.

Es war noch Zeit biß zur Mahlzeit. Wir giengen demnach noch etwas vors Thor, unsern Wagen zu sehen, besahen zugleich die hiesige Reut-Schule, und, von dannen eilten wir zu Tisch, im besten Wirths-Hause in Leipzig, das ist im großen *Jochims Thal*, beÿ *Hems*; allwo wir eine *bonette Compagnie*, gute *Tractamenten*, und guten Wein vor 2. Fl. polln. 4 Person, antraffen.¹⁰¹

§. 156.

Nachmittag, umb 2. Uhr, wurden wir von Hr. *Lincken Medicin.* Apotheker hie in Leipzig, *admittiret*.¹⁰² Dieser berühmte Mann hat sein *Naturalien-* und *Curiositäten-Cabinet* in der obersten *Etage* seines schönen Hauses. Das *Cabinet* bestehet aus 3. Zimmern, und dem Vorhauß. Im ersten Zimmer ist ein klein *Laboratorium Chymicum*; darinn ein *chymischer* Ofen, und einige Zubehör. Die Wände sind hie, und draußen im Vorhauß, mit allerhand schönen Schildereÿen ganz behangen. In dem andern Gemach sind 2. Wände auf den halben Mann unten, rund umb, mit Schaubladen, und über diesen mit schönen Fächern umgeben. Die 3^{te}. Wand ist mit schönen Büchern *ex Hist. Naturali* besetzt. In den Fächern beÿder Wände über den Schaubladen, sind *conservata animalia*, in mehrentheils großen Gläsern. Einige *Specimina* sind 3. biß 4. fach. Die *Curiosesten*, so in Danzig und Dresden nicht gesehen, sind: 1.) Eine schöne *Pipa mas* [große, männliche Wabenkröte], mit den *vesiculis dorsi* [Rückenbläschen], *partim ruptis, partim integris* [Teils verletzt, teils unberührt]: nebst 2. andern *Pipis masculini et femini generis*. Hr. *Lincke* hat auch ein Buch, in *quarto*, de *Pipa*, nach *Ruyschens* Meinung,^{a)} wie ich *ex Schematibus* schluß, geschrieben, und dieses Jahr zu Haag, in Holland, gedruckt, welches ich zwar gesehen, aber nicht *notiret*, weil ich es in Haag recht zu lesen, und von dannen beßere Bericht zu geben, wie vorgenommen.¹⁰³

a) *Extract* Schreiben, des Hr. *Authoris Leyden d. 6 Febr. 1728. n. 12.* Der *Autor de Pipa* den ich beÿ Hr. *Lincken* gesehen, ist *Vincent*, so das Buch zu *Haerlem* drucken laßen. *Albinus* soll es aus *Latein* gebracht haben. Er folgt nicht wie ich damahls, aus des *Ruyschen* *Schemate*, welches Er beÿbehalten, in der Eÿl. geurtheilet, der *Ruyschen* Meÿnung, sondern will, daß sich die *Pipa femina* an Leich weltze, und davon die *Ovula* auf den Rücken bekommen.¹⁰⁴

101 Das Reithaus in Leipzig wurde 1717–1718 auf Wunsch August des Starken, von Ratsmaurermeister Adam Jacob nach den Plänen von Johann Christian Naumann erbaut. Vgl. Liliana Skalecki, Das Reithaus: Untersuchungen zu einer Bauaufgabe im 17. bis 19. Jahrhundert (Studien zur Kunstgeschichte 76), Hildesheim, Zürich, New York 1992, S. 103 f.

102 Johann Heinrich Linck wohnte seit 1686 in der Grimmaischen Gasse in einem Haus, das auch die Löwenapotheke beherbergte.

103 Friedrich Ruysch (1638–1731) war 1665 Professor der Anatomie, 1685 Professor der Botanik und Direktor des Botanischen Gartens in Amsterdam.

104 Fischer dachte ursprünglich, das Buch wäre von Linck, erfuhr aber spätestens einige Monate danach, dass es eigentlich von Levinus Vincent (1658–1727) geschrieben wurde. Dies hat Fischer seinem Freund Jakob Theodor Klein in einem Brief vom 6.2.1728 offensichtlich erklärt und Klein gab den Text des Briefes in dieser Fußnote wieder. Levinus Vincent war niederländischer Damasthändler und Natur- und Insektenforscher, bekannt durch sein Naturalienkabinett, bis 1705 in Amsterdam und danach in Haarlem. Vgl. Levinus Vincent, *Descriptio Pipae seu Bufonis aquatici Surinamensis foetus enitensis in dorso unde videntur prodire*, Haarlem 1726. Bernhard Siegfried Albinus (1697–1770) war ab 1721 Professor der Medizin an der Universität Leiden.

2.) Zwey Sorten von Brill-Schlangen; 3.) Ein Indianisch Rehgen: dergleichen auch in Bosens Garten zu sehen. Man macht von den Füßgen Taback-Stopper; es hat keine Hörner: wird fälschlich *pro Cervo* gehalten.^{a)} 4.) Viel *embryones humani*- darunter auch 2. Mohren,^{b)} und ein fein *Skeleton*.

a) *vid: tam: retro pag: 25: lit. c)* et *Authorem p. 158. Lin. 3.*¹⁰⁵

b) *vid retro p. 113 lit. a).*¹⁰⁶

5.) Einige *subtilia anatomica*. 6.) Ein großes Kind mit einem dergleichen Munde, alß ich vor meiner Abreise mit Hr. Dr. Kulmus, in Danzig, *anatomiret*.¹⁰⁷ 7.) Eine besondere Art vom *Ignavo*; die gewöhnliche ist hie mit *Manchetten* und Halß-Krausen von den Holländern ausgeputzt. Über den Fächern sind schöne *Corallen Gewächße disponiret*, und an die Wände einige kleine Thiere und *partes animalium*, von keiner sonderbaren *Consideration*, angehangen. In den Schaubladen der einen Wand, sind bunter *Testacea* [Schalentiere], *crustata* [Krebstiere], und *Stella marina* [See- und Schlangensterne].

Unter den *Testaceis* habe besonders einige unbekannte *Tubulos* [Muschel], *ostreas* [Austern], und einen gelben- und zwey rothgestreifte große *Pectines* [Kammuschel] gefunden, so Hr. Linck aus dem *Mari Balthico* ganz unsauber und *rude* bekommen, nachmahls aber, da Er sie gesäubert, solche *Coleuren* erhalten. Ich halte diese *Specimina* vor die grösten *Raritäten* seines Muschel-Cabinet. Unter den andern *Testaceis* kommen vor, einige schöne Kleinigkeiten, und selzame *Species Specialissima*. Von den sehr *pretiensen Admirals* [Meeresschnecken *Conus* und *Admirale*], *volutis fasciatis* [Walzen-Schnecken], *Buccino Scalari* [Meeresschnecken *Buccinum* oder Sturmhaube], *ostreo muricato rubro* [Austern], *etc.* Habe nichts hie gefunden.

Von *Krebsen* ist hie eine sehr starcke *Collection*, und mehr alß Rumph beschrieben.¹⁰⁸ Von *Stellis marinis* ist keine geringere Anzahl. Nachdem ich diese alle durchgegangen, kam von denselben nichts in *Lithologicis* zum *Fundament* annehmen, alß die *Murices Caryophylloides*, und die *aciculas*, von denen *Stellis muricatis*.¹⁰⁹ Das übrige ist alles von ganz anderer Gestalt und *Condition*.

Das *Caput Medusæ* des Hrⁿ. Lincken, komt mit dem Dreßdn. überein, und gleichet dem, welches Rumphius abgemahlet. Die *Entrochi* und *Asteria* haben zum *Fundament* des *Hiemery* sein

105 Die Hinweise stammen von Jakob Theodor Klein, der auf seine Fußnote (S. 25) und Fischers eigenen Text (S. 158) aufmerksam machen will.

106 Klein verweist hier auf seine oben zitierte Fußnote zu den Mohren.

107 Johann Adam Kulmus (1689–1745), seit 1725 Professor für Medizin und Physik am Akademischen Gymnasium zu Danzig.

108 Georg Eberhard Rumph (1626–1702), 1648 Offizier im Dienst der Niederländischen Ostindien-Kompanie, bekannt durch seine Naturforschung in Ostindien und Abzeichnungen von tropischen Pflanzen und Tieren. Zu Rumphs Beschreibungen von Krebsen vgl. Georg Eberhard Rumph, D'Ambionische Rariteitkamer, Behelzende eene Beschryvinge van allerhande zoo weeke als harde Schaalvisschen, te weeten raare Krabben, Kreeften, en diergelyke Zeedieren, als mede allerhande Hoorntjes en Schulpen, die men in d'Ambionsche Zee vindt, Amsterdam 1705.

109 Fischer schreibt hier und auch unten (»Caput Medusæ«) von verschiedenen Seesternen bzw. Schlangensteinen. Die hier beschriebenen Exemplare bilden einen Teil des Materials für das Buch »De stellis marinis«, das Linck und Fischer 1733 beim Verlag Jacob Schuster in Leipzig herausgaben.

Caput Medusa.¹¹⁰ Das sehr augenscheinlich an Hr. *Linckens*, und den Dreßdenschen *raren Speciminibus*, welche mit Hr. *D. Brains* seiner Tafel von einer Art sind.¹¹¹ Auf der andern Seite befinden sich in den Schaubladen *Insecta exotica et domestica*, in vielen Schaubladen, nach allerhand *Figuren disponiret*. Item: Allerhand ausländische- und innländische *Vögel* abgeblasen, ausgestoppt und, nach dem Leben, auf kleine *Pedamenta* gestellt. Sie sind alle, seit vielen Jahren wohl *conserviret*, weil die Schaubladen Deckel haben, und allen Staub abhalten.

An dieser Seite sind auch in Schaubladen *einige Eyer* zum Anfang einer verhofften *Collection* von Angerburg, item: Allerhand *Nester*, darunter auch ein großes *petrificirtes*, gleich dem Kleinischen, zu Danzig.¹¹²

In diesem *Repositorio* sind auch *Echini marini*, und *Echinometra* [Seeigel].

An der 3^{ten} Wand stehet ein großes *Repositorium*, voll der *raresten* und besten *Bücher*, *ex historia naturali*. Unter andern habe auch hie *Marsilli Danubium Pannonicum* und *Hoefnagel, Albinum, Merianam de Surinamensibus, Goedart*, ja gar *Frischii Piecen von insectis, illuminiret* gesehen.¹¹³

Vor den Büchern stehet ein großer *Parbolischer Brenn-Spiegel* von *Gärtner* gemacht, im *Diametro* 4. Schuh.¹¹⁴ In der andern Stube sind wiederumb rund umb Schaubladen, und darüber geschnitztes Laubwerck, mit untermischten *Postementis*, worauf allerhand gläserne- und irdene- zum Theil steinerne- und metallene *Raritäten* und *Antiquitäten* zu sehen; Unter andern, *Kunckels* Crystallene Gläser, aus Golde, Silber, Kupffer, *etc.* roth, blau, grün, *etc.* gefärbet.¹¹⁵

In den Schaubladen sind an der einen Seite *Terræ mineralia* und *Gemma*, und unter diesen auch ein durchsichtig schwarzrother *Tourmelin*, oder Aschen Trecker; Item, allerhand *fluores, polirt* von allerhand Art und *Coleur*. Item, allerhand *marmora*, zum Theil aus *Italien*.

Auf der andern Seite, in den Schaubladen, sind:

I.) *Testacea petrefacta*, mehren Theils *exotica* [Abbildung 4]. Eine große menge *Cornua Ammonis* [Ammoniten], darunter auch einige *Nautili* [Nautiliden, oder Titenfische], *Cochlea, voluta*

110 Eberhard Friedrich Hiemer (1682–1727) war 1707 evangelischer Pfarrer in Rosenfeld, 1716 Kirchenrat in Bayreuth, 1718 Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart.

111 Johann Philipp Breyné (1680–1764), Zoologe, Botaniker und Paläontologe, Nachbar von Jakob Theodor Klein in Danzig.

112 Angerburg ist eine Stadt im ehemaligen Ostpreußen (heute: Węgorzewo). Dieser Ort ist wegen seiner Avifauna in der Geschichte der Ornithologie bekannt.

113 Die hier erwähnten Bücher sind: Jakob Hoefnagel, *Diversae Insectorum Volatilium icones ad vivum accuratissimè depictae*, Amsterdam 1630; Bernhard Siegfried Albinus und Johann Jacob Rau, *Index Supellectilis Anatomicae Quam Academiae Batavae Quae Leidae Est*, Leiden 1725; Maria Sibylla Merian, *Metamorphosis insectorum Surinamensium: of te verandering der Surinaamsche Insecten; waar in de Surinaamsche Rupsen en Wormen met alle des zelfs Veranderingen na het leven' afgebeeld en beschreeven worden, zynde elk geplaast op de gewassen, bloemen en vruchten, daar sy op gevonden zyn; waar in ook de generatie der Kikvorschen, wonderbaare Padden, Hagedissen, Slangen, Spinnen en Mieren werden vertoond en beschreeven, alles in America na het leven en levensgroote geschildert en beschreven*, Amsterdam 1705; Johannes Goedaert, *Metamorphoses naturelles ou Histoire des insectes: Observée tres exactement suivant leur nature et leurs propriétés*, Amsterdam, 1700.

114 Hier ist der sächsische Modellmeister Andreas Gärtner gemeint.

115 Johannes Kunckel (1630–1703), 1670 Alchimist und Apotheker des sächsischen Kurfürsten Johann Georg II., 1678 Direktor des Glaswerks des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1693 Glasmacher des schwedischen Königs Karl XI. Kunckel war für die von ihm hergestellten gefärbten Gläser bekannt.

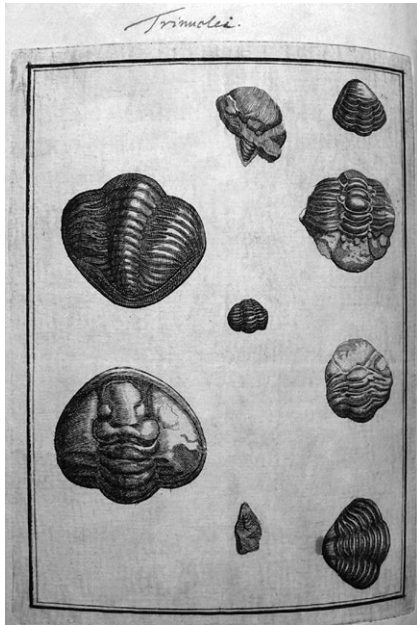


Abb. 4
»Trinuclei«

[Meeresschnecken], *Pinna* [Steckmuscheln], *ostrea plicata* [Austern]; viele *Echinite* [Seeigel]. Ein rahr *Specimen*, dem *Trinucleo Luidii* [Trilobit] ähnlich: davon Hr. Linck die *Schemata* heraus gegeben. Es ist von Materie ein *Achat*, rund und sonderlich gestalt, daß ich nicht weiß, was ich draus machen soll.¹¹⁶

II.) Rare *Lithoxila* [versteinerte Pflanzen], von Volckmann aus Schlesien.¹¹⁷

III.) *Nette*, aber kleine *Dendritæ* [moos- oder bäumchenförmige dunkle Mineralabsätze auf Gesteinsflächen].

IV.) Ein Paar sehr große *Hecht* in schwarzen Schieffen, beÿ nahe $\frac{3}{4}$ el. lang. Zweÿ schöne versteinerte *Krebse*, aus Italien. Eine große Platte mit einem *Sceleto lacerti maximi* [fossile Echse oder Krokodil].

V.) Einige Stück von *Behringers Spiele* werken.¹¹⁸

VI.) Allerhand *Collectanea ex Regno vegetabili*; darunter auch Hölzer und *Herbaria*.

VII.) Allerhand *Miscellanea, et antiquitates, ex parte Sepulchrales* [Grabbeigaben], etc. item, *Succinum* [Bernstein].

§. 157.

Es vergiengen 3. Stunden, beÿ Hr. Lincken, ehe wir ums versahen, und war es Hohe Zeit, zu den hiesigen Französischen Prediger *Pierre Coste*, beÿ welchen uns Hr. Mag. *Gottschedt* gemeldet, zu gehen.¹¹⁹ Seine *Studia* hat er zu *Genff* in der Schweiz unter *Pictet* und *Turretin* getrieben.¹²⁰ Er ist wohlgelehrt, sehr angenehm im Umgang, und scharffsinnig von Verstand, lebt annoch ohne *Familie*. Es war ihm eine Lust mit uns von verschiedenen *Subtilen Controversien, ex Theologia naturali* zu *disputiren*. Hr. Mag. *Gottsched* war ein starcker *opponent*, und Hr. *Coste* gab über unsere *Disputen* sein bedencken. So brachten wir den ganzen Abend, beÿ einem kleinen *Soupe* biß nach 10. Uhr zu; *Mons. Coste* versprach, morgen seine gegen *visite* beÿ unß zu machen.

¹¹⁶ Alle unter »Testacea petrefacta« beschriebenen Objekte sind Fossilien.

¹¹⁷ Gottlob Israel Volkmann, schlesischer Naturwissenschaftler, seit 1725 Gemahl von der Leipziger Dichterin Anna Helena Volkmann, geb. Wolffermann (1695–nach 1768).

¹¹⁸ Hier sind wieder Beringers Lügensteine gemeint.

¹¹⁹ Pierre Coste (1697–1751), Prediger der evangelisch-reformierten Gemeinde in Leipzig.

¹²⁰ Benedict Pictet (1655–1724), 1686 Professor für Theologie, 1710 Pfarrer der italienischen Gemeinde in Genf. Jean Alphonse Turretin (1671–1737), 1693 evangelisch-reformierter Pfarrer, 1697 Professor der Geschichte der Kirche, 1705 Professor der Theologie in Genf.

[8.10.1727]

§. 158.

Den 8. umb 9. Uhr, Morgens, hatte Erlaubniß, Hr. *D. Walther* der verstorbenen Königin in Pohlen Leib-Medico, und Prof. *Anatomia ordinario* aufzuwarten.¹²¹ Bei dieses gelehrten *Medici Conversation* fand viel Vergnügen. Er hat vor diesen *Physicam experimentalem* profitiret; Nunmehr aber, besonders, da er wieder beständig in Leipzig lebet, treibt er stärker die *Anatomie*, und ist glücklich in *prepariren*. Man siehet zu Dreßden, und allhie, zu Leipzig, von seiner Hand artige *Specimina*. Es gab die Rede, von *Ruysschii* neu entdeckten *Musculo orbiculari* [Muskel im Grunde der Gebärmutter], wovon Hr. *Walther* fast zweifelte, weil die *ordinairement* qver über den *uterum* laufende *Fibra*, der äusern *Tunica* [Schichten] leicht davon angesehen werden könnten. Es gefiel ihm nicht, daß *Anatomici* über die geringste Erfindung gleich solch ein großes Prahlen machten, und ihnen so vielfältig desfalls *gratuliren* ließen. *Morgagni* wäre auch so gearthet, daß er eine Parthei herunter macht, die andere biß in den Himmel erhebet, die ihm wieder zu gefallen schmeichelt.¹²² De *Tunica Ruysschiana* [Innerer Teil der Aderhaut (des Auges)] sey es noch nicht gewiß, ob sie ein besonderes *tegumentum* [Haut, Häute], oder nur eine *membranam choroidis* [Membran (der Aderhaut)] mache. Was Hr. *D. Vater* vom *uterus* vorgegeben, alß wenn in den *sulcis* [Rinne] die *placenta uterina* [Furchen (der Gebärmutter)] *radicirte*, sey nicht *universal*; Man findet die *uterus* ganz verschiedener *Constitution*, und einen runzlicher alß den andern.¹²³

§. 159.

Hr. *D. Walther* begleitete mich ins *Theatrum anatomicum*, wo das *Auditorium* mit Bäncken und *Logen* zwar schön eingerichtet, der Vorrath aber von *Collectaneis* annoch gering ist.¹²⁴ Außer 2. alten *Sceletis humanis*, habe nichts alß die *Preparata*, des Hr. *Dr. Walthers* gesehen; das meiste gehört zur *Splanchnologie* [Lehre von den Eingeweiden], und ist nur ausgefüllt: nichts ist *excar-niret*; Alles ist unter der *Balsamation* schwarz worden. Man siehet daß Hr. *Dr.* den *modum injiciendi* [Art der Injektion] mit der Sprize, allein *practisiret*; daher hat er keine *arterias asperas* [Lufttröhre], keine *vasa pulmonaria* [Lungengefäße]: kein ganzes *hepar* [Leber]: kein ganzes *Systema intestinorum* [Magen-Darm-Trakt], aufzuweisen; die Milzen weiß er noch nicht zu *tractiren*: auch nicht, die Lebern zu *excar-niren*. Dagegen hat er: 1.) Ein *cerebrum humanum* [menschliches Gehirn] hart, schwärzlich und fett getrocknet. 2.) *Pericranium* [Knochenhaut im Bereich des Schädels] mit Wax ausgespritzt. 3.) die *Tunicam uveam* des Auges [Aderhaut], sehr schön und roth gefüllet, in *Spiritu*

121 August Friedrich Walther (1688–1746), Anatom, Arzt, Direktor des botanischen Gartens, Inhaber von verschiedenen medizinischen Professuren in Leipzig. 1723 und 1732 wohnte er im »Großen Joachimsthal« bei Johann Martin Hemm, wo auch Fischer, Gerlach und Huwaert Unterkunft fanden. Mit »der verstorbenen Königin in Pohlen« ist Christiane Eberhardine, Kurfürstin von Sachsen und Königin in Polen, gemeint.

122 Giovanni Battista Morgagni (1682–1771), 1711 Professor für Anatomie in Padua.

123 Abraham Vater (1684–1751), 1719 außerordentlicher Professor der Medizin, 1732 Professor der Anatomie, 1746 Professor der Therapeutik in Wittenberg.

124 In den Adressbüchern 1723 (S. 56) und 1732 (S. 53 f.) findet man die folgende Beschreibung: »Theatrum Anatomicum, woselbst verschiedene Medicinische so wohl Anatomische als chirurgische Bücher, und aufgesetzte Sceleti von menschlichen Cörpern und Thieren zu finden; Es hält auch auf selbigem der Profess. Anatom. & Chirurg. seine Publicas Lectiones und Demonstrationes Anatomico-Chirurgicas, und werden daselbst von ihm Cadavera secreit, und anatomiret.«

vini [Weingeist]. 4.) die *Tunicam exteriorem* [äußere Haut] einer Kälberzunge, mit dem *Corpore reticulari Malpighii* [Malpighi-Körperchen] gleichfalls wohl ausgespritzt, daß alle *Papillæ* [Wärzlein] voll Wax sind. 5.) Unterschiedene Menschen Zungen, an welchen er einmahl viel, einmahl wenig *ductus sublinguales* gefunden, davon hat er in *Actis Lipsiensibus* gemeldet.¹²⁵ 6.) die *Labia oris* vom Menschen, ganz roth ausgespritzt. 7.) Ein Paar Herzen, gut gefüllet; Eins, wo die *Carotides* [Halsschlagadern] aus dem *Trunco aortæ* [Stamm der Aorta] entspringen; Item, eins vom Kalbe, da das *foramen ovale*, und die *Vahculæ* [Herzklappen] zu sehen.¹²⁶ 8.) Vom *hepate* [Leber] eines Kindes hat er nur den *ductum venosum* [eine vorgeburtlich angelegte Kurzschlussverbindung zwischen der Leberpfortader und der unteren Hohlvene], mit einem kleinen Stückgen von der *vena portæ* [Pfortader] und *cava* [untere Hohlvene] abgeschnitten. Sonst sehe nichts von Lebern, Alß einen kleinen *ramulum* [Ast] aus den Fäbern der *membranarum* in *Spiritu*. 9.) Einige Magen, sind schön ausgespritzt, aber nicht gut getrocknet. 10.) von *Intestinis tenuibus* [Dünndarm] sind einige Stückgen, in welche man das Wax mit der Sprize hat treiben können, vom *Mesenterio* [Gekröse] abgeschnitten, und getrocknet. 11.) *Systemata Renum et Genitalium* [Urogenitalsystem oder Urogenitaltrakt] zusammen in *Connexion*, weder von Männern noch von Weibern, sind hie nicht, aber eins ist nach Dreßden geschickt, welches ich da gesehen. 12.) das *Scrotum* ist beßer alß die *Penes prepariret*; An diesem sind die *Glandes* nicht aufgeblasen; Man hat sie auch ganz schwarz werden laßen. 13.) Ein *Testiculus* ist wohl ausgewaschen und *expliciret in Spiritu*. Zur *Myologie* [Lehre über die Muskulatur] sind einige Hände und Füße, aber ganz schwarz *prepariret*. Außer diesen *Preparatis* sind auch schöne *anatomische* und *chirurgische Instrumenta* verhanden, mehrentheils, wie sie *Leupold*, nach *Heisters* Anweisung allhie gemachet.¹²⁷

§. 160.

Nachdem ich mich im *Theatro Anatomico* umbgesehen, gieng zu Hr. *Schustern*, und fand in seinem Buchladen gelobten Hrⁿ. *Walters Tractätgen, de lingua*, weßwegen Er viel Anfechtung gehabt haben soll. Ich muste solches alß eine *Rarité* mit 2. Fl. Polln. Bezahlen.¹²⁸

§. 161.

In meinem *Logis* fand beÿ meiner Wiederankunfft Hr. *Mag. Gottsched*, welcher uns Nachricht gab, daß Hr. *D. Mascou* nach mittags umb 2. Uhr, die *Bibliothec* uns zeigen wolte.¹²⁹ Darauf giengen wir zur Mahlzeit, beÿ *Schellhafers*, und, nach der Mahlzeit auf die *Rahts-Bibliothec*. Hie

125 Vgl. August Friedrich Walther, *De Lingua Humana, novis inventis octu sublingualibus Salivæ rivis, nunc ex suis fontibus glandulis sublingualibus eductis, irrigua*, Exercitatio, Leipzig 1724. Die von Fischer erwähnte Rezension dieses Buches erschien im Juli 1724 in den *Acta Eruditorum*, S. 291–297.

126 Die Foramen ovale ist eine vorgeburtliche Verbindung zwischen den Herzvorhöfen.

127 Der Leipziger Mechaniker Jacob Leupold hat die Instrumente nach Lorenz Heisters (1683–1758) Buch gemacht. Vgl. Lorenz Heister, *Chirurgie: in welcher alles, was zur Wund-Artzney gehöret, nach der neuesten und besten Art gründlich abgehandelt, und in vielen Kupffer-Tafeln die neu-erfundene und dienlichste Instrumenten ... vorgestellt werden*, Nürnberg 1719.

128 August Friedrich Walther, *De lingua humana novis inventis octo sublingualibus salivæ rivis, nunc ex suis fontibus glandulis sublingualibus eductis irrigua exercitatio*, Leipzig 1724.

129 Johann Jakob Mascov (1689–1761), Jurist und Historiker, 1718 Doktor beider Rechte, Inhaber verschiedener Leipziger und kursächsischer Ämter, 1719 ordentlicher Professor der Rechte, Leiter der Ratsbibliothek.

fanden wir schon Hr. Dr. Mascau, mit einem *Doctore Sorbonico*, der in Teutschland die Sprache lernen wolte, gegenwärtig. In *atrio* der *Bibliothec* stehen einige ganz verschlossene Schräncke, mit *Naturalibus, ex Regno minerali* von keiner *consideration*. Item: eine große- und eine kleine *Antlia*, mit 2. *Cylindris*, von *Leupold* gemacht. Zur Seite des *Atrii* ist ein besonders *Münz-Cabinet*, welches begreift eine große Zahl Römische, Griechische, Gothischer Münzen; *Nummus Tractatus*; allerhand Sorten von Thalern, Münzen, und *Medailles*, verschiedener *Nation*, besonders aus Sachßen. In der *Bibliothec* selber, sind die *Repositoria* gegittert verschlossen, und grün angestrichen. Darüber hangen *imagines Eruditorum*.¹³⁰ Die Bücher sind nach den *Facultäten* rangiret, und ist allenthalben noch viel Raum zu *Additamentis*. Zu Ende der *Bibliothec* stehet eine *Egyptische Mumia*, in einem Sarg von *Sassafras* [Fenchelholzbaum], mit einem Kasten der gläserne Fenster hat, bedeckt; dabey ist auch ein Schranck, von einigen, theils alten, theils neuen *raritäten* von Kleider-Schuhen, und Haußgeräthe.¹³¹ In der Ecke ist ein Schränkgen mit gläsernen Fenstern, darinne allerhand geößene Heßdnische *Antiquitäten* aufbehalten werden.

Beÿan ist ein Gemach, mit schönem Nußbaumenen Schranke, worinn die *Manuscripta* stehen. Darunter ist 1.) das Stück des kostbaren *Alcorans* von Hrⁿ. Gleditsch hieher verehret. 2.) sehr viel *Arabische Manuscripta*. 3.) Ein alter *Codex punctatus Ebraicus* [Torarolle mit Vokalen], auf Pergament. 4.) Viel alte *Manuscripta*, von *Scriptoribus Graecis et Latinis*. 5.) der Sachßen Spiegel. 6.) Allerhand alte *Diplomata* von Keyßern, Päbsten, 4. biß 500. Jahr alt. 7.) Eine kostbare *Megilta* [Schriftrolle], oder 2. gerollte *volumina membranacea*, 1) die V. B[ücher]. *Mosis*. 2.) das andere die Propheten, unlängst von einem *Converso* [Mönch], welchen die höchstseelige Königin *recommendiret*, höchst sauber geschrieben, wohl *revidirt* und, in kostbar gestickten Futteralen verwahret. In diesem Gemach siehet man auch viel *volumina* von Kupfer Stichen, und einen *Hortus Eystetensem* von einem Frauenzimmer sauber *illuminiret*.¹³²

Von dieser *Bibliothec* ist eine Beschreibung von wenigen Bogen, in 8^{vo}. teutsch, im Druck heraus, welche wir in Jena, bey Hr. Daltzen gesehen, aber nicht ankommen sind.¹³³

§. 162.

Von der *Bibliothec* gieng Hr. Gerlach nach Hause, den Französischen Prediger *Coste*, nebst Hr. Mag. Gottsched abzuwarten. Ich aber wandte mich zu dem *Mechanico Cotta*, der an *Leupolds* Stelle, allhie *Machinen* und *Instrumenta* verfertigt, umb, mit ihm wegen meiner Anforderung an die *Leupoldschen* Erben, zu sprechen. Bey dieser Gelegenheit sahe seine *Boutique*, und fand darinnen nichts, alß einige Kleinigkeiten von *Leupolds* Krahm übrig. Es war eine kleine *Horizontal Antlia* fertig, die mir aber wegen des schwachen *Epistomii* [undichte Öffnung] und der gestochenen Gürtel nicht gefallen wolte; dazu fehlten die meisten *Instrumenta*. Und, was von

¹³⁰ Hier sind Porträts von Gelehrten gemeint.

¹³¹ Eine ägyptische Mumie bildete damals eines der Prachtstücke der Leipziger Ratsbibliothek. Sie wurde im Dezember 1692 für 250 Taler von Daniel Lehmann gekauft. Vgl. Gustav Wustmann, Geschichte der Leipziger Stadtbibliothek (Neujahrsblätter der Bibliothek und des Archivs der Stadt Leipzig 2), Leipzig 1906, S. 31f. sowie die Abbildung auf S. 122.

¹³² Basilius Besler, Hortus Eystettensis, sive diligens et accurata omnium plantarum, florum, stirpium ex variis orbis terræ partibus singulari studio collectarum, S. I., 1613 (2. Ausgabe: Nürnberg 1713).

¹³³ Anton Weitz, Kurze Nachricht von E. Hoch-Edlen und Hochw. Rathen zu Leipzig Bibliothek und Curiositäten daselbst, Leipzig o.J. (ca. 1720). Mit »Hr. Daltzen« ist wohl der Jenaer Professor für Theologie Johann Andreas Danz (1654–1727) gemeint. Er verstarb am 20.12.1727.

apparatu ad Antliam zu gegen, schiene zu der doppelten mit ventilen, dergleichen eine *parat* war, zu gehören. Die Circkel besteck waren schlecht, die *optica* wenig, und von keiner *consideration*. Der Mensch soll ein Säge-Schmid seiner *Profession* nach, seyn. Ich traue ihm kaum die rechte Handgriffe zum *mechanisiren* zu. Ich höre auch von *Leupolds* Wittibe, daß der seelige Mann mehr Schaden alß Vorthail von den *Antliis* gehabt, nachdem er sich auf diesen *Cottam* verlaßen müßen;¹³⁴ Er hat *contrabiret*, ehe die Sachen sind fertig gewesen; dazwischen sind allerhand Hinderniße und Mißglücke vorgefallen, die ihm allen *Profit* geraubet. *Cotta* will die *Antlias* nicht so wohlfeil machen. In dieser Absicht *resolvire*, meine *Antlium* annoch zu behalten.¹³⁵ Ich fand beÿ *Cotta* auch einen gedruckten *Catalogum Bibliothecæ Metallicæ*, den *Leupold* ihm zur *Notiz* gesamlet, und was er davon selbst gehabt, hat er mit einem Sterngezeichnet.¹³⁶ Es lag ungefehr dabey ein *Exemplar* von des *de la Hire Tabulis Astronomicis*, so Hr. *Mag. Klimm*, in diesem Jahr zu Nürnberg, in 2. teutsch heraus gegeben.¹³⁷ Der *Autor* kahn eben in die *Boutique*, und lernete ich ihn also von Person selbst kennen.¹³⁸ Er ist ein unansehnlich jung Männge; aber Hr. *Prof. Hausen* macht von ihm recht viel.

§. 163.

Von *Cotta* gieng zu Hr. *Samuel Klugen*, aus Hamburg, um von ihm Abschied zu nehmen, und hörte von ihm viel Umstände, so meine Freundschaft in Hamburg betreffen. Unter andern vernahm, daß *Graf Huldeberg*, *extraordinair Ambassadeur* von Hannover und Braunschweig, bereits einen Sohn in Zelle wohnen habe; daß er die *Religion* nicht *changiret*, und in seiner *economie* wohl und standmäßig lebe.¹³⁹

§. 164.

Da ich wieder nach Hause kahn, fand *Mons. Coste*, Hr. *Mag. Gottsched*, und Hrⁿ. *Bernhardi*, der beÿ Hr. *Dr. Kulmus* in Danzig sehr gelitten ist, und von Hall[e] herüber kommen war,

134 Leupolds Witwe war seine zweite Frau, Maria Leupold, Witwe eines verstorbenen Stadtpfeifers namens Christian Gotthuhn. Leupold hat sie am 2.6.1715 geheiratet. Vgl. Lothar Hiersemann, Jacob Leupold – ein Wegbereiter der technischen Bildung in Leipzig (Wissenschaftliche Berichte der Technischen Hochschule Leipzig 17), Leipzig 1982, S. 23. Zu Gotthuhn vgl. Arnold Schering, Musikgeschichte Leipzigs 2: Von 1650–1723 (Aus den Schriften der Sächsischen Kommission für Geschichte 30), Leipzig, Berlin 1926, S. 265, 269, 285.

135 Fischers Luftpumpe war angeblich 1000 Florin wert. Vgl. Boretius, Braess (Hg.), Kartei Quassowski, F (Anm. 2), S. 112.

136 Vgl. Jacob Leupold, *Prodromus bibliothecæ metallicæ* oder Verzeichnis der meisten Schriften so von Dingen, die ad regnum minerale gezählt werden, handeln, Leipzig 1726.

137 Johann Albert Klimm, *Astronomische Tabellen des Herrn de la Hire, mit einer neuen, ausführlichen und deutlichen Beschreibung vor alle Astronomische Rechnungen*, Nürnberg 1725.

138 Fischer ist Klimm schon am 7.10.1727 – also einen Tag davor – begegnet, hat aber vielleicht nicht mit ihm persönlich gesprochen.

139 Daniel Erasmus von Huldenberg (1660–1733), kurfürstlicher braunschweig-lüneburgischer Rat und außerordentlicher Envoye am kaiserlichen Hof. Sein Sohn Georg Ludwig Erasmus von Huldenberg (1701–1777) war königlicher großbritannischer und kurfürstlicher braunschweig-lüneburgischer Geheimer Legationsrat in Celle.

beÿsammen.¹⁴⁰ Wir *passirten* die Zeit mit allerhand *joco-seriis*, beÿ einer kleinen *Soupe*, biß 10. Uhr abends.

[9.10.1727]

§. 165.

Den 9. alß am ☿ [Donnerstag] machte mit Hrⁿ. *Gerlach* die Aufwartung Hr. *Dr. Mascou*, der uns gestrigen Tages die *Bibliothek* gezeigt, und *Admission* vergönnet hatte.¹⁴¹ Er setzte uns *Caffée* vor, und *judicirte* vernünfftig von den Holländischen gelehrten. Er rieth Hrⁿ. *Gerlach*, *Burmennen* zwar zu besuchen, aber umb kein *Collegium* anzusprechen.¹⁴² Was *Mons. Gerlach* in *elegantiori literaturâ* lernen wolte, solte er nach *Recommendation* Hrⁿ. *Burmans*, von einem seiner *Scholairen* faßen, im übrigen bedencken, daß es gleichviel Mühe aber ungleich größere Vortheil bringe, wenn man *Ciceronem*¹⁴³ oder einen *Scriptorem atatis argenteæ* liest.¹⁴⁴ Ein *Politicus* müste *galant Latein* schreiben, wie man die Probe sehe *dans les memoires de Lamberti*, welches Buch Hr. *D. Mascou* dem Hrⁿ. *Gerlach* zur künfftigen *Imitation* im Danziger *Etat* gar sehr *recommendirte*.¹⁴⁵ Unter den Holländischen *Academien*, gab der Hr. *Dr.* der *Utrechtischen* den Vorzug, und wolte uns auch dahin rathen. Von der *Raths-Bibliothek* zu Leipzig erhielten wir dieses mahl die Nachricht, daß dieselbe von den geschencken der angehenden Rahts-Herren, item: von den *Succumbenze* [Krediten] geldern freventlicher *Appellation*, etc. *augmentiret* werde.

§. 166.

Weil wir uns vorgenommen hatten, Nachmittag abzureisen, gieng Hr. *Gerlach*, seine Sachen zu *ordiniren*. Ich aber besuchte Hr. *Dr. Lehmann*, hiesigen *Professorem Physices*, und verhoffte, Er würde mich, wie ich Ihn hatte bitten laßen, in seinen Garten, zu seinen *Glaß-Cassen* führen.¹⁴⁶ Statt deßen aber führte er mich ins *Collegium Philosophicum* auf den obersten Boden, wo er *sein Auditorium*, und seine Kunst- oder *Instrumenten Cammer* aufgeschlagen. Ich erschrack wie ich die schöne *Antlium* am Dach-Fenster, finger dick bestaubet, und die wenigen Bäncke vor die *Auditores* dabey, unter dem Dach erbauet sahe; Noch mehr aber ward ich bestürzt, und von

140 Christian Bernhardt (1697–1757) aus Rastenburg, im Jahre 1727 Student an der Universität Halle, ab 1733 Arzt in Danzig. Mit »Dr. Kulmus« ist Johann Adam Kulmus gemeint.

141 Laut Adressbüchern 1723 (S. 64) und 1732 (S. 7, 41) wohnte Mascov »auf der Grimmischen Gasse in seinem Hause«.

142 Pieter Burmann d. Ä. (1668–1741), 1696 Professor der griechischen Sprache, Geschichte und Beredsamkeit in Leiden.

143 Marcus Tullius Cicero (103–43 v. Chr.), römischer Politiker, Philosoph, Anwalt, und Schriftsteller.

144 Das dritte oder sogenannte »silberne« Zeitalter der römischen Literatur ging von Augustus' Tode (14 n. Chr.) bis zum Anfang der Regierung Hadrians (117 n. Chr.). Die Hauptautoren waren Seneca, Petronius, Plinius, Quintilianus, Tacitus und Martialis.

145 Guillaume de Lamberty, *Memoires Pour Servir A L'Histoire Du XVIII Siècle: Contenant Les Negotiations, Traitez, Resolutions, et Autres Documens Authentique Concernant Les Affaires D'Etat*, Den Haag 1724–[1740]. Auf einem kleinen Notizzettel zu dieser Seite wurde Folgendes von unbekannter Hand (Nathanael Jacob Gerlach?) geschrieben: »Wegen Lamberti uns ein Irthum vorgegangen seÿ.«

146 Johann Christian Lehmann (1675–1739), 1710 Professor für Physik an der Universität Leipzig.

Herzen betrübt, da ich den großen Vorrath von *Instrumentis Physicis* und *Mathematicis* über den ganzen Boden ausgebreitet, und der augenscheinlichen Gefahr von Razen und Wetter unterworfen sahe. Hr. *Lehmann* beschwerte sich, Er hätte nur 40. Thlr. *Quartal pro Salario*, und die *Auditores* wolten auch nichts *contribuiren*. *Rudiger* benähme ihm den *Applausum*, Man hätte ihm auch die Gelegenheit zu *emergiren*, besonders die *Charge* des Leib-Medici beÿ der Königin, und die *Professionem Anatomia* benommen; Man wolte ihm auch keine Hoffnung biß *dato* anweisen. Deshalben wäre er genöthiget einen Orth zu erwählen, wo er wenig Zinß zu tragen hat. Es wäre der *General-Feld-Marschall*, *Flemming*, der Päpstliche *Nuntius*, ja gar der Chur Prinz in dieser seiner hochliegenden Kunst-Cammer gewesen, und hätten ihn zwar bedauert, aber an keinen beßern Orth, noch zur Zeit angewiesen.¹⁴⁷ In andern Stücken klagte Hr. *Lehmann*, gieng es ihm auch *contrair*; Er hätte den Pr[eußischen]. und Pollnischen Höfen im Salzwerke große *Decouverten* [Entdeckungen] gemacht, nicht sonder seine große Kosten, seÿ aber schlecht belohnet worden. Mit seiner Blumen *Cultur* seÿ es auch nicht möglich fortzukommen. Was 300. Rthlr. gekostet davon habe ihm S^t. Königl. Maj. 100. *offeriren* laßen. Kurz: Ich mercke, daß der Mann zur *Phantastereÿ inclinire*, und, von Hoff, und *Studenten* fast *ridicul tractiret* wird. Mich daucht, er ist in Weitläufftigkeit gerathen, und wird vom Gram mehr und mehr gestöhret. Was ich unter seinem großen Vorrath von *Instrumentis* *admire*, ist folgendes: 1.) Eine *Collection Modellen*, von Berg-Gebäuden, alles *proportionaliter* gemacht, und zum Theil *pretieuse*. 2.) Einige andere *Machinen* und *Modell* von Hebezeugen. 3.) allerhand Waßerkünste. Unter den übrigen *Instrumentis* sind alte und neue brauchbare, und unnütze, allerhand durcheinander, und, durch des *continuirliche* Herumziehen vieles zerbrochen. Ich beklage die *Familie*, wenn der Mann seine Haupt legen soll.

§. 167.

Von *Lehmannen* gieng zu Hr. Mag. *Gottsched*, Abschied zu nehmen, und fand beÿ demselben eben den Hr. *Professor Krause*, aus Wittenberg, einen geschickten und sehr wohl-gelahrten Mann, der jertz die neuen Zeitungen von gelehrten Sachen schreibt, vor diesem aber, wegen des recensirten Buchs, *de tribus impostoribus*, alß ein *Socinianer*, von der *extraord. Profession* zu Leipzig abstehen müßen.¹⁴⁸

147 Jakob Heinrich Graf von Flemming (1667–1728) war Generalfeldmarschall, Kabinetsminister, und Kriegsratspräsident am kursächsischen Hof in Dresden. Der Päpstliche Nuntius war wohl Camillo Paolucci-Merlini (?–1763), der spätestens vom 23. Dezember 1727 bis zum 26. Mai 1738 diese Stelle in Dresden inne hatte. Friedrich August, Kurprinz von Sachsen (1696–1763), war ab 1733 Kurfürst von Sachsen (als Friedrich August II.) und König in Polen (als August III.).

148 Johann Gottlieb Krause (1684–1736), Publizist und Historiker, 1715 erster Herausgeber der »Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen«, 1723 außerordentlicher Professor für Beredsamkeit in Leipzig, 1727 Substitut des ordentlichen Professors für Geschichtswissenschaft und 1732 ordentlicher Professor für Geschichtswissenschaft in Wittenberg. Krause hat einen Beitrag in der »Allgemeinen Bücher-Historie« (Leipzig 1716, S. 280–296) über die Existenz des legendären atheistischen Buches »De tribus impostoribus«. Unter Verdacht, ein Gottesleugner zu sein, musste Krause das Angebot einer Professur in Breslau ablehnen. Vgl. Rüdiger Otto, Johann Gottlieb Krause und die Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen, in: Hanspeter Marti, Detlef Döring (Hg.), Die Universität Leipzig und ihr gelehrtes Umfeld 1680–1780 (Arbeitsstelle für Kulturwissenschaftliche Forschungen, Texte und Studien 6), Basel 2004, S. 215–328, hier S. 236–246.

Dieser erzählte viel von des *D. Jochs Insolentien*, zu Wittenberg.¹⁴⁹ Es kalm ein fremder *Magister* dazu, weßwegen ich meine *Dimission* nahm, und mich nach Hause verfügte.

§. 168.

Wir hatten kaum unsere *Coffres* eingepackt, und etwas zu Mittag gegeben, alß mir Hr. Hoff Raht *Heucher*, durch ein Schreiben, *per Couvert* des *Commerciens-Raths*, *Weidemanns-committirte*, ein *Monoceros, nebst dem Cranio* [Einhorn, samt Schädel], beÿ einem- hie-angekommenen *Walachischen* Kauffmann, zu besehen;¹⁵⁰ Ich eilete stehendes Fußes zu *Weidemannen*, konte aber mercken, daß der Mann mich nicht gern zum *Factor* in dieser Sache haben wolte. Ich bekam das Horn nicht zu sehen. Demnach eilete zum Wagen, und fuhr mit meinem Herrn Gefehrten, im Nahmen Gottes, frisch und gesund, nach 3. Uhr, Mittags, aus Leipzig.

Zweiter Besuch

Vom 19. Juli bis zum 8. August 1731

Hrn: *NATHANAEL LACOB* | *GERLACH* | Zwölffte Reise | durch die mehresten Kreiße | Teutschlandes | in einem beständigen Tage Register | beschrieben und mit | allerhand Anmerkungen erläutert | diesen sind vorgesetzt einige *Nota* zu Hrn: Kuchelbeckers | allerneüeste *Relation* vom Röm: Käyserl: Hoffe | durch | Christian Gabriel Fischer | vom 3 April 1731. | bis 12 Octobr: 1731.

[19.7.1731]

§. 225.

Den 19. des Morgens umb 6. Uhr fuhren wir von Dresden beÿ schönem Wetter nach Leipzig. Hinter Alt Dreßden [Dresden-Neustadt] kommt man über die Aecker nach Neudorff [Kreba-Neudorf] und *passiret* den zur lincken liegenden Wald, an die daselbst fließende Elbe. Ferner durch die Kirchdörffer Katz [Kaditz] und Selckewitz [Serkowitz ?], da beÿ letzterem schöne Weinberge, unter andern auch des Graffen Wackerbarts zu sehen.¹⁵¹ Es folgen die dörffer Kosewich [Coswig] und Zetzerich [Zitzschewig] gleich auff einander, auff den Aeckern ziehet

¹⁴⁹ Johann Georg Joch (1676–1731) war 1709 Superintendent und Director des Gymnasiums in Dortmund, 1722 Professor für Theologie in Erfurt, 1725 Professor für Theologie und 1730 Rektor der Universität Wittenberg. Als überzeugter Pietist wurde er durch heftige Auseinandersetzungen mit seinen orthodoxen Kollegen bekannt.

¹⁵⁰ Johann Heinrich von Heucher (1677–1746) war Naturwissenschaftler, 1706 Professor für Physik an der Universität Wittenberg, 1713 Leibarzt des Kurfürsten August des Starken und 1720 General- und Spezial-Inspektor der »Galleries des Sciences« in Dresden.

¹⁵¹ August Christoph von Wackerbarth (1662–1734) war sächsischer Gesandter und Militär und 1730 Generalfeldmarschall. Die Schreibung der Ortsnamen zeigt deutlich, dass sich der Abschreiber häu-

man etwas Wein. Bei dem dorff *Brockwitz* [Brockwitz] siehet man gegen über auff Bergen das schlechte Schloß Scharffenberg [Scharfenberg]; beym dorff Pretz [Batzdorf ?] aber gute Weingärten. An der Elbe liegt das dorff Sparr [Ober- und Niedersparr] und nach selbem folgt die Stadt Meissen, wohin man über den verdeckte Hangbrück fährt. Die Stadt und das Schloß haben nichts besonders noch *regulires*. Von Dresden biß hieher sind 3 Meilen. Umb 9 Uhr wechselten wir hie die Pferde. Von Meissen fährt man zwischen Gebürgen an der Elbe. Zur lincken ist das Gebürge mit Wein bebauet, zur rechten *Steril* und sandig. Durch den Wald von Bircken, Erlen und Fichten, kommt man nach Zerd [Zehren] ein schlecht dorff, von dannen nach Boltisch [Wölkisch], ferner nach Madelen [Mehltheuer] ein Dorff mit einem guten Hoff, in schöner Gegend, dahinter sind Schaaff-Herden. Es folgt Staubititz [Stauchitz] 2½ meil von Meissen ab, ein dorff, da wir umb 12 Uhr an kamen und die Post wechselten. Gleich giengen wir ab durch Kaseberg [Casabra] ein gut Dorff, von dannen über Feld nach Neudorff [Naundorf], welches einen guten Hoff hat. Ferner durch Leiben [Leuben], welches etwas im Strauch lieget, dahinter wechselten Wälder und Aecker biß *Hubertsburg* ein *Modern plaisant* Lust-Schloß des Chur Printzen, hinter welchen sich das dorff Wermsdorff [Wermsdorf] erstrecket;¹⁵² Allhie gelangten wir umb 2 Uhr in das schöne Posthauß und hatten abermahl 2½ Meilen gemacht. Nach einer halben Stunde giengen wir weiter durch die schöne *Allée* im Birckenwalde nach Schweindorff [Sachsendorf], nach Huberts Hahn [Burkartshain] ein neues, beyde Kirchdörffer biß Wurtzen [Wurzen] einen Flecken, biß dahin, man 2 Meilen gefahren. Nach einer halben Stunde wurden wir abgefertiget, fuhren über die Mühlen Tämme, und mit einem Pram über die Molde, welche nicht gar breit noch tieff ist nach Teubel [Deuben] ein Kirchdorff. Hinter selbem liegt auff dem Felde eine alte *Redoute*, durch den wald komt man nach *Machum* [Machern] ein Dorff in der sandigen *plane*, darauff liegen auch Görichshahn [Gerichshain] ein groß Dorff, Bostdorff [Borsdorf], Sommerfeld, Zolterhausen [Sellerhausen] alles grosse Dörffer. Gleich vor der Stadt Leipzig liegt *Pulgard* [Thonberg ?] ein Vordorff, dadurch fuhren wir in die Stadt nach bereits geschlossenem Thor vor 6 Groschen Einlaß umb 9 Uhr Abends, da wir auff letzter Post 3 Meilen gemacht, zu Herrn Hemm im Jochimsthal, allwo wir gut *Logis* antraffen.¹⁵³

[20.7.1731]

§. 226.

Den 20 *July* war in Sachsen Bußtag, da man zu Mittag fastete. Nach der Predigt gieng zu Herren Schustern Buchhändlern und zu Hn. *Prof.* Gottscheed umb zu sehen: ob an Sie was von auswärtiger *Correspondence* gelanget. An den ersten war ein Pack von Regensburg eingelauffen. Hr. Gerlach fand brieffe aus Dantzic bey dem Herrn Winckler, in welchen Hr. *Secre-*

fig verlesen hat und wohl auch Fischer die Namen der durchreisten Orte nicht immer genau angegeben hat. Einige Ortsnamen sind daher nicht sicher zuzuweisen.

152 Das Jagdschloß Hubertusburg wurde seit 1721 für den Kurprinzen Friedrich August von Sachsen von dem Ingenieur-Obristen Johann Christoph Naumann errichtet. Vgl. Georg Dehio, Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler, Sachsen: Die Bezirke Dresden, Karl-Marx-Stadt, Leipzig, München, Berlin, 1965, S. 419.

153 Mit »Herrn Hemm« ist Johann Martin Hemm gemeint.

tarius Klein ein *Concept* an den König von Preußen eingeschloßen, welches meine Frau beÿ der vermuteten Gegenwart der Hrⁿ. *insinui*ren lassen wollte durch einen Vornehmen, der sich meiner anzunehmen, versprochen.¹⁵⁴ Nachmittag hörte den *Mag: Weis* in des *S. Niclas*-Kirche, und da Er mir nicht gefiel gieng ins *Paulinum* allwo Hr. _____ etwas beßer predigte.¹⁵⁵ Zu Abend speisete mit Hrⁿ. *D. Walther* Herrn *Hemms* Schwieger Sohn, dessen Schwager und andern wackeren Leuten, da es allerhand *Discurs* mit Hrⁿ. *D. Walther* von der Reise gab.¹⁵⁶ Nach der Abendmahlzeit war auff der hiesigen *promenade* die recht artig und fast nach frantzösischer Art *frequentiret* wird.

[21.7.1731]

§. 227.

Den 21^{ten} *Julij* hatte des Morgens beÿm schlechten Wetter zu schreiben. Nachmittag war in Herrn Schusters Buchladen und fand darinnen: 1. die Geschichte der Deutschen des Hrⁿ *D. Mascov* auff Schreib Papier in *folio* über aus schön gedruckt, jedoch nur in 12 *Exemplarien* à 8 Rthlr. wovon eines in die Käyserliche *Bibliothèque* nach Wien kommen.¹⁵⁷ 2. Die *Petersburgischen Acta*.¹⁵⁸ 1. *exemplar* auff groß Papier, das andere auff kleineres gedruckt.

[22.7.1731]

§. 228.

Den 22^{ten} *Julij* am Sonntage, war nichts anzufangen, als nach der Kirche zu *promeniren*.

[23.7.1731]

Den 23^{ten} hatte zu schreiben nach Strasburg, Wien und Carls-Ruh.

154 Johann Heinrich Winckler (1703–1770), 1731 Collega quartus an der Thomasschule zu Leipzig, 1739 Professor für klassische Sprachen, 1742 Professor für Logik, 1750 Professor für Physik an der Universität Leipzig. Wahrscheinlich war Jakob Theodor Kleins »Concept« ein Gesuch an den König, Fischer wieder nach Königsberg zurückkehren zu lassen. Seit 1715 war Fischers Frau Anna Dorothea, geb. Off (1686–nach 1736).

155 Mit »Mag: Weis« ist Christian Weiß gemeint.

156 Mit »Hrⁿ. D. Walther« ist hier August Friedrich Walther gemeint, der auch bei Herrn Hemm wohnte und mit einer Tochter von ihm verheiratet war. »Herr Hemms Schwieger Sohn« war wohl Johann Heinrich Ihmann (1680/81–1746), Hochfürstlicher Weißenfelsischer Land Cammer Rath. Ihmann wohnte »in der Haynstraße«, vermutlich auch in Hemms Haus. Vgl. StadtAL, RLB 1743–1750, Bl. 129. Die Identitäten von Ihmanns Schwager und die »andern wackeren Leuten« bleiben ungewiss.

157 Johann Jakob Mascov, Geschichte der Teutschen bis zu Anfang der Fränckischen Monarchie in Zehen Büchern verfasst, Leipzig 1726.

158 Commentarii Academiae Scientiarum Imperialis, Petersburg 1726–[1746].

[24.7.1731]

Den 24^{ten} besuchte Nachmittag Hrn Apotheker Lincken und sahe seine *Curiosa*, worunter nichts neues über das schon vor diesem gesehen, erblickte, außer folgendem: 1. die *Schemata* von *Stellis marinis* [See- und Schlangensterne], welche *curienser* als die *Specimina* lassen. Noch sehe keine *Description* fertig, zweiffle auch daß was rechtschaffenes davon heraus kommen werde. Ich getraute mir nichts als die dinge in *Classes* und *genera* zu bringen und unvollkommene *Definitiones* zu machen, weil die *Specimina* trocken, verschwärtzet, und ihrer Farb und Schönheit beraubt sind. Herr *Linck* ist nicht von solcher *Capacité*, daß Er *Genera* und *Species* recht bestimmen, noch *Definitiones* nach gelehrter Art machen könne.¹⁵⁹ 2. Die *Schemata* des *Seba* zu *Amsterdam* von *Serpentibus*, welche Er in Kupffer stechen lassen, woraus man siehet, daß der Mann keinen Verstand, und keine Ordnung im Kopffe habe;¹⁶⁰ Er hat Schlangen, *Lacertos* [Echsen] und allerhand Thiere unter einander auff ungleiche Blätter zeichnen und stechen lassen. Hr. *Linck* hat seine Schlangen mit Farben abgemahlet ihm zugeschicket, u. dagegen die fehlende Zeichnungen ausgebehten, aber nichts mehr als ein paar *Schemata* mit Falschbley, gezeichnet erhalten. 3. Die Buntgedruckte Kupffer Stiche aus Engelland von Vögeln und Pflantzen, worunter die ersten, wie ich mercke, wie die Spielkarten durch ausgeschnittene *Figuren*, erstlich im Grunde gefärbet, nachmahls mit einer schwartzen Kupffer Plate, zur Schattirung abgedrucket sind. Die andern scheinen erst matt gedruckt, darnach *illuminixet* zu seyn. 4. Eine neue *Edition* von gedruckten und *illuminirten* Vögeln, nach *Albini manier*, aus Engelland in länglich *Quart*.¹⁶¹ 5. Das *Herbarium* wovon zwey *Exemplar* von *Augsburg* hieher *ordinixet*. Es soll der *Autor* davon *D. Erhard* zu Memmingen seyn.¹⁶² 6. Ein rohtes, Blaues, braunes, grünes, Biergläser von Kunkels mit Gold, Silber, Kupffer und eisen gefärbet.

§. 229.

Nach 6 Uhr führte mich Herr Leib-Medicus Walther in Ihr sogenanntes *Collegium Mardianum*, welches heute bey Hrn HoffRaht Stieglitz gehalten ward.¹⁶³ Selbiges bestehet aus einer Versammlung vornehmer hiesiger Gelehrten, welche alle Woche dienstags *circulariter* zusammen kommen, und erstlich bey einer Pfeiffe Toback und einem Trunck bier von allerhand Sachen der *Nouvelles* und anderer Vorfälle sich unterreden, nachmahls bey Tisch ein gebrachten Wildpret u. junge Hüner, nebst einem Salat und ein paar leichtes Gebäckneß, beym Glaß Wein verzehren. Heute, waren ausser dem Herrn *Hospite* Hrn Hoff Raht Stieglitz, Hr. Leib Medicus Walther, Hr. *D. Mascov*, Hr. *Mag. Rabener*, Hr. *Commissarius* _____ p[ro]fessor]. *ordinari*; *pro hos-*

159 Fischer gab zwei Jahre später gemeinsam mit Linck ein Buch über Seesterne heraus. Vgl. Johann Heinrich Linck, Christian Gabriel Fischer, De *Stellis Marinis*, Leipzig 1733.

160 Albertus Seba (1665–1736), Apotheker, Besitzer eines berühmten Naturalien-Kabinetts zu Amsterdam.

161 Das hier erwähnte Buch ist vermutlich Eleazar Albin, A Natural History of Birds, Illustrated with... copper plates ... colour'd, etc., With observations by W. Derham, Bd. 1, London 1731. Mit »Albini« ist Bernhard Siegfried Albinus gemeint.

162 Vgl. Balthasar Erhard, *Herbarium vivum portatile* oder Compendieuses lebendiges Kräuter-Buch: zu Erlernung der Oeconomischen Pflanzen-Historie, S. I., [≤1731, 2. Ausgabe 1756].

163 Christian Ludwig Stieglitz (1677–1758) war 1715 Ratsherr, 1720 Assessor der Juristenfakultät, 1725 Stadtrichter, 1732 Baumeister und Proconsul. Dem Adressbuch 1723 (S. 64) nach wohnte er »am Marckt in seinem Hause dem sogenannten Roth-Häupts-Hofe«.

pité [als Gäste] aber Hr. D. Hebenstreit, Hr. M. Gesner Rector beÿ hiesiger _____ [Thomasschule] und ich.¹⁶⁴ Die *Conversation* in dieser *Assamblée* ist *polit* und vernünfftig, mehr *jucunda* als *utilis*. Die *Discurse* fallen nach jedes *Capacité* und nicht nach dem Gewicht.

[25.7.1731]

§. 230.

Den 25^{ten} traff beÿ Hrn Mag: Gottsched die versammlung einiger Hrn *Magistorum* beÿ einander, welche wochentlich Mittwochs beÿ einer *Tazza Caffé de rebus philosophicis conferixen*. Jetzt waren beÿsammen Hr. M. May und Lotter, die ich schon vor 4 Jahren kennenlernen.¹⁶⁵ Ausser diesen aber noch Hr. M. Winckler und _____ 2 junge Leute. Es blieben meinethalben die *philosophica* aus und wurden viel *Exotica* gefragt. Von Hrn M. Gottsched gieng zu Herrn M. Stufane dem *Astronomo*, der mich in *Compagnie* Hrn Gottscheds besucht.¹⁶⁶ Hie *discurrirten* wir *de rebus mathematicis* biß 10 Uhr.

[26.7.1731]

§. 231.

Den 26^{ten} besuchten wir Mons: Kulmus aus Dantzig beÿ Hrn M. Hoffmann, nachdem Er Uns seine *Visite* vorher gemachet.¹⁶⁷ Ich finde viel an dem jungen Menschen zu rühmen und könnte dessen vornehmen *Famille* viel guts versprechen, wenn nicht dessen schlechte Gesundheit ihn an weiterer Reise und vieler Unternehmung zurückhielte. Hr. M. Wolf aus Leipzig hatte mir Mons: Kees einen jungen hiesigen *Capitalisten* wegen seines schönen Landgutes und dazugeordneten Bücher und *Instrumenten* vorrahts gerühmet, und Hr. Gottsched machte mir dazu *Adresse*.¹⁶⁸ Heute besahen wir die schöne *Bibliothèque* des Hrn Kees in der Stadt, welche fast aus

164 Die zum ersten Mal erwähnten Personen sind: Justus Gotthard Rabener (1688–1731), 1712 Mitarbeiter an den »Acta Eruditorum« und Begründer der »Deutschen Acta Eruditorum«, 1724 Herausgeber der Zeitschrift »Die Europäische Fama«; Johann Ernst Hebenstreit (1702–1757), ordentlicher Professor und Stadtarzt in Leipzig; Johann Matthias Gesner (1691–1761), 1715 Bibliothekar in Weimar, 1730 Rektor an der Thomasschule in Leipzig, 1734 Professor für Rhetorik in Göttingen.

165 Johann Friedrich May (1697–1762) war Universitätslehrer, Professor, 1722 Magister, Hofmeister adliger Studenten, Sekretär der Deutschen Gesellschaft, 1742 Professor der Moral und Politik in Leipzig; Johann Georg Lotter (1699–1737) war Professor der Beredsamkeit in Leipzig, 1734 Professor in St. Petersburg.

166 Die Identität von Herrn Magister »Stufane« konnte nicht ermittelt werden.

167 Johann Ernst Kulmus (1709–1769), 1730 an der Universität Leipzig immatrikuliert. Sohn des Johann Georg Kulmus (1680–1731) und Halbbruder der Luise Adelgunde Victorie Gottsched, geb. Kulmus (1713–1762). Adolph Friedrich Hoffmann war Schüler von Rüdiger und Anti-Wolffianer in Leipzig. Vgl. Döring, *Die Philosophie* (Anm. 100), S. 102 ff.

168 Georg Christian Wolff (1702–1773), 1723 Magister der Philosophie in Wittenberg, Studium der Rechtswissenschaft in Leipzig, 1723 Hofmeister im Hause des Johann Jacob Kees, 1730 Studium in Straßburg, 1736 juristische Promotion in Göttingen, 1741 Hofrat, 1747 Hof- und Justitierrat in Gera. Jacob Friedrich Kees (1713–1780), Sohn von Johann Jacob Kees d. J., immatrikulierte sich am 1726 an der Universität Leipzig, später Kaufherr in Leipzig. Von seinem Vater hat er das von Fischer

lauter *Mathematico-Physicis* bestehet, nicht so wol *Theoreticis*, als die *Observationes*, Erfahrungen und Kunst-Stücke abzuhandeln, imgleichen kamen dazu die *curieuse Botanico-Zorologi*. Reisebeschreibungen, Land Charten und *Ephemerides* [Zeitschriften]. Viel Sachen hat der Seel. Hoff Raht mahlen und zeichnen lassen.¹⁶⁹ Unter andern finde viele gemahlte Vögel, auch eine kleine *Collection* von Eÿern, zu welchen der Seel. Hr. zugeschrieben die *proportion* des *Diametri* gegen die länge, das Gewicht, und was Er sonsten dabey erfahren; e. g. welches ein Männlein und welches ein Weiblein gebe. Unter denen *Mathematischen* Büchern finde hier den 2^{ten} Theil von der *Hevelii Machina coelestis*, welches in den wenigsten *Bibliothèque* zu finden.¹⁷⁰ Hie zu Leipzig sollen noch 4. *Exemplaria* in den Buchladen, aber a 250 Rthlr. zu Kauff seÿn. Von *Curiosis* hat Hr. Kees in der Stadt die Bilder des *Ovidii* in Wachs *poussiret*.¹⁷¹ Nach Leipziger Manier musten wir bey *Mons: Kees souppiren*, da wir dann mit *Mons: Liefers* seinem *Gouverneur*, einem *Special* Freunde des *M. Wolff*en und einigen andern Uns *divertirten*.¹⁷²

[27.7.1731]

§. 232.

Den 27^{ten} war nach Mittag bey Hrⁿ Schuster im Buchladen, wohin Herr *D. Mascov* zu mir kam und von allerhand Sachen, mit mir die Zeit biß Abend, in des Hrⁿ Schusters zimmer oben, bey einer *Bouteille Burgunder* Wein *passirete*. Diesem grossen Gelehrten, welchen wegen seiner *galanten Erudition* und *Conduit* höchst *estimire*, wünschete mehr Leibes Kräfte, vielleicht aber wäre Er gesunder, wenn Er mehr Pflge hätte.

[28.7.1731]

§. 233.

Den 28^{ten} gieng von der Rahts *Bibliothèque* mit Hrⁿ Schustern in den Garten _____ wo Hr. *D. Mascov* mit Hr. *Prof. Kap* und denen jungen Hrⁿ *Barons* von *Zech* nebst ihren *Gouverneur* sich *divertireten*.¹⁷³ Hie blieben wir biß gegen 8 Uhr, da wir von einander schieden. Der jüngste Hr. von *Zech* ist ein artiger munterer Kopff, des *Studia* Liebet.

besuchte Gut Zöbiger sowie sein Haus in der Katharinenstraße geerbt. Vgl. Adressbuch 1723, S. 63.

169 Gemeint ist hier Johann Jacob Kees d.J. (1677–1726), Baumeister, kursächsischer Hof- und Justizrat, Ratsherr zu Leipzig, Herr zu Zöbiger, Löbnig und Prödel.

170 Johannes Hevelius, *Johannis Hevelii Machinae Coelestis*, Teil 2: *Rerum uranicorum observationes, tam eclipsium luminarium, quam occultationum planetarum, et fixarum*, Danzig 1679.

171 Publius Ovidius Naso, Ovid genannt (43 v. Chr.–17 n. Chr.), römischer Dichter.

172 Gemeint ist hier vermutlich Johann Heinrich Liebers (1700–1764), Gouverneur von Jacob Friedrich Kees in Leipzig, Übersetzer von Werken englischer Schriftsteller.

173 Johann Erhard Kapp (1696–1756), Professor der Beredsamkeit in Leipzig. Nach dem Leipziger Adressbuch 1732 (S. 26) wohnte er »in der Ritter-Straße am rothen Collegio«. Bernhard von Zech (1681–1748) war später kurfürstlich sächsischer Geheimer Rat. Ludwig Adolf von Zech (1683–1760) war später kurfürstlicher sächsischer Geheimer Rat und Dompropst zu Merseburg. Beide waren

[29.7.1731]

§. 234.

Den 29^{ten} speiseten wir beÿ *Mons Zernecke* aus Thorn auff seiner Stube zu Mittag, *en Compagnie* des Hrn *M. Gottsched*, mit viel *Plaisir*.¹⁷⁴ *Mons: Zernecke* war vorher beÿ uns gewesen und hat sich in der Größe und äusseren Gestalt sehr verändert, auch an *Conduit* viel zugenommen, massen Er recht munter Lustig und angenehm worden, weswegen Er auch beÿ vielen hiesigen *Familles Ingress* hat.

Umb 2 Uhr fuhren *en Compagnie* des Hrn *Profess: Gottsched* und des jungen *Kulmus*, nach *Zevecker* [Zöbiger] des Hrn *Kees* sein schönes Gut, welches ein Muster einer schönen *Villa* eines eben nicht hohen Edelmanns seÿn kan. Der Ort ist von Anlage derer Blumen- Obst- und Thiergärten, sehr angenehm, hat einen feinen nicht grossen und mit vielen Thier-Stücken gut gemahlet und *meublirten* Hoff, schöne *Pertinencia* mit beyseitigen *Volailliers*.¹⁷⁵ Im Hoffe ist eine *Oeconomische* vollständige *Bibliothèque* und ein Vorrath von allerhand *Modelles* und *Instrumentis*, die zur Haußhaltung, Viehzucht u. Jagd gehören. Zu letzterem kommt ein grosser Vorrath von allerhand Gewehr und *Instrumentis* zum Vogel- und Thier-Fangen. Kurtz zu sagen: ich habe dergleichen auff Reisen so artiges und vollständiges *in hoc genere* [von diesem Typus] nicht angetroffen. Es kamen dahin die zweÿ Herren Graffen von *Vitzthum* und einige andere *Studiosi*, welche von unserer *Conversation* *profitiren* wollten.¹⁷⁶

[30.7.1731]

§. 235.

Den 30^{ten} besuchte des Morgens den Hrn *Prof: Richter* hiesigen *Professorem Mathematicum*, einen feinen fleissigen Mann, der auch *Philosophiam docirt* und *discurrirte* mit Ihm von dem Zustand und der auff *Academien* jetzt üblichen Lehr-Art in *Philosophicis*.¹⁷⁷ Nachmittage besuchte den Hrn *Profess: Eloquentiæ Ord: Kape* und *conferirte de rebus literariis exoticis*, worinn er viel *notice*, sonder gereiset zu haben, besitzt. Es ist ein etwa 30jähriger nicht ungeschickter, aber nicht

Söhne von dem sächsischen Minister und Schriftsteller Bernhard von Zech (1649–1720) und ließen sich am 24.10.1730 an der Universität Leipzig einschreiben.

174 Andreas Zernecke (1710–1758), studierte 1724 bis 1730 in Danzig, ließ sich am 30.6.1730 an der Universität Leipzig immatrikulieren, war 1742 Schöppe und 1752 Rathherr in Thorn. Es könnte sich aber auch um den Cousin von Andreas Zernecke, Heinrich Zernecke (1709–1775), handeln, den Sohn des Thorner Bürgermeisters und Chronisten Jacob Heinrich Zernecke (1672–1741), der sich bereits am 29.6.1730 an der Universität Leipzig, am 25.9.1731 an der Universität Wittenberg immatrikulierte und ab 1770 als Burggraf in Danzig tätig war.

175 Fischer meint, das Haus habe schönes Zubehör mit beidseitigen Flügeln.

176 Johann Friedrich Vitzthum von Eckstädt (1712–1786) und Ludwig Siegfried Vitzthum von Eckstädt (1716–1777), immatrikulierten sich am 14.10.1729 an der Universität Leipzig. Sie waren später im kursächsischen Dienste als Generalleutnant bzw. Diplomat.

177 Georg Friedrich Richter (1691–1742), 1714 Beisitzer der philosophischen Fakultät, 1726 außerordentlicher Professor der Mathematik, 1735 ordentlicher Professor der Moral und Politik in Leipzig. Laut Adressbuch 1732 (S. 27) wohnte er »im grossen Fürsten-Collegio«.

sonderlich *politer* weder in seiner Studir Stube ordentlicher, noch in *Eloquentia* hochfliegender Mann, jedoch hie in gutem Ansehen und ein Mitarbeiter an den neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen.¹⁷⁸ Ich *communicirte* Ihm 5. *Orationes* von *Sante* u. *Porre* den zweyten *Jesuiten* zu *Paris*, welche Er auff zu legen fast *resolviret* ist.¹⁷⁹ Dagegen schenckete Er mir die von Ihm *edirte Orationes Paulini a S. Josepho* und die *Delicias Epistolicas*, in *Octav*, wovor Ihm versprochen *Regiomontana* [Orationes von Königsberg] künfftig zu sammeln.¹⁸⁰

Von Hrn *Kappio* gieng zu Hrn *Profess. Müller*, welcher zwar ein *D. Juris* ist, aber mehr in *philosophicis*, als *Juridicis* *floriret*.¹⁸¹ Er hat den grösseten *applausum* unter allen *docentibus* zu Leipzig und jetzt an 300 *Auditores*, welchen Er verschiedene *Collegia* von 7 des Morgens biß Nachmittags umb 5 Uhr lieset, *secundum propria Principia*, die Er zum Theil gedruckt bekannt gemacht.¹⁸² Der Mann ist nicht alt etwa von 40 Jahr, munter und freundlich von *humeur*, ist noch unverehliget, und in seiner Haußhaltung eben nicht *regulier*, soll viel auff Toback und Merseburger Bier halten. Es gab Gelegenheit *de Aristotelica Philosophia* zu reden, vor welche Er grosse *Estime* bezeigt, ob wol er nicht wüste, was eigentlich in *Aristotele* stehet. Er tadelte in Hrn *Wolfs moral*, daß Er das *Principium Juris naturæ* auff die vollkommenheit *restringiret* [einschränkt], davon man noch keinen begriff hätte.¹⁸³ *it*: Daß Er das *Summum Bonum* [höchste Gut] nicht *explicitret*. Ich wiese Ihm aber, daß Hr. *Wolf* in diesen Lehren fast *aristotelisch* verfahren. Denn erstlich setze Er zum *Principio Juris naturæ*, wie *Aristoteles*: Thue das gute, unterlasse das Böse; und erklärte das Gute mit dem alten: *Bonum est quod nos perficit, Malum est, quod nos destruit*.¹⁸⁴ Ja er gehe noch weiter und *supponire* [setzt voraus] in *moralibus* die *definitionem Perfectionis* aus der *Metaphysique*, da Er ebenmässig nach dem Sinn der Alten lehret, daß die vollkommenheit besteht in *Consensu Multitudinis mutuo* [Mehrheitsmeinung].¹⁸⁵ *Aristoteles* hat gewiß nichts anders gedacht, wenn Er *de Virtute perfecta et Vita perfecta* geredet. Was zweitens die *Doctrinam de S[umum]. B[onum]*. anlanget, *so negirte*, daß Herr *Wolf* dieselbe übergangen. Er setzt die Seeligkeit in dem ungehinderten Fortgang der vollkommenheit und ist hierinn abermahl von *Ar[istot]le[s]* nicht weit unterschieden, der das *S[umum]. B[onum]*. *definiret per Operationem Animæ rationalis secundum Virtutem perfectam in vita perfecta*, von welchen *Definitionibus Aristotelis* Herr *D. Müller*

178 Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, hg. von Johann Gottlieb Krause u. a. Leipzig, 1715–[1784].

179 Fischer schreibt hier über fünf *Orationes* von Gilles-Anne-Xavier de La Sante (1684–1762) und Charles Porée (1676–1741).

180 Johann Erhard Kapp, *Paulini a S. Josepho ... Orationes habitae in eodem archigymnasio ... recensuit praefatus est ac programma de caussis corruptae hoc aevo eloquentiae Romanae adiecit Joannes Erhardus Kappius*, Leipzig 1728; Johann Peter Kohl, *Deliciae Epistolicae: Sive Epistolarum argumenti non minus raritate quam orationis cultu atque elegantia insignium fasciculus Maioragii, Graevii Bartholini, Schefferi aliorumque virorum disertissimorum ... epistolas*, Leipzig 1731.

181 August Friedrich Müller (1684–1761), 1731 Professor der Philosophie, 1733 und 1734 Rektor Magnificus der Universität Leipzig. Dem Adressbuch von 1732 (S. 26) nach wohnte August Friedrich Müller »auf der Catherinen-Str. in Herrn Baum[eister] Oertels Hause«.

182 Wohl August Friedrich Müller, *Einleitung in die philosophischen Wissenschaften*, Bd. 2: 1. Die Metaphysic oder natürliche Theologie. 2. Die Ethic oder Sittenlehre. 3. Die Politic oder Lehre der Privat- und Staats-Klugheit, Leipzig 1728, 2. Auflage: 1733.

183 Mit »Wolfs moral« ist gemeint: Christian Wolff, *Vernünfftige Gedancken von der Menschen Thun und Lassen, zu Beförderung ihrer Glückseligkeit*, Halle 1720.

184 »Gut ist, was uns vervollkommnet; schlecht ist, was uns zerstört.«

185 Mit »Metaphysique« ist gemeint: Christian Wolff, *Vernünfftige Gedancken von Gott, Der Welt Und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt*, Halle 1720.

nichts wuste.¹⁸⁶ Hienechst bemerkte im *Discurs* schlechte *Solidité* und eine Unwissenheit in *Studiis Mathematicis et Physicis*. Woraus leicht zu schließen, was vor ein *Systema* Hr. Müller zu machen im Stande seÿ. Indessen ließ mich in keine Beurtheilung desselben ein, sondern Bezeigte mich *indifferent*, wogegen ich von Ihm mit aller Gelassenheit und Vernunft begegnet ward. Wir waren *accord*, daß man billig über ein *Systema philosophicum* sich vereinigen, niemanden wegen seiner eigenen Meinungen anfeinden noch verfolgen und vielmehr gedencken sollte, daß wenn Leute sich ernstlich umb die Wahrheiten bemühen, Ihnen ihre Abwege zu *pardoniren* und dagegen von Ihnen zu vermuthen seÿ, daß Sie dennoch etwas von der Wahrheit erblicket, massen wir fast keine Ketzereÿ antreffen, in welcher nicht etwas vom wahren und guten mit unterlauffe, welches billig mit *Distinction* u. auffmercken sollte erkannt und ehe angenommen, als verworffen werden.

[31.7.1731]

§. 235.

Den 31^{ten} besuchten uns *Mons: Schumann* aus Dantzig und nach Mittag *Mons: Thamm* aus Königsberg, zweÿer Bürgermeister Herren Söhne.¹⁸⁷ Letzterer hatte sich an Grösse so verändert, daß Ihn kaum kannte, weswegen Er sich auch fürchtet nach Hause zu gehen, bevor er eine Bestallung bekommen.¹⁸⁸ Er ist zu *Paris* und in Holland gewesen und hat auch eine kleine *Tour* durch Deutschland gemachet, und dabey sich *menagierlich* und vernünftig geführt.

[1.8.1731]

§. 236.

Den 1^{sten} *Augusti* besuchte uns Hr. *D. Mascov*, verweilte sich aber nicht lange, weil wir zu der Frau von Zieglerin eingeladen waren.¹⁸⁹ Die *Adresse* hatte uns Hr. *Prof: Gottsched* gemachet. Sie ist eine Tochter des Bürgermeisters *Romanus* und wohnt mit ihrer Fr: Mutter in dem berühmten *Romanischen* Hause.¹⁹⁰ Die zweÿte Ehe mit Hrn von *Zieglern* einem *Capitain* ist nicht

186 »Das Ideal des ›Summum Bonum‹ würde sagen, dass durch die Tätigkeit der Denkkraft Tüchtigkeit im Leben bewerk worden ist.«

187 Joachim Gottlieb Schumann (1707–1753), aus Danzig, der sich am 29.6.1730 an der Universität Leipzig immatrikulierte, 1741 Bürger und Kaufmann in Danzig. Sein Vater war der Kaufmann und Bürgermeister Solomon Gabriel Schumann (1665–1729). Vgl. Weichbrodt, Patrizier 4 (Anm. 7), 1991, S. 254. Christian Bernhard Thamm, 1727 Student der Rechtswissenschaft, Sohn des kurfürstlichen Kommissionssekretärs, Hofgerichtsassessor und Bürgermeister zu Königsberg, Johann Thamm (1663–1727), aus zweiter Ehe. Vgl. Brigitte Gramberg (Hg.), Die Kartei Quassowski, Buchstabe T, Hamburg 1990, S. 62.

188 Vermutlich hatte Thamm Angst vor der preußischen Zwangsrekrutierung.

189 Christiana Mariana von Ziegler, geb. Romanus (1695–1760), Tochter des Bürgermeisters Franz Conrad Romanus, Dichterin in Leipzig. Sie wohnte in dem 1701 gebauten und noch heute erhaltenen Romanushaus in der Katherinenstraße, Ecke Brühl.

190 Franz Conrad Romanus (1671–1746), 1701 Bürgermeister in Leipzig, 1705 verhaftet und danach in Gefangenschaft, war seit 1694 mit Christiana Maria Romanus, geb. Brunner verheiratet.

vergnügt gewesen, weswegen sie ehe *separiret*, als der Mann gestorben.¹⁹¹ Noch ist es eine junge Wittibe, die aber wegen vieler Umstände schwerlich heÿrahten dörrfte. Unter andern ist ihre *Conduite* fast überweiblich und ihr Geist viel zu munter und auffgeweckt, als daß Sie sich gemeinem Männlichen Verstande unterwerffen sollte. Von Gestalt ist Sie nicht heßlich, etwas starck von Knochen, gesetzt, glat von Gesicht, glatt von Stirn, schönen Augen, gesund und etwas *brounette* von Farbe, ihres Alters etwa 36 Jahr, von Reden freÿ aber gescheid u. artig, im Umgang mehr freundlich, lustig und schertzhafft als *gravitatisch*. Kurtz, es ist an Ihr nichts gezwungenes. Sie macht alles mit, Sie spielet auff allerhand *musicalischen Instrumenten* und singt dabey, Sie schiesset mit Büchsen, Pistohlen und Armbrüsten, *en compagnie*. Sie spricht frantzösisch, absonderlich ist Sie starck in dem deutschen *Stylo* und in der *Poesie*, wozu Sie Hr. *Mag: Corvinus* in der Jugend angeführet.¹⁹² Jetzt aber braucht Sie keinen Anführer, wie aus ihren Schrifftten und denen Proben, wovon ich Zeuge bin, erhellet. In der heutigen *Entrevue* befand sich *Madame Baudissen* eine artige, manierliche, lustige Frau eines *D. Juris*, welcher viel schöner als seine Liebste ist, und dazu kam noch *Madame Gleditschen* des Buch-Händlers Frau Liebste von etwa 30 Jahren, welche unter Gelehrten Frauenzimmer ihren Platz verdienet mit ihrer Gelehrsamkeit in Latein, Frantzösischen und in der deutschen *Poësie*, auch vieler Belesenheit in allerhand artigen Büchern.¹⁹³ Von Manns-Persohnen waren, ausser Hr. *Profess: Gottsched*, *Mons: Gerlach* und mir, Hr. *Mag: Maj* und *Mons: Welcke* ein *Candidatus Juris*, zweÿ gute deutsche Poëten.¹⁹⁴ Vor dem *Soupper* passirete ein kleines Charten-Spiel, beÿ Tisch aber fieng es an zu leben. Erstlich *raillirten* sich *Madames Baudissin* und *Gleditschen* mit ihren Büchern die Sie gelesen, absonderlich schiene ersterer *Thomasii* Sitten-Lehre zu *abstract*.¹⁹⁵ Da der Wein zu Tische kam, liessen sich die *Poetischen* Gesundheiten hören, da ein jeder mit *inventionibus* certirete, *Madame Baudissen* führete das *Protocoll*. Nach diesem beÿm *Desert* gaben *Madames* von *Zieglerin* und *Gleditschen*, Hr. *Prof: Gottsched*, *M. Maj* und Hr. *Welck* jeder zweÿmahl 8. Reime zu *Bourimees* auff und verfestigten dieselbe *ex tempore*.¹⁹⁶ *Madame Gleditschen* schrieb nichts auff, woraus ein besonderes *Genie* zu schliessen, welches durch Anführung und Übung zum Überdenken weitläufftiger Sachen geschickt und ähnlich gemacht werden könnte zu des *Wallisii* seinen

191 Georg Friedrich von Ziegler, Hauptmann in der sächsischen Armee, heiratete 1715 Christiane Mariana von Ziegler, verstarb nach der Auflösung der Ehe im Feldzug gegen die Schweden. Vgl. Theresa Schmotz, Ein Leipziger Ehekonflikt um 1718 – die Poetin Christiana Mariana von Ziegler gegen den Hauptmann Georg Friedrich von Ziegler, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins 2006, S. 125–156.

192 Gottlieb Siegmund Corvinus (1677–1746), Notar, Advokat und Dichter (unter dem Pseudonym *Amaranthes*) in Leipzig.

193 Magdalena Sibylla Baudis, geb. Winckler (1695–1752), war Gemahlin von Gottfried Leonhard Baudis (1683–1739), 1715 Mitglied des Leipziger Rates, 1720 Verwalter der Leipziger Ratsbibliothek, 1734 Prokonsul und 1735 Professor der Rechte in Leipzig. Laut den Adressbüchern von 1723 (S. 9, 64) und 1732 (S. 39) wohnte die Familie Baudis auch in dem von Christiana Mariana von Ziegler bewohnten Romanushaus. Catherina Louisa Gleditsch, geb. Lange (um 1700–1779), war mit dem Buchhändler und Verleger Johann Gottlieb Gleditsch (1688–1738) verheiratet.

194 Wolfgang Georg Welcke aus Oschatz immatrikulierte sich an der Universität Leipzig am 1.6.1724, war ab 3.3.1731 außerordentlicher Professor der Jurisprudenz.

195 Christian Thomasius, Von Der Kunst Vernünfftig und Tugendhafft zu lieben. Als dem einzigen Mittel zu einen glückseligen, galanten und vergnügten Leben zu gelangen, Halle 1692.

196 Vielleicht sind hier *Bourrées* gemeint.

vermögen, dar Er eine gantz *algebraische Demonstration* behalten können, wovon Hr. Wolff in seiner *Metaphysic* gedencket.¹⁹⁷ Ich bewunderte die Fertigkeit und Einfälle dieser Poetischen Gesellschaft, besonders an dem Frauenzimmer, massen Beyde so artig ihre Gedancken zu *rangiren* und zu verknüpfen wusten, daß ein Mann daran nichts auszusetzen finden möchte. Mir konnte kein grösseres vergnügen begegnen, als solche muntere Köpffe zu sehen, wie sie sich unter einander *raillirten* und zu allerhand Einfällen ermunterten. Es mögen die Frantzen mit ihren singenden *Dames certiren*, unsere Deutsche Gesellschaft, gehet Ihnen an Kunst und Artigkeit bey weitem vor, massen Sie nicht mit frembden, sondern mit eigenen Zungen und Liedern sich hören lassen. Weil *Madame Baudissin* die *Concepte* samlete, bahte ich mir *Copiam* zum Andencken aus, umb bey Gelegenheit auswärtigen Freunden zu zeigen, wie diejenige sich sehr verirren, welche dergleichen Umgang verargen, oder mit allerhand falschen Nachreden verlästern. *Madame* von *Zieglerin* ist so großmühtig daß Sie alle ungegründete Nachrede verachtet und ungehindert mehrere ihres Geschlechts ermuntert, durch Lesung guter Bücher und *bonetter Conversation* ihren verstand zu *poliren*. Nach ihrem *Exempel* sollen bereits verschiedene hie zu Leipzig und in Sachsen *studiren* und sich einer artigen *Conduite* befeissigen. *Madame* selber aber ist unter vornehmen so beliebt, daß keine vornehmen *Compagnie* ohne Sie in Lustbahreiken sich befindet. Die Aufferziehung an Ihr ist gewiß so sonderlich, als ihre Aufführung. Ich halte Sie vor eine Ehre unserer *Nation*, und verdencke es Hrn *M. Wolfen* sehr, daß Er Sie öffentlich *in notis* zum Märchen von der Tonne, gestichelt.¹⁹⁸ Was einem vornehmen, jungen *galanten* Frauenzimmer anstehet, könnte man vielleicht an einer alten eingezogenen Bürger *matrone* tadeln. Wer die Persohnen unterscheidet, lasset Ihm auch ihre verschiedene Manieren in Reden u. Schreiben gefallen.

[3.8.1731]

§. 237.

Den 3^{ten} *Augusti* besuchte den Frantzösischen Prediger *Mons: Costa*, welcher kürztlich aus Pommern von seiner Spatzierfahrt zurück gekommen. Er behielt uns zum *soupper* und *passir-*

¹⁹⁷ John Wallis (1616–1703) war englischer Mathematiker und Kryptologe, 1649 Professor der Geometrie in Oxford. In seinen »Vernünftige Gedancken von Gott, Der Welt Und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt« (Halle 1720) schreibt Christian Wolff auf S. 127: »Wie sehr die Einbildungs-Krafft und des Gedächtniß sich erweitern lassen, bekräftiget mit seinem Exempel des berühmte Mathematicus, Joannes Wallis, welcher in seiner Algebra c. 103. § 449 Vol. II. Oper. erzehlet, er habe in der finstern Nacht grössere Exempel im Kopffe gerechnet, als man meinen sollte, daß es bey Tage geschehen könnte. Er führet hiervon ein besonderes Exempel an, damit man desto weniger Ursache hat an der Gewißheit zu zweiffeln. Als nemlich A. 1670. den 18. Februarii alten Calenders Johann George Pelshover, von Königsberg aus Preussen, ihn besuchte, und die Rede von dieser Materie vorfiel; hat er eine Probe gemacht u. bloß im Gedächtnisse aus der Zahl 2468 3579 1012 1411 1315 1618 2017 1921 2224 2628 3023 2527 2931 die Quadrat-Wurzel herausgezogen, welche sich bis auf 27 Zahlen erstrecket.«

¹⁹⁸ Vgl. Jonathan Swift, Märghen Von der Tonne, Zum allgemeinen Nutzen des menschlichen Geschlechts abgefasset ... Aus dem Englischen ins Teutsche übersetzt [von Georg Christian Wolff], 2 Teile, Altona 1729. Die Stelle, an der Frau von Ziegler angeblich »gestichelt« wurde, konnte nicht ermittelt werden.

ten wir in allerhand *discursen* mit Ihm, Herrn M. Gottsched und des Herrn Costa Herrn Bruder einem Frantzösischen *Ministro Ecclesiae* den Abend.¹⁹⁹

[4.8.1731]

§. 238.

Den 4^{ten} Augusti zeugete mir Hr. D. Walther seine *Præparata* in *Theatro anatomico*, worunter ein ganzes *Subjectum myologicum*, und einige *partes* zur *demonstration* besser als zum Zierraht *præpariret* finde. Die *curieusesten Specimina* sind die Stücke von dem *Ileo* [Darm] aufgeblasen, das die *Substantia cellulosa* [Gewebe] zwischen den *Tunicis* [Schichten] zu sehen. *Item* ein *Cranium* in welchem inwendig die Stelle am Ohrknochen eröffnet, daß man darinn das *tympanum* [Trommelfell] und die ausgesprützten *vasa* [Blutgefäß] über den *ossiculis Auditus* [Gehörknöchelchen] sehen kan. In seinem Garten hat Herr D. Walther etliche 100 *Plantas perennes sponte nascentes* [das Jahr überdauernde Pflanzen] von allerhand Orten zusammen gebracht und gepflantzet. Es dienet Ihm mehr zur Übung in *Botanicis* als zum *Lustre*. Wenn es nach Art der *Botanicæ Professorum* sollte eingerichtet seyn müste Er den gantzen Garten verändern. Von *Rivino* hatte er ein *Seminarium* in Papier und Schaubladen vor 8 Rthlr: gekauffet.²⁰⁰

[5.8.1731]

§. 239.

Den 5^{ten} hörte des Morgens den Hrn Costa in der Frantzösischen Kirche mit *Contement* predigen über die *Transfigurationem Christi* in einer *selecten* ansehnlichen Versammlung hiesiger Frantzosen.²⁰¹ Zu welchen einige Gelehrte der Sprache wegen sich einfinden. Nachmittag führte mich Herr Gottsched in *Compagnie* Herrn M. May, Hrn M. Stubner, Mons Costa des jüngern, Mons: Kulmus und Herrn Thammen ins Rosenthal und das anliegende Güttchen des Hrn Hemmen unseres Gastwirths alwo wir uns mit *promeniren* und Kuchen der dortigen Gegend belustigten.²⁰² Zu Abend *souppireten* mit Uns die beyden Herren Costa, Hr. Prof: Gottsched und Hr. Schuster, da wir allerhand Schertz und Ernst mischten.

199 Pierre Costes Bruder war Johann Coste, Prediger in Gramzow, ab 1737 in Bergholz (Mark Brandenburg). Vgl. Johann Christoph Gottsched Briefwechsel, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 2, hg. von Detlef Döring, Rüdiger Otto, Michael Schlott, Berlin, New York, 2007, S. 179.

200 August Querinus Rivinus (1652–1723), 1691 Professor der Physik und Botanik, 1701 Professor der Pathologie, 1719 Professor der Therapeutik und Dekan der medizinische Fakultät der Universität Leipzig.

201 Die Reformierte oder »Französische« Kirche befand sich im Amtshaus gegenüber der Thomaskirche.

202 Die hier erwähnten Personen sind: Friedrich Wilhelm Stübner (1710–1736), Mathematiker, Philosoph, Verfasser wissenschaftlicher Werke in Leipzig; Johann Ernst Kulmus (1709–1769), 1730 an der Universität Leipzig immatrikuliert, Sohn des Johann Georg Kulmus (1680–1731) und Halbbruder der Luise Adelgunde Victorie Gottsched (1713–1762). Mit »Mons Costa des jüngern« ist Johann Coste gemeint.

[6.8.1731]

§. 240.

Den 6^{ten} *August*: besuchte Herrn *Costa* allein umb über das *Schediasma* [Schriften] vom Abendmahl, welches Ihm *communiciret* hatte mit Ihm zu *conferiren*. Er *ventilirte* mit mir vornehmlich die *reformirte* Meýnung und wollte das geistliche Essen *defendiren*. Ich bewiese Ihm aber daß das geistliche Essen *fingiret*, Christo unanständig und seinem Willen zuwider seý, wie ich solches anderwärts ausgeführet. Herr *Costa* erkannte den guten Grund meines Vortrages und gestand, daß nichts dawider einzuwenden wäre. Er wollte ehestes nach Genff an *Mons: Vernet* schreiben und Ihm berichten, wieweit ich seinen *Hypothesin excoliret*.²⁰³ Nebst diesem hatten wir viele andere *Theologische Discurse*, die nicht vor jeden, wegen *subtiler evolution metaphysischer Terminorum* gehören, auch zu weitläufftig sind hier angeführet zu werden. *Mons. Costa* ist sehr *profund* im *Meditiren* und lieset auch die *Socinianer* wodurch Er bißweilen etwas *paradox* wird. Durch meine *Discurs* aber erkannt Er, daß viele Schwierigkeiten ohne grosse Vernünfftelung durch ordentliche Mittel der *Logic* u. *Interpretation* sich helfen lassen.

Diesen Abend waren wir beý *Mons Thammen en Compagnie* des Herren *Costa*, u. Hrn *Prof: Gottsched* in Schelhaverschen Hause auff ein *Soupper*.

[7.8.1731]

§. 241.

Den 7^{den} *Augusti* besorgten wir unsere morgende Reise u. sahen Nachmittag das Leipziger *solenne* Vogelschiessen auf der Pfundwiese, allwo wegen dieser *Solennité* ein kleiner Jahrmarcht von *Boutiques* und Gezelter zu sehen.²⁰⁴ Wir hatten in einem eine *Compagnie* von unseren Bekannten zusammen. Gegen Abend aber umb 7 Uhr fuhr ich zurück in unser *Quartier* allwo Hr. *D. Walther* das *Collegium Mardianum celebrirete*, zu welchem Er mich mit *invitiret* hatte. Beý dieser Gelegenheit lernete den Hrn *D. Baudissen* kennen und konnte mit dem Herrn *M. Rabener* von unterschiedenen Sachen sprechen.

[8.8.1731]

§. 242.

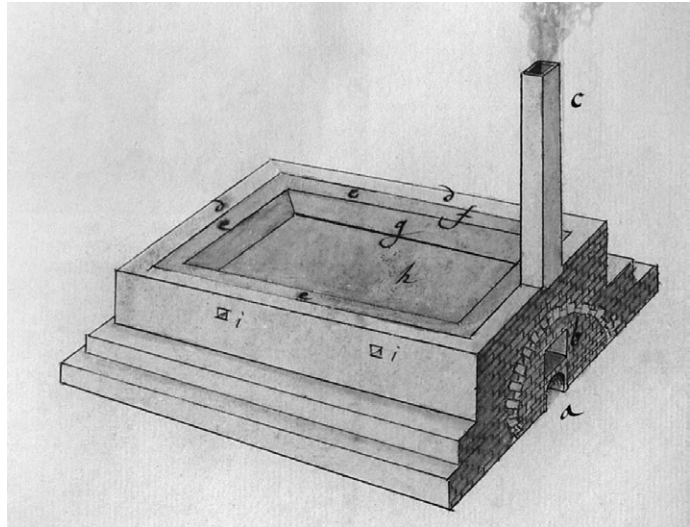
Den 8^{ten} *Aug:* besuchte des Morgens den Hrn Cammer Raht *N. N.* des Hrn Hemmen Schwiieger Sohn auff seiner Stube und sahe beý Ihm folgende *Curiosa* (1.) 16 Stück silberne *Medailles*

²⁰³ Jacob Vernet (1698–1789), reformierter Prediger zu Genf.

²⁰⁴ Das Vogelschießen war das erste von sieben »Haupt-Schießen« in Leipzig, und fand acht bis 14 Tage nach Pfingsten statt. An diesem Tag wurde »der Vogel von der auf der grossen Linde aufgerichteten Stange mit Scheiben-Röhren abgeschossen«. Vgl. Johann Christian Crell (auch Iccander genannt), Das in gantz Europa berühmte, galante und sehens-würdige königliche Leipzig in Sachsen, Leipzig 1725, S. 65 f.

Abb. 5

»Ein Model von einem
Brau-Heerde«



zu Ehren dem jetzigen Kayser geschlagen²⁰⁵ (2.) eine Arabische mit der Feder gezeichnete große See-Charte vom gantzen *Mari mediterraneo* sehr *accurat* und fleissig gemacht, auff einer ziemlich langen Rolle. (3.) Eine trefflich schöne geschriebene Chart von Sachsen (4.) Eine sehr wolgezeichnete fleissige, grosse auffgerollte Charte von *Lini* biß *Belgrad*, darauff alle Wege und Gegenden auch das *Terrain* bezeichnet (5.) ein *Modell* von einem Brau-Heerde zum Holtz-Spahren [Abbildung 5]:

- a. Das Aschenloch
- b. Das Offen Loch
- c. Der Rauchfang
- d. Der Rand worauf die Pfanne mit ihrem Deckel auffliegt.
- e. e. e. 3 eckichte Maueran worauff der Pfannen Boden ruhet
- f. Der *canal* wodurch die Flamme *circuliret*
- g. Die *inclinirte* Seiten des Heerdes welche die Flamme zusammen halten.
- h. Die gemauerte Roste im Boden von Ziegeln.
- i. i. Die *Registres* welche die Glut dämpffen, wenn man mit den eingehauenen Steinen den *Canal f.* verschliesset.

(6.) Ein *Modell* von einem *Parasol* [Sonnenschirm] vor die Fenster [Abbildung 6], welches sich mit einer eisernen Gabel *a.* fest und nach verschiedener Höhe stellen lasset. Die Gabel ist in der Mitte mit einem Gelenck oder runden knie *b.* über welches 3 Uhrketten Glieder *c.* sich be-

²⁰⁵ Der angesprochene Schwiegersohn des Johann Martin Hemm ist wohl Johann Heinrich Ihmann (1680/81–1746), Hochfürstlich Weißenfelsischer Landkammerrat. Ihmann wohnte auch »in der Haynstraße«, vermutlich auch in Hemms Haus. Vgl. StadtAL, RLB 1743–1750, Bl. 129. Der römisch-deutsche Kaiser seit 1711 war Karl VI. (1685–1740).

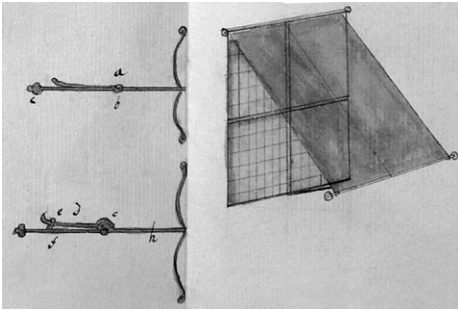


Abb. 6

»Ein Modell von einem Parasol«

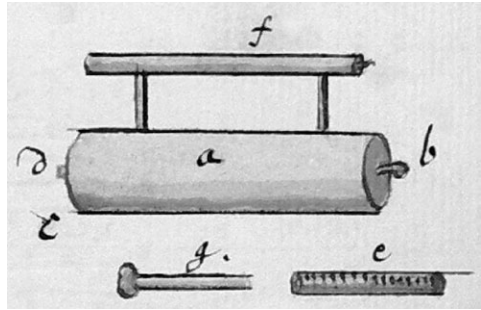


Abb. 7

»Ein Schloß an ein Faß zu befestigen«

wegen oder ziehen gemacht, wenn man das *Manubrium* [Griff] innerhalb der Haspel *e*. und mit demselben den Zapffen *f*. aus den Löchern *g*. habet und fortstosset, beuget sich die Stange *b*. wiederwärts, ziehet man das *Manubrium* *d*. nach sich, so wird die Stange *b*. erhoben. Das übrige ist gewöhnlich (7.) ein Eisen verzinntes Schloß an ein Faß zu befestigen zu dem Vortheil, daß der Bediente, den man darüber schicket, nicht mehr als ein Bestimmtes Maaß etwa ein oder 2. Stoff *p*. zapffen könne [Abbildung 7]. Die innere *Structur* ist verborgen. Äusserlich bestehet es aus einem grossen *Cylinder* *a*. der etwa 6 Zoll lang und 4. im *Diametro* weit ist. Aus selbem raget bey *b*. eine Schraube, welche ins Zapffen Loch des Fasses sich fuget bey *c*. ist eine abgebo-gene kurtze Röhre dadurch das Getränck gezapffet werden kan. Bey *d*. ist eine Kurtze Röhre darinn der Stell Schlüssel *e* sich schicket, *f*. ist ein kleiner holer *Cylinder*, aus welchem sich eine Holtz Schraube mit dem Schlüssel *g*. ins Faß treiben lasset, damit der grosse *Cylinder* *a*. nicht loß geschraubet werden kan. Mit eben dem Schlüssel *g*. lasset sich auch ein Schieber in *e* auff einen gewissen *grad*, dadurch das Maaß angedeutet wird, stellen, der Herr richtet dieses nach belieben, behält den Schlüssel *g*. und gibt *e*. dem diener, welcher das *Instrument* an *d*. appliciret und durch so viel mahliges umbdrehen als er Maasse zapfen soll das Faß öffnet. Die *invention* soll von einem Schweden herrühren und ist recht *curieuse*.

§. 243.

Weil ich schon im ersten Theil meines *Journals* von Leipzig einige *Reflexions* gemacht, habe nicht nöthig solche hie zu wiederholen. Der Ort gefällt mir sehr wol und ist von *Agreement*, *Conversati-on* und ungezwungener Mannier zu leben der Beste in gantz Deutschland. Die *Université* floriret noch wol, sowol mit guten *Professoribus* als auserlesenen *Studiosis* die aus eigenen Mitteln *studi-ren*. Die *Theologi* allein scheinen etwas zurück zu stehen und ihrer Vorfahren *Lustre* zu verlieh-ren, eines Theils, weil Sie von Hoffe eingeschräncket sind weder wider die *Pietisten* noch wider die *Papisten* etwas zu reden, andern Theils, weil Sie auch selbst mehr ihrer *Commodité* als Arbeit nachgehen. Es ist nicht zu glauben, was vor eine Menge Leute sich auff's *profitiren* giebet, daher ist kein Wunder, daß die wenigsten *Auditoria* recht besetzt sind. Die *Academie* hat vor dem Stadt-Magistrat die *prærogative*, daher die meisten *Membra Senatus Doctores* sind, aber auch unter diesen sind nicht alle gleich. Massen die 32 Rahts-Herren in *Regentes*, *Assistentes* et *Expectantes* getheilet werden. Der *Societaten* in Leipzig ist eine große Zahl und dieses ist ein artiges Mittel

die Gelehrte zu verbinden und zu *poliren*. Daher ich auch die *Conduit* der Leipziger Gelehrten in vielen Stücken besser, als an andern Orten finde. Jedoch darff man nicht denken, daß daselbst lauter Helden entspringen oder anwachsen. Es klebt auch diesem Ort die gewöhnliche Unvollkommenheit dieser Welt an, und fehlet es daselbst sowol als anderwärts an klugen leuten die verfallene *Studia* aufzurichten. Mehr als anderwärts hält man hier auff *belles lettres* und *humaniora*, welches die *Studia* unterhält, die zu Hall[e] und Wittenberg bißhero abgefallen. Die *Station* ist vor die *Studiosos* nicht so theur als die Neben-*Depences*, welche auff *Souppiren* und Spatzieren ergehen. Wer darinn sich zu *retiriren* weiß, findet an Leipzig einen Ort zu *studiren*, der seines gleichen nicht hat, sowol wegen der vielen Gelehrten, der Buchladen, *Correspondence*, beqvemen Wechsel, Bekantschafft mit fremden und der trefflichen Gärten und Gegenden, die man in einem kleinen *District* gleichsahm *concentrirt* findet.

§. 244.

Nach der Mahlzeit umb 3 Uhr reiseten wir von Leipzig nach Hall[e] durch das Hällische Thor über Feld, da nah ein alt steinern Catholisches *Crucifix* stehet. Die Menge der Krähen ist dieser Gegend ungewöhnlich. Das erste Kirchdorff heist Lincken [Wahren?], dem Hrn von Breitenfeld zugehörig, welcher so viel Huben als Tage im Jahr haben soll, biß dahin rechnet man eine Meile.²⁰⁶ Von da fährt man durch ein Wäldchen einen Teich vorbeÿ ins freÿe Feld nach Beilitz [Wehlitz], hinter diesem dorff scheidet ein Weg das Magdeburgische von dem Sächsischen. Auf dem Felde sind viel Trappen. Zu groß Kugel [Großkugel] ist die erste Brandenburgische Post von 3 Meilen, allwo man 6 ggr. vors Pferd, und 2 gr. dem Wagenmeister ohne das Schmiergeld giebet. So bald wir hie die Pferde gewechselt, giengen wir nach Brand [Gröbers?] ein dorff nach Giepchen-Stein [Giebichenstein] gehörig.²⁰⁷ Hinter selben *passiret* man einen grossen Hügel in einer Plane vor beÿ, welcher *Thuisto* heisset, nach *Dieskau* wovon sich der Herr von *Dieskau* schreibet. Nach selbem folgt ein schöner Teich am Wage, beÿ Bruchdorff [Bruckdorf], und nach diesem die Stadt Hall, wo wir beÿ *Plantier* im *Hotel du Regiment d'Anhalt* umb 7 Uhr Abends abtraten.

Dritter Besuch

Vom 19. Juli 1732 bis zum 7. Mai 1733

Herrn Samuel Huwaerts | aus Dantzic | Reise-Tabellenreyeri | darinnen | In einem beständigen TageRegister fleißig ange- | mercket wird | 1. Die Zeit und Stunde, wenn Er auf die *Post Stationes* ankommen | 2. Wenn Er wieder abgegangen, | 3. Wie Er die Haupt Orte befunden, | 4. Was vor Mittel Orte und Wege Er durchreiset | 5. Was sich vom Unterscheid

²⁰⁶ Der Herr von Breitenfeld war wohl ein Mitglied der Familie von Brösigke. Hube (Hufe) bedeutet eine Wirtschaftseinheit, mit der eine Familie ernährt werden kann, die Größe schwankt landschaftlich zwischen 10 und 80 Hektar.

²⁰⁷ Die fehlerhafte Schreibung der Ortsnamen macht eine sichere Identifizierung kaum möglich.

der Länder anmercken laßen. | 6. Wie viel Ihm die *Extra Posten* und die FuhrLeute, auch die Zehrung auf dem Wege, mit andern Zufälligen Aus- | gaben gekostet, | eingerichtet und entworffen | von | *Christian Gabriel* Fischer, | aus Königsberg, | Anno MDCCXXXII.

Ausgaben in Leipzig

Juli 1732

19	den Wagen zu waschen	8 gr.
	Allmosen einem <i>Exulanten</i> ²⁰⁸	4 gr.
	dem <i>Accis</i> -Bedienten	12 gr.
	zu Schuhwachs	1 gr.
	dem <i>Laquay</i> Müller vor allerhand ausgelegte Kleinigkeiten ²⁰⁹	12 gr.
	zu kleinen Ausgaben <i>Mons Huwaert</i>	1 Thl.
20	dem <i>Barbier</i>	2 gr.
	dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
23	vor einige Tage Bier und Brod	8 gr.
	vor einen Brief an Hr. Clerck ²¹⁰	2 gr. 6 pf.
	im Garten	4 gr.
	1 Rieß Holländisch Pappier	3 Thl. 14 gr.
	den Hut neu zu <i>galoniren</i> ²¹¹	2 Thl. 8 gr.
	<i>Rapée</i> [Schnupf-Toback]	12 gr.
24	<i>Thee</i>	2 gr.
	dem <i>Laquay</i> Müller vor Obst, <i>Caffe</i> , Bier	11 gr.
25	der Bettmagd bey Hr. Hemmen ²¹²	12 gr.
	denen Trägern	12 gr.
	1 große <i>Bouteille</i> . 1 Bier Glaß it. 1 Flasche	10 gr.
	die Rechnung des Hn. Hemmen	17 Thl.
26	4 Meßings Leuchter und Putzscheeren	2 Thl.
	1 Pfannen Leuchter und Putzscheer	16 gr.
	ein <i>Futteral</i> mit <i>Thee</i> Löffeln	1 Thl. 16 gr.
	Zwey Glocken	16 gr.
	ThorGeld des Abends	4 gr.
27	dem <i>Laquay</i> Müller Wochgeld	1 Thl.
	Licht	3 gr.

208 Vermutlich handelt es sich hier um einen der etwa 30000 protestantischen Glaubensflüchtlinge, die 1731–32 von Erzbischof Leopold Anton von Firmian von Salzburg vertrieben wurden. Viele sind von Salzburg durch Leipzig gezogen. Vgl. auch Fischers Ausgaben der folgenden Tage: 19.8.1732, 17.9.1732, 27.9.1732, 7.10.1732, 15.10.1732, 7.1.1733, 15.1.1733, 23.1.1733, 9.2.1733.

209 Über die Biografie des Lakaien Johann Müller ist nichts bekannt.

210 Frantz le Clerc (1658/59–1733) war französischer Handelsmann in Auerbachs Hof. Vgl. Adressbuch 1732 (S. 89). Vgl. StadtAL, RLB 1733–1738, Bl. 20r.

211 Galonieren heißt mit Tressen oder Borten besetzen.

212 Mit »Hr. Hemmen« ist Johann Martin Hemm gemeint.

Bier	2 gr.
<i>Caffee</i>	5 gr.
<i>Tobac.</i> und Pfeiffen	5 gr.
der Magd des Hr. <i>Bertrams</i> ²¹³	16 gr.
in der Kirche	12 gr.
28 vor 12 Bier-Gläser	1 Thl.
vor 5 Ellen Leinwand zum Küttel des <i>Laquay</i>	15 gr.
zu <i>Pomade</i> und Haar- <i>Poudre</i>	3 gr.
vor 2 Tintenfäßer von <i>Serpentin</i> .	1 Thl. 4 gr.
vor eine Strümpff-Bürste	8 gr.
vor 9 irrdene Teller von Braunschweig	16 gr.
vor <i>Souper</i>	1 Thl. 2 gr.
29 <i>Pro signo deposit. et matricula</i> ²¹⁴	5 Thl. 12 gr.
den Armen und zur <i>Bibliothec</i>	2 Thl. 18 gr.
24 st. Häcklein zu <i>peruques</i>	3 gr.
8 U[ntz] Haar <i>Poudre</i>	9 gr.
<i>Pomade</i>	2 gr.
Kühn	3 pf.
ein Sack Kohlen	8 gr.
1 Kleider-Bürste	3 gr. 9 pf.
Kämme zum <i>Doupe</i> des Hr. <i>Houwaert</i>	4 gr. 6 pf.
vor 1 Maßekrug	2 gr.
Bier	2 gr.
vor 12 Wein-Gläser	
vor 1 Wein-Muschel it. 1 Requier Glaß	1 Thl. 16 gr.
vor 10 Ellen Tuch a 1 Rthlr. vor d <i>Laquay</i>	10 Thl.
vor <i>Sajge</i>	2 Thl. 7 gr.
vor <i>Knöpfe</i>	22 gr. 6 pf.
vor 1 Hut	1 Thl.
vor die <i>Galone</i>	1 Thl. 21 gr.
1 Schnalle zur Halßbinde	1 Thl.
den Hut zu <i>staffiren</i>	3 gr.
vor 1 <i>Peruque</i>	3 Thl.
eine Schnalle zu beßern	2 gr.
von <i>Antiquitäten</i> von <i>Stuc</i> laut <i>Specif.</i>	22. Thl. 4 gr.
Vergeßene Rechnung aus Zittau vor <i>reparation</i> des Wagens	1 Thl. 16 gr.
Rundschnur vor dem <i>Laquay</i> zum hut	7 gr.
Seide	6 pf.
AbendEßen	6 gr.

213 Wohl Johann Jacob Bertram (1693/94–1753), der laut Adressbuch 1732 (S. 88) ein »Kauff und Handels-Herren« war, der »im Saltz-Gäßgen, unterm Peinemannischen Hause« wohnte. Vgl. auch StadtAL, RLB 1751–1759, Bl. 107 v.

214 Samuel Huwaert ist auch an diesem Tag in der Leipziger Matrikel nachgewiesen.

	Tinte mit dem Glase	3 gr.
30	Leinwand zu den <i>tabulis Chronol.</i>	8 gr.
	AbendEßen	8 gr.
	Licht	3 gr.
	<i>Courant an Mons Huwaert</i>	16 gr.
	Noch vor <i>Statues</i> von <i>Stuc</i>	10 Thl.
	2 Kasten darzu	2 Thl. 14 gr.
	1¼ L[iespfund]. Heu.	15 gr.
	Steicke	8 gr.
	Leder zu beschlagen	8 gr.
	Pack und Traglohn	1 Thl. 20 gr.
	Nagel	2 gr. 6 pf.
	1 Schachtel	2 gr.
	Bier	2 gr.
	Zwirn	1 gr.

August 1732

1	Hr. Schusters Rechnung vor Bücher	23 Thl.
	Hausenblase	6 pf.
	1 paar Schuche [Schuhe]	1 Thl.
	Zu Leinwand die <i>Tabulas chronolog.</i> zu belleben	8 gr.
	vor die gelehrten Zeitungen $\frac{3}{4}$ Jahr <i>prenumerirt</i>	1 Thl. 8 gr.
2	dem <i>Laquay</i> zu Schuh	1 Thl.
	Abend Eßen	8 gr.
3	Hr. Hemmens Rechnung	11 Thl. 2 gr.
	dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
	demselben den Hut zu beßern	3 gr.
4	an den <i>Laquay</i> Müller	
	Sperr Geld wegen <i>Mons. Huwaert</i> bey der <i>Illumination</i>	6 gr.
	Kleÿ	6 pf.
	dem Pfeiffer im Jochimsthal.	2 gr.
	<i>Souper</i> verschiedene Tage	16 gr.
	Kleid des <i>Laquayen</i> zu <i>veraccisim</i>	6 gr.
	Verlust auf 1 <i>Louis d'or</i> gegen Wechsel Geld	5 gr.
	Bier	1 gr.
6	Buchbinder Rechnung	12 Thl.
	<i>Tabell</i> von den Höfen	1 gr.
	Wegen der <i>Emballirung</i> [Einpackung] der Kasten	
	an Hr. Bertrams Gesinde	8 gr.
7	vor <i>Disputationes</i>	10 gr.
	vor 2 Taffeln und ein steinern Buch	8 gr.

	Claußbergs Rechen Buch ²¹⁵	3 Thl. 8 gr.
	vor 1 Hut fein <i>Candis</i> brod	2 Thl.
8	vor <i>Souper</i>	14 gr.
	das <i>Repositorium</i> von Hr. Schustern zu holen	1 gr.
9	<i>Contant</i> [Bargeld]	1 Thl.
	<i>Commercium literarium Noricum</i> . ²¹⁶	1 Thl. 9 gr.
	1 Flaschen Futter	2 Thl. 20 gr.
	vor schlechten Zucker	18 gr.
	Licht	6 gr. 6 pf.
	Wachs <i>Pomade</i>	2 gr.
	<i>Caffee</i>	3 gr. 6 pf.
	Butter und Kuchen	7 gr.
10	in der Kirche	2 gr.
	<i>Tobac</i> , bier und Pfeiffen	4 gr.
	im Garten	2 gr.
	<i>Souper</i>	16 gr.
	dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
11	bier und brod	3 gr.
13	<i>dito</i>	2 gr.
	Ein Band in den Haarbeutel	12 gr.
	Ein Meßingsdegen	2 Thl. 18 gr.
	steiffe Leinwand zum Kleide	6 gr.
	Haarsieb	12 gr.
	2 El. <i>Flunel</i>	10 gr.
	Seide und Zwirn	4 gr.
	Fischbein	5 gr.
14	1 Futteral mit Meßern	5 Thl. 8 gr.
	4 Holländische Schüßeln und eine Butter Büchße	1 Thl. 8 gr.
	<i>Contant</i>	2 Thl.
	vor <i>Souper</i>	16 gr.
15	Spatzierfarth nach <i>Zeucker</i> [Zöbiger]	2 Thl.
	1 <i>Peruque</i>	3 Thl.
	2 Chrystallene Saltz-Fäßer	8 gr.
	2 gläserne Wein Krüge	12 gr.
	1 Haar-Beutel	18 gr.
16	½ Stein Licht	1 Thl. 10 gr.
	den Degen zu Beßern	4 gr.
	Vergeßen von Dreßden zu <i>notiren</i> , 1 paar Handschuch	7 gr.

215 Christlieb von Clausberg, Demonstrative Rechenkunst, Oder Wissenschaft gründlich und Kurz zu rechnen ... Anbey eine Beschreibung der Europäischen Münzen, Wechsel-Arten und Ufanzen ... In vier Theilen abgefasst, und mit einer Vorrede versehen, Leipzig 1732. Siehe auch die Ausgaben vom 6.9.1732.

216 *Commercium Literarium ad Rei medicæ & scientiæ naturalis incrementum institutum quo quicquid novissime observatum, agitatum, scriptum vel per actum est Annis 1731, Nürnberg 1731.*

1 paar Schuche	1 Thl.
1 kleine Scheere	4 gr.
17 dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
Zahnpulver	6 pf.
1 töpfferne Schüssel	1 gr. 3 pf.
Bier	10 pf.
18 <i>Pomade</i>	2 gr.
Bier	10 pf.
19 <i>Caffe</i>	3 gr.
Wein	6 gr. 6 pf.
das Kleid zu beßern	1 Thl. 13 gr.
1 paar Schuch	1 Thl.
<i>Contant</i>	1 Thl.
Strümpffe zu waschen	3 gr.
Nachrichten von den Saltzburgern ²¹⁷	3 gr.
22 Bier und Brod it Kuchen	7 gr.
Wein	6 gr.
Wachß <i>pomade</i>	2 gr.
<i>Tobac</i> und Pfeiffen	6 gr.
<i>Caffe</i>	4 gr.
Spiel-Charten	9 gr.
den Armen in die Buchße	4 gr.
23 1 Brieff nach Dantzic	2 gr. 6 pf
Bier	4 gr.
24 dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
<i>Contant</i>	2 Thl.
26 Federn	2 gr.
Papier	1 gr. 2 pf.
Bier und Brod	2 gr.
14 Stück Licht vor den <i>Laquay</i>	3 gr.
Wein	3 gr.
Papier	2 gr.
<i>Caffee</i>	2 gr. 3 pf.
1 blecherne <i>Caffee</i> Kanne	6 gr.
Kirsch Wein	8 gr.
Brod	1 gr.
Mandel Kleß	2 gr.
<i>Caffee</i>	2 gr. 3 pf.

²¹⁷ Christian Gottfried Franckenstein, Historische Nachrichten Von dem Neuen Grusse: Gelobet sey Jesus Christus! Warum die Evangelischen Saltzburger, als sie noch in ihrem Lande waren, solchen nicht haben annehmen und gebrauchen wollen, sondern sich ein Gewissen darüber gemacht; Ingleichen Von dem Rosen-Crantze, Oder sogenannten Peter Noster In der Römisch-Catholischen Kirche; Allen, so es zu wissen verlangen, mitgetheilet von Theophilandern, S. I., 1733.

	Semmel und Bier	2 gr.
	Kirschwein	4 gr.
	2 Buch Pappier	6 gr.
27	Bier	2 gr.
	Kühn	1 gr.
28	<i>Tobac</i>	4 gr.
	Pfeiffen	4 gr.
	<i>Caffee</i>	6 gr.
	Wachßlicht	12 gr.
	Bier	9 gr. 10 pf.
	<i>dito</i> duchstein	4 gr.
	Eine Fenster scheibe	12 gr.
	Milch	2 gr.
29	Dem Hauß-Knecht beÿ Hemmen	8 gr.
30	1 Fuder Holtz	6 Thl. 12 gr.
	Arbeits Lohn	16 gr.
31	Dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
	vor Obst	4 gr.
	das <i>Clavier</i> zu holen	2 gr.
	Brod, Kuchen und Bier it Milch	10 gr.
	<i>Caffe</i>	4 gr.
	Bier und Brod	5 gr.
	des Hr. Hemmens Monaths Rechnung	34 Thl. 17 gr.

September 1732

1	Bier und Kuchen	3 gr. 9 pf.
2	Milch	4 pf.
	Haar- <i>Poudre</i>	9 gr.
	Siegel <i>Lac</i>	2 gr.
	ein <i>Clavier</i> zu miethen und Tragelohn	2 Thl. 2 gr.
	<i>Carmen</i> von <i>Ihnen</i>	1 gr.
3	<i>Contant</i>	1 Thl.
4	7/4 Klaffter Holtz a 4 Rthl. 2 gr.	6 Thl. 15 gr. 3 pf.
	Arbeits Lohn	18 gr.
	vor die Wäsche zu <i>repariren</i>	1 Thl. 4 gr.
	vor <i>Zwirne galons</i> zu Hembden	17 gr.
5	vor <i>lettres</i>	12 gr.
	vor die Kupffer Platte zu stechen zum <i>Journal</i>	2 Thl. 18 gr.
6	1 Brieff nach Dantzig	2 gr. 6 pf.
	Siegel <i>Lac</i>	6 pf.
	Bier	4 gr. 2 pf.
	Roth band	6 pf.
	vor 4 Buch groß Pappier die <i>Tabellen</i> zu drucken	1 Thl.
	<i>Clausbergs</i> Rechen Buch zu binden	16 gr.

	Neukirchs Brieffe zu binden ²¹⁸	8 gr.
	Noten Buch zu binden	12 gr.
7	Milch	1 gr. 4 pf.
	Brod und Kuchen	3 gr. 9 pf.
	Licht	3 gr.
	<i>Pomade</i>	2 gr.
	Dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
	in der Kirche	2 gr. 3 pf.
8	$\frac{1}{2}$ <i>Chocolade</i>	12 gr.
	Papier	4 gr.
9	$\frac{1}{2}$ Tonne Bier von <i>Zenecker</i> [Zöbigker]	1 Thl. 12 gr.
	38 <i>Bouteilles a</i> 8 pf.	1 Thl. 5 gr.
	Korck	5 gr.
	Schrot	6 pf.
	Brod und Kuchen	3 gr. 3 pf.
	Milch	1 gr. 4 pf.
	Tint	3 pf.
	Postgeld vor einem Brieff	1 gr. 3 pf.
	vor 200 Kupffer Platten roth abzdrukken	1 Thl. 8 gr.
12	vor 100 <i>dito</i> schwartz abgedruckte 1. Papier	1 Thl.
	1 paar Schuche	1 Thl.
	vor Band und Knöpfchen	8 gr.
13	dem <i>Laquay</i> Müller von abgewichener Woche	
	Brieff nach Dantzic	2 gr. 3 pf.
	Bier	2 gr. 6 pf.
	Brod und Kuchen	2 gr. 6 pf.
	Milch	1 pf.
	Brieff von der Post	2 gr. 6 pf.
	Ein Riemen	3 gr.
	1 Siebchen zu <i>Tobac</i>	1 gr. 6 pf.
	1 Reibeisen	1 gr. 6 pf.
	1 Tintenfaß	1 gr. 3 pf.
14	dem <i>Laquay</i> Müller Wochgeld	1 Thl.
16	dem Mägdgen im Hauß bey der Wäsche	5 gr.
17	<i>Contant</i>	1 Thl.
	Kupffer von der Saltzburgern	6 gr.
	1 Brieff nach Königsberg	3 gr.
20	die Schneider Rechnung wegen des <i>Laquay</i>	8 Thl.
21	WochRechnung mit <i>Johann</i>	
	<i>Caffe</i>	8 gr.
	Braun Bier	7 gr. 2 pf.
	Brod, Butter und Kuchen	14 gr.

²¹⁸ Benjamin Neukirch, *Galante Briefe*, Hamburg 1730.

Milch	2 gr.
Zwirn	3 pf.
Pomade	2 gr.
Tinte	3 pf.
1 Brieff	1 gr. 3 pf.
Papier 1 Buch groß zu <i>Tabelen</i>	6 gr.
Postpappier	5 gr.
<i>Caffee</i>	4 gr.
<i>Tabac</i> und Pfeiffen	5 gr.
dem <i>Laquay</i> Woch Lohn	1 Thl.
In der Kirche	2 gr.
22 2 Buch Pappier zu Hübners <i>Museo Geograph.</i> ²¹⁹	6 gr.
2 <i>Liniale</i>	4 gr. 4 pf.
2 <i>Bouteilles Bourgogner</i> Wein a 10 gr.	20 gr.
dem <i>organisten</i> Schneider ²²⁰	2 Thl. 18 gr.
vor 1 Kästlein ausgelegt	16 gr.
Schuche zu <i>repariren</i>	2 gr.
27 1 Kupffer und 2 Lieder von Saltzburgern	4 gr.
vor Milch	2 gr.
1 U[ntz] Licht vor den Diener	3 gr.
Tinte	6 pf.
Schuhwachß	1 gr.
Brod und Butter	4 gr.
<i>Peruquen</i> Macher Rechnung	2 Thl. 12 gr.
1 Brieff nach Dantzig <i>Mons. Huwaert</i>	2 gr. 6 pf.
Strümpffe zu waschen	3 gr.
28 dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
des Hr. Hemmen Monath Rechnung	26 Thl. 12 gr.

Oktober 1732

2 Buchbinder Rechnung	4 Thl. 22 gr.
3 Ein Rieß Pappier zu den <i>Hunvartianis</i>	3 Thl. 20 gr.
das Pitschafft in Hirschberg zu stechen	2 Thl.
4 dem Gesinde im Hauße zur Meße	2 Thl.
Ein eingelegte Tisch	2 Thl.
4 St[ück]. Land-Charten a 3 gr.	12 gr.
<i>le Testament de Louvois</i> ²²¹ und eine <i>piece de l'orthogr.</i>	12 gr.

219 Johann Hübner, Ausführliche Nachricht von dem Hamburgischen Museo Geographico, Leipzig 1722.

220 Johann Schneider (1702–1788), ab 1729 Organist an der Nikolaikirche zu Leipzig. Er wohnte laut Adressbuch von 1736 (S. 81) »auf der Ritterstraße in Meißers Hause«.

221 Gatiens de Courtilz de Sandras, Testament politique du Marquis de Louvois, Premier ministre d'Etat sous le regne de Louis XIV roy de France: où l'on voit ce qui s'est passé de plus remarquable en France jusqu'à sa mort, Köln 1695.

	1 Stroh Matte und Korb	6 gr.
	Hr. <i>Profess.</i> Gottsched vor 3 Monathe	10 Thl.
5	dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
	auf sein Lohn	4 Thl.
	dem <i>Barbier</i> Gesellen Meße	1 Thl.
	dem diener laut Rechnung von allerhand Ausgabe	1 Thl. 1 gr. 7 pf.
7	Eine Reiß Feder von Meßing	12 gr.
	<i>Instrumenta</i> zur <i>Geometrie</i>	12 Thl.
	1 paar Schuch	1 Thl.
	Saltzburgische <i>Medaille</i> von Zinn	4 gr.
	Puppen	6 gr. 6 pf.
	Saltzburgische <i>Calender</i>	2 gr.
	Saltzburgische Kupffer	2 gr.
	Schriefften mancherley beÿ Tisch gekaufft	9 gr.
10	Haar <i>Poudre</i>	9 gr.
	1 Hut-Zucker	1 Thl. 12 gr.
11	vor bisherige Woche, wie folget	
	<i>Caffee</i>	3 gr.
	Brod	3 pf.
	in der <i>Comedie</i> am Mittwoch ²²²	8 gr.
	dem <i>Laquay</i> s. Rechnung vor Kleinigkeiten	1 Thl. 18 gr. 11 pf.
	vor 6 Hembden zu nehen <i>a</i> 6 gr.	1 Thl. 12 gr.
	vor 32 Bogen <i>Huwaertiana</i> zu schreib.	1 Thl. 8 gr.
12	dem <i>Laquay</i> Wochgeld	1 Thl.
	$\frac{1}{2}$ St[ein]. Licht	1 Thl. 10 gr.
14	1 Thee-Bret von Blech <i>laquirt</i>	10 gr.
	Ein Spanisch roth mit <i>Cocus</i> Knopffe	1 Thl. 12 gr. 6 pf.
	12 teller von Köthen <i>Porcellain</i>	18 gr.
15	Land-Charten von Schenck ²²³	2 Thl.
	Saltzburger Brieffe und Bilder	6 gr.
16	1 <i>Contuit</i> Mütze	1 Thl.
	Shublers <i>Architectur</i> -Werck ²²⁴	5 Thl. 8 gr.
18	dem <i>Laquay</i> Müller die Rechnung vor Kleinigkeiten	6 Thl. 16 gr. 7 pf.
	demselben Wochgeld	1 Thl.
	Bleÿ-Feder Englische	12 gr.
	vor 24 Bogen <i>Huwaertiana</i> zu schreiben	1 Thl.

222 Die Leipziger Komödie stand von 1727 bis 1734 unter der Leitung von Friederika Carolina Neuber (1697–1760).

223 Vermuthlich Landkarten von dem Amsterdamer Kupferstecher Pieter Schenck d. Ä. (1660–1713) oder von seinem Sohn, Pieter Schenck d. J. Beide waren in Leipzig tätig.

224 Johann Jacob Schübler, *Perspectiva pes picturae*, worinnen gezeiget wird, wie man alles, was in der Architectur zu finden ist, auf das geschwindeste in das Perspectiv bringen, und Das Haupt-Fundament der Edlen Mahlerey, auf das gewisseste erlernen soll, Nürnberg 1719.

20	<i>Comadie</i>	6 gr.
	<i>Calender</i> zu schreiben	4 gr.
	<i>Oblat</i> zu siegeln	1 gr.
21	An Hr ⁿ . <i>Bertram</i> von 209 [unlesbar].	19 gr.
	<i>Provision Porto</i>	1 Thl. 7 gr.
22	175 <i>Topographische</i> Bilder	2 Thl.
25	die Rechnung des Hr ⁿ . <i>Hemmen</i> vom <i>octobr. a. c.</i> dem nach Straßburg reisenden Kiesergesellen Deutschen	35 Thl. 2 gr. 1 Thl.
26	dem <i>Peruquier Servant</i> Wochgeld dem <i>Laquay</i> Müller	4 gr. 1 Thl.
27	denen Wäsch-Mägden im Hauße <i>Contant</i> 1 paar Schuche vor 24 Bogen <i>Huwaertiana</i> zu schreiben. dem <i>organist</i> Schneider dem Müller seine Rechnung vor 19 bis 25 <i>Octobr.</i>	4 gr. 2 Thl. 1 Thl. 1 Thl. 2 Thl. 18 gr. 1 Thl. 16 gr. 5 pf.
30	<i>Contant</i>	1 Thl.
31	vor <i>Gerlachiana</i> zu schreiben bis 1 <i>Novembr.</i>	1 Thl. 12 gr.

November 1732

1	dem Müller bis 1 <i>Novembr.</i> Wochgeld	1 Thl. 1 gr. 7 pf. 1 Thl.
3	dem Studioso Schneidern <i>pro Gerlachianis</i> Allerhand Kupffer	12 gr. 1 Thl. 12 gr.
7	<i>Mons.</i> Käsen diener Trinckgeld ²²⁵	8 gr.
9	dem Müller Wochgeld Rechnung deßelben bis 8 <i>hujus C. N. 8.</i> Vor Licht in der frantzösischen Kirche	1 Thl. 2 Thl. 8 gr. 5 pf. 1 Thl. 10 gr. 4 gr.
11	Hr. <i>Dr. Mascon</i> vor das <i>Colleg.</i> über die Reichs Historie	6 Thl.
13	vor Kupffer dem <i>Studioso</i> Schneider <i>pro Gerlachianis</i>	1 Thl. 18 gr.
14	Zuckerhut	17 gr. 6 pf.
15	dem <i>Studioso</i> vor die Reise <i>Tabellen.</i> 1 Kästlein Disputationes vor ½ dutzend baumwollene Strümpffe vor <i>Gerlachiana</i> zu schreiben	1 Thl. 8 gr. 1 Thl. 16 gr. 3 Thl. 6 gr.
16	dem Müller Wochgeld seine Rechnung laut <i>num. 9.</i> vor rothe und schwartze Tinte	1 Thl. 1 Thl. 12 gr. 2 pf. 3 gr.
18	vor 1 Brieff von Königsberg	1 gr.

225 Hier ist der Diener bei Johann Friedrich Kees gemeint.

<i>Bourgogner</i> - Wein 1 <i>Bouteille</i>	10 gr.
Zu <i>Caffee</i>	4 gr.
1 Stange <i>Lack</i>	2 gr.
1 Hut Zucker <i>Candis</i> brod	2 Thl.
1 Brieff nach Dantzic	1 gr.
2 Buch Pappier	3 gr.
1 Klaffter Holtz	3 Thl. 8 gr.
Trag und Schneide Lohn	16 gr.
20 <i>pro Gerlachianis</i>	12 gr.
vor 7 Ellen Braun Tuch zum Rocke und Hosen	
Rothetuch zur <i>Vest Croisee</i>	17 Thl. 16 gr.
1 El. schwartzer Sammt	1 Thl. 16 gr.
goldne <i>tresses</i> und Knöpfte	8 Thl. 19 gr.
23 des <i>Laquay</i> Müllers Rechnung a. 10.	2 Thl. 6 gr. 9 pf.
Wochgeld demselben	1 Thl.
Hr. Hemmens Rechnung	27 Thl. 14 gr.
26 <i>Bourgogner</i> Wein	10 gr.
dem <i>Studioso</i> vors <i>Register</i> machen	1 Thl. 8 gr.
27 dem Schneider gesellen Trinckgeld	6 gr.
dem <i>Lacquay</i> Müller seine Rechnung 11.	1 Thl. 4 gr. 6 pf.
Wochgeld	1 Thl.
30 <i>Bourgogner</i> Wein	10 gr.

Dezember 1732

3 Zu Licht	1 Thl. 10 gr.
4 Zu Wein <i>de Bourgogne</i>	20 gr.
2 paar Schuh	2 Thl.
6 dem <i>Lacquay</i> Müller s. Rechnung	2 Thl. 9 gr. 6 pf.
Wochgeld	1 Thl.
1 <i>Bouteille Bourgogner</i> Wein	10 gr.
2 Calender	2 gr.
dem <i>Studioso</i> Schneider <i>pro Gerlachianis</i>	2 Thl. 8 gr.
vor allerhand Kupffer	2 Thl. 5 gr.
Buchbinder Rechnung <i>Job Georg</i> Weinreichs ²²⁶	5 Thl. 6 gr.
dem <i>organist</i> Schneider vor den Monath	2 Thl. 18 gr.
<i>Contant</i> zu kleinen Ausgaben	2 Thl. 16 gr.
7 2 <i>Bouteilles Bourgogner</i> Wein	20 gr.
einer Hauß Armen, die den Arm zubrochen	8 gr.
des Hr. Hemmens Rechnung vors <i>Souper</i>	24 Thl.
dem Gesinde daselbst	1 Thl. 8 gr.
dem Kutscher	8 gr.

²²⁶ Johann Georg Weinreich (1660/61–1736), Buchbinder, der nach Angabe des Adressbuchs von 1732 (S. 109) »auf dem Alten Neumarkt« wohnte. Vgl. StadtAL, RLB 1733–1738, Bl. 135 r.

9	<i>Contant</i>	1 Thl.
10	Buchbinder Rechnung	5 Thl. 8 gr.
11	1 paar Pantoffeln allerhand Kupfferstiche	16 gr. 1 Thl. 8 gr.
13	dem Müller die Rechnung Wochlohn	1 Thl. 8 gr. 11 pf. 1 Thl.
	4 <i>Bouteilles Bourgogner</i> Wein	1 Thl. 16 gr.
	vor 1 Brieff nach Dantzig	18 gr.
18	der Magd im Hauße vor die Kuchen Trinckgeld dem Hr ⁿ . <i>Bertram Provision</i> und Brieff <i>Porto</i>	8 gr. 1 Thl. 1 gr.
20	dem Müller die Rechnung sein Wochgeld	2 Thl. 20 gr. 6 pf. 1 Thl.
21	den Altenburgishen Calender zu binden Schneider Zeddel	5 gr. 12 Thl.
	vor 1 <i>Peruque pour Mr. Houwaert</i> dem <i>Studioso</i> Schneider <i>pro Gerlach</i>	3 Thl. 7 Thl. 19 gr.
24	Hr. Hemmen Rechnung dem <i>Studioso</i> Schaden vor Schreib.	31 Thl. 16 gr. 2 Thl. 16 gr.
25	Trinckgeld dem Gesinde beÿ Hr. Hemmen ein Steitzel	2 Thl. 12 gr. 12 gr.
28	In Klein Bosens Garten dem Johann Müller Wochgeld	2 gr. 1 Thl.
	<i>dito</i> seine Rechnung N. 15.	3 Thl. 5 gr. 5 pf.
31	demselden seine Rechnung N. 16. dem Gesinde zur Meße	1 Thl. 8 gr. 4 pf. 2 Thl.

Huwaertische | Reise-Tabellen | vom | Jahr MDCCXXXIII.
Aufgaben in Leipzig vom Jahr MDCCXXXIII

Januar 1733

3	ein zuschlag Meßer	4 gr.
	ein Brieff	2 gr.
	ein Degen Gehenck	18 gr.
	Bors dorffer Äpfel 3 Schock	1 Thl. 1 gr.
	Weÿdemanns Calender	16 gr.
	3 paar Handschuh nach Dantzig	1 Thl. 16 gr.
4	dem Müller seine Rechnung u. Wochen Lohn	3 Thl. 12 gr. 10 pf.
5	dem Barbier Gesellen Neu Jahr Geld	1 Thl. 8 gr.
	ein Hutt Zucker	1 Thl. 9 gr.
7	der Magd vor Königs-Kuchen	4 gr.
	Saltzburgische <i>chartequen</i>	8 gr.
	2 Rieß frantzösisches Papier	6 Thl.
10	ein schleiff Stein	1 gr.
11	zu Licht	15 gr.

3	Paruquen auff zu binden	6 gr.
	ein paar Schu	1 Thl.
	eine <i>bouteille bourgonder</i> Wein	10 gr.
	Braten	6 gr.
12	2 Käm Futter	12 gr.
13	das Kupffer vom großen Kuchen	1 gr.
	2 Elle <i>baptist</i>	2 Thl. 16 gr.
	in der <i>Commedie</i>	4 gr.
14	2 Post <i>Charten</i>	6 gr.
15	Allmosen beÿ Tisch	1 gr.
	Saltzburgische Kupff u. vom Lager	9 gr.
	6 Eÿserne Putzscheeren	6 gr.
17	dem diener Muller seinen Zettel No. 3	3 Thl. 5 gr. 2 pf.
	an <i>Mo: Hunwaert</i>	20 gr. 10 pf.
	<i>Pomade</i>	8 gr.
18	flecken aus zu machen	8 gr.
	in der Kirche	2 gr.
19	3 <i>alphabet Disputationes</i>	16 gr.
	<i>Comedie</i>	12 gr.
	Licht	16 gr.
21	dem Schneider vor Kleinigkeit	3 gr.
	dem Müller seine Rechnung No: 4.	
	demselben ausgelegtes Geld u. kleinigkeiten	12 gr. 4 pf.
	kleine Ausgaben <i>Mo: Hunwaerts</i>	5 gr. 1 pf.
	Schusters Bücher Rechnung	73 Thl.
	der <i>Studiosy</i> Schneider Schreiber Rechnung	4 Thl. 18 gr.
22	Hr. Prof: Godtscheidt vors <i>Collegium germanicum</i>	20 Thl.
23	2 Schweins Häute	1 Thl. 8 gr.
	A. I.	1 Thl. 12 gr.
	der Wäscherin vors Halbe Jahr	8 Thl.
	das groß Kupffer von den Saltzburgen	8 gr.
	allerhand Kupffer zum <i>Journal</i>	1 Thl. 8 gr.
	<i>Mo: Schade</i> vors Register Machen	16 gr.
24	das Leben <i>Carols</i> des 12 Königs in Schweden ²²⁷	1 gr.
	Müllers Rechnung u. Wochen Geld	1 Thl. 10 gr. 1 pf.
	in der Kirche	2 gr.
	vor eine <i>Disputation</i>	2 gr.
	vor Kuchen	2 gr.
26	<i>Catalogus</i>	2 gr.

227 Leben und Tod Carls des XII. Der Schweden, Gothen und Wenden & c. Königes: Nach denen merckwürdigsten Umständen kürztlich zusammen gefasset, und biß auf die Krönung der Königin Ulricæ Eleonoræ inclusive in diesem geschmeidigen Format Mit schönen Kupffern gezieret beschrieben, Von einer unpartheyischen Teutschen Feder, Nürnberg 1719.

27	<i>Disputation</i>	3 gr.
	der Nähterin	14 gr.
	<i>Philippi</i> 6 Reden ²²⁸	2 gr.
28	½ Elle <i>Baptist</i>	16 gr.
	12 Schlesische Leinwand	3 Thl. 6 gr.
	Licht	16 gr.
	ein Brieff	1 gr.
	Müllers Rechnung	2 Thl. 22 gr. 6 pf.
	neben Ausgaben	21 gr.
31	Hr. <i>Hemms</i> Rechnung vor 6 Wochen	50 Thl.

Februar 1733

3	ein paruke neu zu machen	2 Thl. 2 gr.
4	ein haar Beutel	18 gr.
	dem Johan die Rechnung u. Wochgeld	1 Thl. 15 gr. 6 pf.
6	Licht	16 gr.
	Tinte	2 gr.
7	Puder	9 gr.
	dem Johann Müller vor aus Gabe u. Woch.	1 Thl. 10 gr. 4 pf.
	<i>bourgonder</i> Wein u. Kuchen	13 gr.
	Saltzburgische Schrifft mit <i>D. Settners</i> vorred. ²²⁹	5 gr.
	2 Buch Papier	3 gr.
	Buchbinder Weinrichs Rechnung	5 Thl. 7 gr.
	Butter u. Brodt	1 gr.
10	<i>a</i> [unlesbar] u. Brieff <i>port</i> an Hr. <i>Bertram</i>	7 Thl. 17 gr. 9 pf.
	Zucker	1 Thl. 9 gr.
	dem Müller die Rechnung <i>No: 7</i>	22 gr. 6 pf.
11	gelehrt Zeitung	12 gr.
	<i>Ludwigs</i> Englisches <i>Lexicon</i> ²³⁰	5 Thl.
	<i>Burnets</i> Geschichte seiner Zeiten ²³¹	1 Thl. 8 gr.
	<i>Disputationes</i>	6 gr.
12	der Magd Trinck Geld	4 gr.

228 Johann Ernst Philippi, Sechs Deutsche Reden über allerhand auserlesene Fälle: nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit ausgearb., Leipzig 1732.

229 Der Titel dieses Buches konnte nicht ermittelt werden.

230 Christian Ludwig, Teutsch-englisches Lexicon: worinnen nicht allein die Wörter, samt den Nenn-, Bey- und Sprich-Wörtern, sondern auch ... Redens-Arten verzeichnet sind, Leipzig 1716.

231 Gilbert Burnet, Bischof Burnets Geschichte, die er selbst erlebt hat; Bd. 1: Von der Wieder-Herstellung König Carls II. Biß zur Erhöhung König Willhelms und der Köginn Maria auf den Groß-Britannischen Thron, Mit vorhergehendem Summarischen Bericht der Kirchen- und Staats-Sachen, so, von König Jacobs I. Zeiten an biß zu gedachter, im Jahr 1660. geschehenen, Herstellung, vorgefallen sind ... Aus dem Engländischen übersetzt von Mattheson, Hamburg, Leipzig 1724.

	<i>Raben Philosophi</i> ²³² u. <i>rethoric</i> ²³³	1 Thl. 10 gr.
	ein klein <i>Tractätgen</i>	2 gr.
14	vor Kupffer	1 Thl. 10 gr.
	holtz	3 Thl. 16 gr.
	hinauff zu tragen	10 gr.
	den Hut zu beßern	8 gr.
	Müllers Rechnung	1 Thl. 8 gr. 3 pf.
	Kleinigkeiten	20 gr. 8 pf.
16	<i>bourgunder</i> Wein	12 gr.
	Licht	15 gr.
	in der Kirche Almosen	5 gr.
18	die Schweins Häute zu Gärben	7 gr.
	a. I.	1 Thl. 8 gr.
	Müllers Rechnung	3 Thl. 6 gr. 1 pf.
	verlust auff einen <i>Ducaten</i>	2 gr.
23	dem Gesinde bey der Wäsche	8 gr.
24	Zahn Pulver	4 gr.
	Licht	15 gr.
	ein <i>Tractat</i> von <i>universiteten</i>	10 gr.
	ein Stück <i>Canitass</i>	9 Thl.
	Buch Binders Rechnung	3 Thl. 8 gr.
27	<i>Disputation</i>	2 gr.
28	2 paar Schuh	2 Thl.
	Müllers Rechnung	2 Thl. 1 gr. 7 pf.
	das <i>Cabinet</i> großer Herren ²³⁴	9 gr.
	Beÿträge zur Critischen Historie ²³⁵	8 gr.
	2 <i>Carmina</i>	1 gr.
	<i>Briontes</i> der Jüngere ²³⁶	4 gr.

232 Paul Rabe, *Cursus Philosophicus, Sive Compendium Præcipuarum Scientiarum Philosophicarum: Dialecticæ nempe, Analyticæ, Politicæ sub qua comprehenditur Ethica, Physicæ atque Metaphysicæ ... Additis Indicibus necessariis*, Leipzig 1703.

233 Paul Rabe, *Rhetorica civilis: ex optimis quibusque oratoribus antiquis pariter atque recentioribus compendiose collecta*, Königsberg 1704.

234 *Eröffnetes Cabinet grosser Herren oder gegenwärtiger Zustand aller Reiche und Staaten der Welt: nebst andern Merckwürdigkeiten*, Leipzig 1733–[1735].

235 *Beÿträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit*, hg. von einigen Mitgliedern der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, Leipzig 1732–[1744].

236 Christian Ludwig Liscow, *Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den Hochedelgebohrnen und Hochgelährten Herrn, Hrn. D. Johann Ernst Philippi, öffentlichen Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle, wie auch Chursächsischen immatriculirten Advocaten ec. ec. nach den Regeln einer natürlichen, männlichen und heroischen Beredsamkeit, gehalten in der Gesellschaft der kleinen Geister, in Deutschland, von einem unwürdigen Mitgliede dieser zahlreichen Gesellschaft, S. I., 1732.*

März 1733

1	dem <i>peruquen</i> macher	2 gr.
	Hr. Hemms Rechnung	24 Thl. 2 gr.
	Hr. <i>Bertram</i> <i>provision</i> u. Brief <i>porto</i>	1 Thl. 12 gr.
	<i>dito</i> von 200 lb. [libra = Pfund] gegen <i>Louis d'or</i> 3 <i>procent</i>	6 Thl.
2	dem <i>parugen</i> macher	2 gr.
	<i>disputations</i>	14 gr.
3	flecken aus zumachen	6 gr.
	Hr. <i>Bertram</i> zu lage	22 gr.
	zu <i>Thee</i>	5 gr.
	dem Giese	8 gr.
	ein Schlüssel	4 gr.
	dem Giese	16 gr.
	Hembde zu nähen	4 gr.
6	<i>dito</i>	3 gr.
	dem <i>paruquen</i> macher	4 gr.
	bley Stifte	6 gr.
	Kuchen	8 gr. 5 pf.
8	dem <i>parugen</i> macher	2 gr.
9	<i>pomade</i> u. <i>accomodiren</i>	6 gr.
	Zucker	1 Thl. 21 gr.
	<i>Coffée</i>	2 gr.
	Toback u. Pfeiffen	2 gr. 9 pf.
	Bier u. Brod	9 gr.
10	<i>peruquen</i> machen	2 gr.
	<i>bourgonder</i> Wein 2 <i>bouteillen</i>	1 Thl.
	kleine Ausgaben	1 Thl. 8 gr.
	<i>disputation</i>	4 gr.
11	Perucken <i>acomodiren</i>	2 gr.
	eine Tabacks <i>machine</i>	1 Thl.
	Diener Wochgeld	1 Thl.
13	Perucken <i>acomodiren</i>	2 gr.
	dem Diener	16 gr.
15	der Wascherin	4 gr.
	<i>Roullin la maniere d'estudier</i> ²³⁷	2 Thl. 12 gr.
	Braunschweigsche Historische <i>Tabellen</i>	1 Thl.
	Leibnitzens <i>theodice</i> ²³⁸	20 gr.
	dem Giese	16 gr.

²³⁷ Charles Rollin, *De la manière d'enseigner et d'étudier les belles-lettres: par report à l'esprit et au coeur*, 4 Bände, Paris 1726–1732.

²³⁸ Die jüngste Ausgabe dieses Werkes wäre Gottfried Wilhelm Leibniz, *Theodicaea, oder, Versuch und Abhandlung wie die Güte und Gerechtigkeit Gottes: in Ansehung der menschlichen Freyheit und des Ursprungs des Bösen, zu verteidigen: aus dem frantzösischen Übersetzt, bey dieser zweyten Auflage an vielen Orten verbessert*, Amsterdam 1726.

Bücher	3 Thl. 6 gr.
<i>Reyeri Lexicon</i> ²³⁹	2 Thl.
a. I.	2 Thl. 1 gr.
dem Giese zu allerhand Ausgabe	1 Thl. 8 gr.
Aderlaßen	1 Thl. 8 gr.
in Bosens Garten	10 gr.
21 <i>barracan</i> zum Kleid	5 Thl.
Hr. Stephan Reihters Rechnung ²⁴⁰	2 Thl. 12 gr.
Dem Giese	2 Thl. 16 gr.
beÿ Schelhaffers Eßen	12 gr.
die Uhr zu beßern	1 Thl.
22 in der Kirche	3 gr.
23 a. I. beÿ Hr. <i>Bertram</i>	1 Thl. 8 gr.
24 Brodt u. aller hand aus gaben dem diener	18 gr. 9 pf.
28 Hr. Hems Rechnung	22 Thl. 5 gr.
Hr. <i>Hanovs dictata</i> zu vollenden	6 gr.
dem Giese zur Aus gabe	9 gr. 6 pf.
Buch binder Zettel	3 Thl. 16 gr.
30 dem Giese	18 gr.
das Trauer <i>reglement</i>	2 gr. 16 pf.

April 1733

1 Weÿdemans <i>Calender</i>	16 gr.
dem Giese	16 gr.
2 <i>bourgonder</i> Wein	1 Thl. 2 gr.
dem <i>Studioso</i> Schade vor <i>Register</i> machen	1 Thl. 8 gr.
3 dem Schneider	1 Thl. 12 gr.
4 dem Giese	1 Thl. 12 gr.
in der Kirche	2 gr.
den <i>Caffian</i> [Kaftan] zu nehen	2 Thl. 8 gr.
5 der Magd beÿ Hr. <i>Linck</i>	4 gr.
dem Giese zu Kleinigkeiten	16 gr.
6 in der Kirche	6 gr.
dem <i>Studiosy</i> Schneider zu Tint u. Federn	4 gr.
8 dem Giese vor Abent Eßen	16 gr.
9 <i>dito</i>	16 gr.
vor ein Lacken und Puder <i>Mantel</i> zu nehen	8 gr.
dem Gesinde beÿ <i>D. Baudis</i>	6 gr.
10 Kuchen	2 gr.
2 Buch Pappier	3 gr.
11 6 Mützen zu nehen	12 gr.

²³⁹ Konnte nicht ermittelt werden.

²⁴⁰ Vermutlich ist hier Stephan Richter gemeint.

	Abent Eßen	8 gr.
	dem Giese Rest Geld	18 gr.
	ein Rieß Pappier	1 Thl. 12 gr.
	dem Giese zu Kleinigkeiten	1 Thl. 8 gr.
13	3 Kupffer von Dreßden	9 gr.
	a. I. beÿ <i>D. Baudis</i>	12 gr.
15	dem Giese seine Rechnung	1 Thl. 8 gr.
	die Wäscherin beÿ <i>D. Baudis</i>	3 gr. 3 pf.
	a. I.	14 gr. 6 pf.
16	2 paar Schu 1 paar Pantoffel	2 Thl. 16 gr.
	dem Giese Rest Geld	18 gr.
	Schu aus zu beßern	6 gr.
	in der Kirch	2 gr.
	Wein	1 gr.
	Brod	4 gr. 3 pf.
	Hr. <i>Albrecht</i> u. <i>Piper</i> R. vors Sanier Kleid ²⁴¹	38 Thl.
17	dem Giese	16 gr.
18	<i>dito</i>	16 gr.
	vor Pappier	1 Thl. 8 gr.
	dem Giesen zur Wäsche	8 gr.
	in Bosens Garten	12 gr.
	Bücher ein zu binden	1 Thl. 1 gr.
	vor <i>Carmina</i>	1 gr. 6 pf.
	dem Schneider <i>L. R.</i> ²⁴²	1 Thl.
19	zu Thee	6 gr.
	dem Giese	8 gr.
	dem Juden aus einen Stück <i>Gold</i> gegen das verkauftte Kleid heraus gegeben	2 Thl.
	burgonder Wein	1 Thl.
20	dem Knecht beÿ Hr ⁿ . Hemm	2 gr.
	dem Giese	1 Thl. 8 gr.
	<i>Mo: Humaert contant</i>	1 Thl.
	zu Leinwand	1 Thl. 3 gr. 4 pf.
	der Näterin allerhand Sachen zu beßern	12 gr.
21	Schusters Rechnung	3 Thl.
	dem Giese	1 Thl. 8 gr.
	in der Kirche	6 gr.
22	dem Giese	8 gr.

²⁴¹ Kramermeister und Schneider Johann Albrecht und Johann Gottlob Piper.

²⁴² Vielleicht Leopold Friedemann Ritterig (?–nach 1736), Kramer aus Eisleben, der am 13.2.1731 Bürger in Leipzig wurde. Laut Adressbüchern 1732 (S. 100) und 1736 (S. 106) wohnte er »auf dem neuen Neumarkt, in Hermanns Hause, neben dem Cramer-Hause«. Vgl. StadtAL, Leipziger Bürgerbuch 1682–1739, Bl. 232r.

2 Bleÿ Stifft	4 gr.
23 dem Gesinde beÿ Hr. <i>Bertram</i>	16 gr.
24 <i>Studiosus</i> Schade	2 Thl. 16 gr.
dem Buch Binder	3 Thl.
eine <i>Lampe</i>	20 gr.
eine <i>Coffee</i> Kanne	18 gr.
am Zucht Hause	1 Thl. 16 gr.
25 ein rothe Lederne Brieff Tasche	6 gr.
vor fransösische Bücher	2 Thl. 20 gr.
26 vor <i>Italiensche</i> u. fransösische Bücher	10 Thl.
ein Zinnerne Thee Kanne	16 gr.
27 dem Giese den Rock zu endern	20 gr.
dem Buch Binder	4 Thl.
das Buch vom Hällischen <i>Pedagogio</i> ²⁴³	3 gr.
28 ein paar Seyde Strumpffe	2 Thl. 12 gr.
dem Giese	1 Thl. 8 gr.
ein halb dutz Zwirn unter Strumpff	2 Thl. 16 gr.
ein Feder Meßer	4 gr.
ein Hirsch Fänger Geheng	1 Thl.
ein paar Hand schuch	8 gr.
auf der <i>bibliothec</i>	6 gr.
29 dem Giese	16 gr.
vor Zucker u. Thee	3 Thl. 23 gr.
vor den <i>rollein</i>	1 Thl. 8 gr.
a. I.	1 Thl.
30 dem Giese	16 gr.
<i>D. Walters</i> diener	4 gr.
vor <i>instrumente</i> von <i>Cotta</i>	21 Thl. 20 gr.
<i>Hr. Cobta</i>	5 Thl. 12 gr.
Hr. Schuster Zettel	4 Thl. 8 gr.
allerhand aus gaben von diesem Jahr	
die auf zu schreiben vergeßen worden	7 Thl. 8 gr.

Mai 1733

6 ein Rieß Pappier zu den <i>Huwaertianis</i>	3 Thl.
ein Kupffer von der <i>Leipziger</i> Huldigung	3 Thl.
¼ lb. [libra = Pfund] fein roth Lack	12 gr.
¼ lb. schleten <i>dito</i>	4 gr.
vor ein <i>Tractat de Numo etc.</i>	12 gr.
vor <i>Italiensches</i> Wax Licht	2 Thl.

²⁴³ Hieronymus Freyer, *Programma hodoeporicum*, das ist, Vorstellung der Ursachen, warum und wiefern im Paedagogio Regio das unnöthige Reisen nothwendig eingeschränket und zum theil gänzlich abgeschaffet seyn und bleiben müsse, Halle 1733.

ein ledern Geheng	12 gr.
2 Küßen Begeige	1 Thl. 4 gr.
ein paar Stiffletten	1 Thl.
Weidler <i>de machinis Hydraulicis</i> ²⁴⁴	10 gr.
<i>notification</i> von der Huldigung	1 gr. 6 pf.
ein Kuffer vor die Sachen nach Straßburg	3 Thl.
dem Perucken maker vors <i>accomodiren</i>	1 Thl.
der Wäscherin vor 4 Monath	5 Thl. 8 gr.
der Magd	8 gr.
2 <i>porcellinene</i> thee Taßen	14 gr.
dem barbier Hagemeyer ²⁴⁵	4 Thl. 16 gr.
vor <i>pont chaises</i>	10 gr.
den Kasten zu Bücher	1 Thl. 12 gr.
eine Schachtel	1 gr.
2 Serpentinerne Tinte Fäßer	8 gr.
<i>prenumerirt</i> auf die gelehrte Zeitungen ²⁴⁶ an Hr. Linck	12 gr.
Bier	18 gr.
dem Giese Kost Geld	1 Thl. 21 gr.
an Hr. Cotto zu den <i>instrumentis</i>	1 Thl. 8 gr.
die Kleider zu benehen	10 Thl. 16 gr.
Bind Faden	1 gr.
Seiff Kugel	9 pf.
<i>Capsel</i> dazu	1 gr. 3 pf.
Stroh	1 gr. 6 pf.
den Stock Knopff zu befestigen	1 gr. 6 pf.
ein Riemen dazu	1 gr. 9 pf.
<i>Pomade</i>	8 gr.
Leinwand u. Bind Faden	2 gr.
Strick u. Nägel	3 gr. 6 pf.
Strümpff zu waschen	37 gr.
Hr. Hems Rechnung	28 Thl. 6 gr.
<i>dito</i>	8 Thl. 14 gr.
dem Gesinde beÿ Linck zur Meße	2 Thl.
beÿ Hr ⁿ . Hemm <i>discretion</i>	2 Thl. 16 gr.
Hr. Albrecht u. Pipers Rechnung wegen	
das schwartze Kleid	13 Thl.
dem <i>Studioso</i> Schneider den Hüter zu <i>citiren</i>	6 gr.

244 Johann Friedrich Weidler, *Tractatus de machinis hydraulicis toto terrarum orbe maximis Marlyensi et Londinensi et aliis rarioribus similibus in quo mensurae prope ipsas machinas notatae describuntur*, Wittenberg 1728.

245 Michael Arnold Hagemeyer (1687/88–1742), Leipziger Chirurg, der laut Adressbücher 1723 (S. 103) und 1732 (S. 110) »auf der Hayn-Strasse in Bacherts Hause« wohnte.

246 Wohl die Neue Zeitungen von gelehrten Sachen, hg. von Johann Gottlieb Krause u. a., Leipzig, 1715–[1784].

zwey Schneider Rechnung	19 Thl.
Eßen u. Wein	18 gr.
dem Giese	23 gr.
an die Stiffeletten Riemen an zu nehen	3 gr.
ein Futteral zum <i>barometer</i>	4 gr.
Wage Geld von den Kasten nach Dantzig	6 gr.
den Wagen zu hohlen	3 gr.
7 flinten Steine	1 gr.
Wagen Schmiere	9 gr.
eine <i>peruquen</i> Schachtel	2 gr.
1 lb. [libra = Pfund] gestoßen Allaun	3 gr. 6 pf.
Kägel	1 gr. 8 pf.
dem Packer vor 4 Tage	1 Thl. 8 gr.
den Thor Zettel	2 gr.
dem Wagen aus zu schmieren	8 gr.
dem Träger Thor Geld des Aben[d]s	1 gr.
dem <i>Studioso</i> Schneider vor Schreiben	30 Thl.
Hr. <i>Fischer</i> eine <i>assignation</i> an Hr. <i>Clerck</i> vom . <i>April</i>	100 Thl.
Hr. <i>Albrecht et Pipers</i> Rechnung vors Sanier Kleid	15 Thl. 16 gr.
Hr. _____ <i>et Hoj</i> vor <i>hurtet</i> das Tuch	17 Thl. 16 gr.
eine Ell Sammt	1 Thl. 10 gr.
Knöpfe u. Treße	8 Thl. 19 gr.
Hr. <i>Fischer</i>	64 Thl. 1 gr. 9 pf.
<i>dito</i>	14 gr.
<hr/>	
	941 Thl. 9 gr. 11 pf.
Hauß Zinß an Hr. <i>Lineken</i>	102 Thl.
<hr/>	
	1043 Thl. 9 gr. 11 pf.

Register der von Fischer erwähnten Personen

Albinus, Bernhard Siegfried (1697–1770), ab 1721 Professor der Medizin an der Universität Leiden. [84, 86, 97]

Albrecht, Johann (?–?), Kramermeister und Schneider in Leipzig, arbeitete zusammen mit Johann Gottlob Piper. [127, 130]

Andala, Ruardus (1665–1727), reformierter Pfarrer, ab 1713 Professor für Philosophie in Freneker. [77]

August der Starke, Kurfürst von Sachsen (1670–1733), ab 1694 Kurfürst von Sachsen (als Friedrich August I.), 1697–1704 und ab 1709 auch König von Polen (als August II.). [71, 84, 94]

Baudis, Gottfried Leonhard (1683–1739), 1715 Mitglied des Leipziger Rates, 1720 Verwalter der Leipziger Ratsbibliothek, 1734 Prokonsul, 1735 Professor der Rechte in Leipzig. [103, 106, 127]

Baudis, Magdalena Sibylla, geb. Winckler (1695–1752), Gemahlin von G.L. Baudis. [103 f.]

Beringer, Johannes Bartholomäus Adam (1667–1738), Professor für Medizin und Leibmedikus des Fürstbischofs zu Würzburg. [82, 87]

Bernhardi, Christian (1697–1757), aus Rastenburg, Student an der Universität Halle im Jahre 1727, ab 1733 Arzt in Danzig. [91 f.]

Bertram, Johann Jacob (1685/86–1749), Auftragnehmer von C. G. Fischer in Leipzig. Dem Adressbuch 1732 (S. 88) nach wurde er unter den »Kauff und Handels-Herren« aufgelistet, »im Saltz-Gäßgen, unterm Peinemannischen Hause«. [111 f., 119, 121, 123, 125 f., 128]

Besser, Johann von (1654–1729), Dichter, ab 1717 Zeremonienmeister am Dresdner Hof. [83]

Börner, Christian Friedrich (1683–1753), 1710 außerordentlicher, 1723 ordentlicher Professor der Theologie in Leipzig. [76]

Breitenfeld, Herr von (?–?), wohl ein Mitglied der Familie von Brösigke. [109]

Breyne, Johann Philipp (1680–1764), Zoologe, Botaniker und Paläontologe, Nachbar von J. T. Klein in Danzig. [86]

Bucky, Johann Christian (?–?), Freund von N. J. Gerlach aus Danzig, der sich am 15.5.1729 an der Universität Leipzig immatrikulierte. [75]

Burggrav, Johann Philipp d.J. (1700–1775), 1724 Arzt in Frankfurt am Main, 1745 kurmainzischer Leibarzt. [76 f.]

Burmman, Pieter d.Ä. (1668–1741), 1696 Professor der griechischen Sprache, Geschichte und Beredsamkeit in Leiden. [92]

Christiane Eberhardine, Kurfürstin von Sachsen, Königin in Polen, geb. von Brandenburg-Bayreuth (1671–1727), Frau von August dem Starken, verstarb am 4.9.1727, also kurz vor Fischers erster Ankunft in Leipzig. [70, 88]

Cicero, Marcus Tullius (103–43 v. Chr.), römischer Politiker, Philosoph, Anwalt, und Schriftsteller. [92]

Le Clerc, Frantz (1658/59–1733), Auftragnehmer von C. G. Fischer. Das Leipziger Adressbuch 1732 (S. 89) listet unter »Kauff und Handels-Herren« einen »*le clerc*, Frantz und *Comp.* in Auerbachs Hofe«. [110, 130]

Corvinus, Gottlieb Siegmund (1677–1746), Notar, Advocat und Dichter (unter dem Pseudonym *Amaranthes*) in Leipzig. [103]

Coste, Johann (?–?), Prediger in Gramzow, ab 1737 in Bergholz (Mark Brandenburg), Bruder von Pierre Coste. [105]

Coste, Pierre (1697–1751), Prediger der evangelisch-reformierten Gemeinde in Leipzig, Bruder von Johann Coste. [87, 90 f., 105]

Cotta, Johann Georg (1685/86–1749), Instrumentenbauer in Leipzig, Nachfolger von J. Leupold. [75, 90 f., 128]

Danz, Johann Andreas (1654–1727), Professor für Theologie an der Universität Jena. [90]

Dieskau, Herr von (?–?). [109]

Eckhart, Johann Georg von (1674–1730), 1706 Professor für Geschichte in Helmstedt, 1713 Rat und Historiograph in Hannover, 1723 Bibliothekar und Historiograph des Bischofs in Würzburg. [82]

Ehler, Karl Gottlieb (1685–1753), 1711 Sekretär, 1722 Schöffe, 1727 Ratsherr, 1740 Bürgermeister in Danzig. [74]

Engelhard, Nicolaus (1696–1765), 1723 Professor für Philosophie und Mathematik an der Universität Duisburg, ab 1728 Professor für Philosophie in Groningen. [77]

Fischer, Anna Dorothea, geb. Off (1686–nach 1736), seit 1715 Gemahlin von C. G. Fischer. [96]

Flemming, Jakob Heinrich Graf von (1667–1728), General Feld-Marschall, Kabinettsminister und Kriegsratspräsident am kursächsischen Hof in Dresden. [93]

Friedrich August, Kurprinz von Sachsen (1696–1763), ab 1733 Kurfürst von Sachsen (als Friedrich August II.) und König von Polen (als August III.). [93, 95]

Gärtner, Andreas (1654–1727), Hofmechanikus und Modellmeister am kursächsischen Hof zu Dresden. [68, 86]

Gesner, Johann Matthias (1691–1761), 1715 Bibliothekar in Weimar, 1730 Rektor an der Thomasschule in Leipzig, 1734 Professor für Rhetorik in Göttingen. [98]

Gleditsch, Johann Gottlieb (1688–1738), seit 1716 Buchhändler und Verleger in Leipzig. Sein Buchladen war in dem Eckhaus Grimmaische Gasse und Neuer Neumarkt. [75 f., 90, 103]

Gleditsch, Catherina Louisa, geb. Lange (~1700–1779), Gemahlin von J. G. Gleditsch. [103]

Goellicke, Andreas Ottomar (1671–1744), Professor für Anatomie an der Universität Frankfurt/Oder. [77]

Gottsched, Johann Christoph (1700–1766), 1727 Senior der deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig, 1730 außerordentlicher Professor für Poetik, 1734 ordentlicher Pro-

fessor für Logik und Metaphysik an der Leipziger Universität. [72, 76, 81 f., 87, 89 ff., 93, 95, 98, 100, 102 f., 105 f., 118, 122]

Gusovius, Michael Adam (?–?), Physikus in Memel und Adjunctus des Collegium medici zu Berlin. [75]

Hagemeyer, Michael Arnold (1687/88–1742), Chirurg, der laut Adressbüchern 1723 (S. 103) und 1732 (S. 110) »auf der Hayn-Strasse in Bacherts Hause« wohnte. [129]

Hauptvogel, Johann Christian (?–?), Commissarius und Oberpostamtskassierer in Leipzig, wohnte 1723 »im Bachertischen Hause« in der Hainstraße. [69]

Hausen, Christian August (1693–1743), 1714 außerordentlicher Professor, 1726 ordentlicher Professor für Mathematik an der Universität Leipzig. [80 ff., 91]

Hebenstreit, Johann Ernst (1702–1757), ordentlicher Professor und Stadtarzt in Leipzig. [98]

Hemm, Andreas (?–?), Weinschenk und Weinhändler, den Leipziger Adressbüchern 1723 (S. 122, 124) und 1732 (S. 121) nach wohnte er »am Marckte, im Raths-Wein-Keller«. [71]

Hemm, Johann Martin (1663/64–1746), Weinschenk und Weinhändler, ab 1694 Leipziger Bürger, ab 1699 Besitzer von mehreren Hotels und Weinhäusern in Leipzig, inklusiv Hainstraße 10, *Zum Großen Joachimsthal* genannt, wo er C. G. Fischer, N. Gerlach und S. Huwaert Zimmer 1727, 1731, und 1732–33, vermietete. [71, 88, 95 f., 105 ff., 110, 112, 115, 117, 119 ff., 123, 125, 128, 130]

Heucher, Johann Heinrich von (1677–1746), Naturwissenschaftler, 1706 Professor für Physik an der Universität Wittenberg, 1713 Leibarzt des Kurfürsten August des Starken, 1720 General- und Spezial-Inspektor der Galleries des Sciences in Dresden. [94]

Hiemer, Eberhard Friedrich (1682–1727), 1707 evangelischer Pfarrer in Rosenfeld, 1716 Kirchenrat in Bayreuth, 1718 Hofprediger und Konsistorialrat in Stuttgart. [85 f.]

Hoffmann, Johann Heinrich (1669–1716), Astronom und Observator an der Königlich Preußischen Sozietät der Wissenschaften in Berlin. [82]

Hoffmann, Adolph Friedrich (?–?), Schüler von Andreas Rüdiger, Anti-Wolffianischer Autor in Leipzig. [98]

Hoÿ (?–?), Auftragnehmer von Fischer in Leipzig, vermutlich Schneider. [130]

Huldenberg, Daniel Erasmus von (1660–1733), kurfürstlicher braunschweig-lüneburgischer Rat und außerordentlicher Envoye am römisch-kayserlichen Hofe. [91]

Huldenberg, Georg Ludwig Erasmus von (1701–1777), Sohn von Daniel Erasmus Baron von Huldenberg, königlich-britischer und kurfürstlich braunschweig-lüneburgischer Geheimplationsrat in Celle. [91]

Ihmann, Johann Heinrich (1680/81–1746), Hochfürstlicher Weißenfelsischer Landkammerrat. Ihmann war einer der Schwiegersöhne von J. M. Hemm und wohnte »in der Haynstraße«, vermutlich in Hemms Haus. [96, 107]

Ihmanns Schwager (?–?), der Schwager von J. H. Ihmann. [96]

Joch, Johann Georg (1676–1731), 1709 Superintendent und Direktor des Gymnasiums in Dortmund, 1722 Professor für Theologie in Erfurt, 1725 Professor für Theologie und 1730 Rektor der Universität Wittenberg. [94]

Jöcher, Christian Gottlieb (1694–1758), 1718 Mitredaktion der *Acta Eruditorum*, 1730 Professor für Philosophie, 1732 Professor für Geschichte, 1742 Bibliothekar der Universität Leipzig. [69]

Kapp, Johann Erhard (1696–1756), Professor der Beredsamkeit in Leipzig. [99, 101]

Karl VI., römisch-deutscher Kaiser (1685–1740), seit 1711 an der Macht. [107]

Kees, Jacob Friedrich (1713–1780), Sohn von Johann Jacob Kees d.J., immatrikulierte sich am 1726 an der Universität Leipzig, später Kaufmann in Leipzig. Von seinem Vater hat er das von Fischer besuchte Gut Zöbiger sowie sein Haus in der Katharinenstraße geerbt. [98 ff., 119]

Kees, Johann Jacob d.J. (1677–1726), Baumeister, kursächsischer Hof- und Justizrat, Rats Herr zu Leipzig, wohnte 1723 »auf der Cather-Strasse in seinem Hause«, besaß aber auch Güter in Zöbiger, Löbzig und Prödel. [98]

Klein, Jakob Theodor (1685–1759), 1713 Sekretär in Danzig, ab 1714 diplomatische Dienste des polnischen Königs, des englischen Königs, und des Zaren, 1743 Mitgründer der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig, Pflegevater von N. J. Gerlach. [70, 72 ff., 84 ff., 96]

Klimm, Johann Albert (1698–1778), 1729 Lehrer der Mathematik und Inspektor Hebdomarius an der Fürstenschule zu Meißen. [82, 91]

Klug, David (1618–1688), 1645 Pfarrer in Saalfeld, vor 1660 vom schwedischen König Karl X. Gustav zum Pfarrer zu Elbing ernannt, 1661 Pfarrer in Wismar (Mecklenburg), 1665 Pfarrer der Katharinenkirche Hamburg, 1679 Senior der hamburgischen Geistlichkeit. [71]

Klug, Samuel (1663–1739), Kaufmann zu Hamburg, ab 1708 Inhaber von verschiedenen öffentlichen Hamburger Ämtern, 1729 Oberalter. Samuel Klugs Vater, David Klug, und Fischers Großmutter, Anna Horeck, geb. Kluge (um 1620–nach 1669), waren Geschwister. [71, 75, 91]

Krause, Johann Gottlieb (1684–1736), 1715 erster Herausgeber der *Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen*, 1723 außerordentlicher Professor für Beredsamkeit in Leipzig, 1732 ordentlicher Professor für Geschichtswissenschaft in Wittenberg. [93, 101, 129]

Kulmus, Johann Adam (1689–1745), seit 1725 Professor für Medizin und Physik am akademischen Gymnasium zu Danzig, Bruder von Johann Georg Kulmus (1680–1731). [85, 92]

Kulmus, Johann Ernst (1709–1769), 1730 an der Universität Leipzig immatrikuliert, Sohn des Johann Georg Kulmus (1680–1731) und Halbbruder der Luise Adelgunde Victorie Gottsched (1713–1762). [98, 105]

Kunckel, Johannes (1630–1703), 1670 Alchemist und Apotheker des sächsischen Kurfürsten Johann Georg II., 1678 Direktor des Glaswerks des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, 1693 Glasmacher des schwedischen Königs Karl XI. [86, 97]

Lehmann, Johann Christian (1675–1739), 1710 Professor für Physik an der Universität Leipzig. [92 f.]

Leibniz, Gottfried Wilhelm (1646–1716), 1666 Alchemist des Kurfürsten von Mainz, 1676 Hofrat und Hofbibliothekar in Hannover, 1691 Bibliothekar in Wolfenbüttel. [79, 126]

Leupold, Jacob (1674–1727), Leipziger Instrumentenbauer, Mechaniker und Mathematiker, königlich-polnischer und kursächsischer Bergwerkskommissar. [75, 89 ff.]

Leupold, Maria (?–?), die zweite Frau und Witwe von Jacob Leupold. [91]

Liebers, Johann Heinrich (1700–1764), Gouverneur von J.F. Kees in Leipzig, Übersetzer von Werken englischer Schriftsteller. [99]

Linck, Johann Heinrich (1674–1734), Leipziger Apotheker, 1722 Mitglied der deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina, Besitzer eines berühmten Naturalienkabinetts. [82, 84 ff., 97, 127, 129 f.]

Lotter, Johann Georg (1699–1737), Professor der Beredsamkeit in Leipzig, 1734 Professor in St. Petersburg. [98]

Mascov, Johann Jakob (1689–1761), Jurist und Historiker, 1718 Doktor beider Rechte, Inhaber verschiedener Leipziger und kursächsischer Ämter, 1719 ordentlicher Professor der Rechte. [89 f., 92, 96 f., 99, 102]

May, Johann Friedrich (1697–1762), Universitätslehrer, Professor, 1722 Magister, Hofmeister adliger Studenten, Sekretär der Deutschen Gesellschaft, 1742 Professor der Moral und Politik in Leipzig. [98, 103, 105]

Mencke, Johann Burkhard (1675–1732), 1699 Professor für Geschichte in Leipzig, 1708 kurfürstlich-sächsischer Historiograph, 1709 Rat, 1723 Hofrat. [76, 82 f.]

Mercker, Johann Wilhelm (?–?), Schreib- und Rechenmeister zu Leipzig, Vermieter von C. G. Fischer. [69]

Morgagni, Giovanni Battista (1682–1771), 1711 Professor für Anatomie in Padua. [75, 88]

Müller, August Friedrich (1684–1761), 1731 Juraprofessor, 1733 und 1734 Rektor Magnificus der Universität Leipzig. [101 f.]

Müller, Johann (?–?), Lakai von C. G. Fischer und S. Huwaert in Leipzig. [110 ff.]

Ovid (Publius Ovidius Naso) (43 v. Chr.–17 n. Chr.), römischer Dichter. [99]

Paolucci-Merlini, Camillo (?–1763), Päpstlicher Nuntius zu Dresden mindestens vom 23. Dezember 1727 bis zum 26. Mai 1738. [93]

Pictet, Benedict (1655–1724), 1686 Professor für Theologie, 1710 Pfarrer der italienischen Gemeinde in Genf, Neffe von François Turretini. [87]

Piper, Johann Gottlob (?–?). Kramermeister und Schneider in Leipzig, arbeitete zusammen mit Johann Albrecht. [127, 130]

Rabener, Justus Gotthard (1688–1731), 1712 Mitarbeiter an den *Acta Eruditorum* und Begründer der »Deutschen Acta Eruditorum«, 1724 Herausgeber von *Die Europäische Fama*. [97 f., 106]

Reihter, Stephan (?–?), Vielleicht identisch mit dem Kramer Stephan Richter (?–?), der nach dem Leipziger Adressbuch 1732 (S. 100) »im Thomasgäßchen unter seinem Hause« wohnhaft war. [126]

Richter, Georg Friedrich (1691–1742), 1714 Beisitzer der philosophischen Fakultät, 1726 außerordentlicher Professor der Mathematik, 1735 ordentlicher Professor der Moral und Politik in Leipzig. [100]

Ritterig, Leopold Friedemann (?–nach 1736), vielleicht mit dem Schneider »L. R.« identisch. Ritterig war Kramer aus Eisleben und wurde am 13.2.1731 Bürger in Leipzig, wo er laut

Adressbüchern 1732 (S. 100) und 1736 (S. 106) »auf dem neuen Neumarkt, in Hermanns Hause, neben dem Cramer-Hause« wohnte. [127]

Rivinus, August Querinus (1652–1723), 1691 Professor der Physik und Botanik, 1701 Professor der Pathologie, 1719 Professor der Therapeutik und Dekan der medizinischen Fakultät der Universität Leipzig. [105]

Romanus, Christiana Maria, geb. Brummer (?–?), 1694 heiratete Franz Conrad Romanus, die Mutter von Christiana Mariana von Ziegler. Wohnte 1731 noch in dem von ihrem Mann gebauten Romanushaus, Katharinenstraße/Ecke Brühl. [102]

Romanus, Franz Conrad (1671–1746), 1701 Bürgermeister in Leipzig, 1705 verhaftet und danach in Gefangenschaft, Vater von C. M. von Ziegler. [102]

Rüdiger, Andreas (1673–1731), Arzt, Philosoph, 1716 kurfürstlicher Rat und Leibarzt. [76 ff., 98]

Rumph, Georg Eberhard (1626–1702), 1648 Offizier im Dienst der Niederländischen Ostindien-Kompanie, bekannt durch seine Naturforschung in Ostindien und Abzeichnungen von tropischen Pflanzen und Tieren. [85]

Ruysch, Friedrich (1638–1731), 1665 Professor der Anatomie, 1685 Professor der Botanik *Athenaeum Illustre* und Direktor des Botanischen Gartens in Amsterdam. [84, 88]

Schade (?–?), Student an der Universität Leipzig 1732–33, Schreiber eines Teils des Tagebuches. [121, 123, 126, 128]

Schellhafer, Johann (1672/73–1729), Weinhändler, Besitzer eines Kaffeehauses in der Leipziger Klostergasse. [76, 89, 106, 126]

Schenck, Pieter d. Ä. (1660–1713), Kupferstecher und Verleger in Amsterdam. [119]

Schenck, Pieter d. J. (?–?), Sohn des Amsterdamer Kupferstechers, Verleger und Kupferstichhändler. [119]

Schneider (?–?), Student an der Universität Leipzig 1732–33, Schreiber eines Teils des Tagebuches. [119 ff., 127, 130]

Schneider, Johann (1702–1788), von 1729 bis zu seinem Tod Organist an der Nikolaikirche zu Leipzig. [117, 119, 121]

Schumann, Joachim Gottlieb (1707–1753), aus Danzig, immatrikulierte sich am 29.6.1730 an der Universität Leipzig, 1741 Bürger und Kaufmann in Danzig. Sein Vater war der Kaufmann und Bürgermeister Solomon Gabriel Schumann (1665–1729). [102]

Schuster, Jacob (?–1750), Buchhändler und Verleger aus Danzig, ab etwa 1718 in Leipzig tätig. [75, 85, 89, 95 f., 99, 105, 112 f., 122, 128 f.]

Seba, Albertus (1665–1736), Apotheker, Führer eines berühmten Naturalien-Kabinetts zu Amsterdam. [97]

Stieglitz, Christian Ludwig (1677–1758), 1715 Ratsherr, 1720 Assessor der Juristenfakultät, 1725 Stadtrichter, 1732 Baumeister und Proconsul. [97]

Stübner, Friedrich Wilhelm (1710–1736), Mathematiker, Philosoph, Verfasser wissenschaftlicher Werke in Leipzig. [105]

Stufane (?–?), Astronom in Leipzig. [98]

Thamm, Christian Bernhard (?–?), 1727 Student der Rechtswissenschaft, Sohn des kurfürstlichen Kommissionssekretärs, Hofgerichtsassessor und Bürgermeister zu Königsberg, Johann Thamm (1663–1727), aus zweiter Ehe. [102, 105 f.]

Turretin, Jean Alphonse (1671–1737), 1693 evangelisch-reformierter Pfarrer, 1697 Professor der Geschichte der Kirche, 1705 Professor der Theologie in Genf. [87]

Valisnieri, Antonio (1661–1730), 1700 Professor der praktischen und theoretischen Medizin in Padua. [7.10.1727]

Vater, Abraham (1684–1751), 1719 außerordentliche Professor der Medizin, 1732 Professor der Anatomie, 1746 Professor der Therapeutik in Wittenberg. [88]

Vernet, Jacob (1698–1789), reformierter Prediger zu Genf. [106]

Vincent, Levinus (1658–1727), niederländischer Damasthändler und Natur- und Insektenforscher, bekannt durch sein Naturalienkabinett, bis 1705 in Amsterdam und danach in Haarlem. [84]

Vitzthum von Eckstädt, Johann Friedrich (1712–1786), immatrikulierte sich an der Universität Leipzig am 14.10.1729 zusammen mit seinem Bruder, Ludwig Siegfried, später Generalleutnant im kursächsischen Militärdienst. [100]

Vitzthum von Eckstädt, Ludwig Siegfried (1716–1777), immatrikulierte sich an der Universität Leipzig am 14.10.1729 zusammen mit seinem Bruder, Johann Friedrich; später Diplomat im Dienste des sächsischen Kurfürsten. [100]

Volkman, Gottlob Israel (?–?), schlesischer Naturwissenschaftler, seit 1725 Gemahl der Leipziger Dichterin Anna-Helena-Volkman, geb. Wolffermann (1695–nach 1768). [87]

Wackerbarth, August Christoph von (1662–1734), sächsischer Gesandter und Militär, 1730 Generalfeldmarschall. [94]

Wallis, John (1616–1703), englischer Mathematiker und Kryptologe, 1649 Professor der Geometrie in Oxford. [103 f.]

Walther, August Friedrich (1688–1746), Anatom, Arzt, Direktor des botanischen Gartens, Inhaber verschiedener medizinischer Professuren in Leipzig. [88 f., 96 f., 105 f.]

Weidmann, Moritz Georg d.J. (?–1743), Ab 1708 Buchhändler und Verleger in Leipzig, 1708–1717 zusammen mit seinem Stiefvater, Johann Ludwig Gleditsch. [76, 94, 126]

Weinreich, Johann Georg (1660/61–1736), Buchbinder in Leipzig, der nach Angabe des Adressbuchs von 1732 (S. 109) »auf dem Alten Neumarkt« wohnte. [121]

Weiß, Christian (1671–1736), ab 1688 Inhaber verschiedener Stellen in der Leipziger Nikolaikirche, 1714 Pastor der Thomaskirche in Leipzig. [69, 96]

Welcke, Wolfgang Georg (?–?), aus Oschatz, immatrikulierte sich an der Universität Leipzig am 1.6.1724, ab 3.3.1731 außerordentlicher Professor der Jurisprudenz. [103]

Werner, Friedrich (1659–1741), 1699 Prediger an der Nikolaikirche, 1714 Mittagsprediger an der Thomaskirche, 1721 Diakon an der Nikolaikirche in Leipzig. [69]

Winckler, Johann Heinrich (1703–1770), 1731 Collega quartus an der Thomasschule zu Leipzig, 1739 Professor für klassische Sprachen, 1742 Professor für Logik, 1750 Professor für Physik an der Universität Leipzig. [95 f., 98]

Wolff, Christian (1679–1754), 1706 Professor der Mathematik und Naturwissenschaften in Halle, 1723 Professor Matheseos philosophiae primarius an der Marburger Akademie, 1740 Rückberufung nach Halle und Erhebung in den Freiherrenstand. [77, 79 f., 83, 98, 101, 104]

Wolff, Georg Christian (1702–1773), 1723 Magister der Philosophie in Wittenberg, Studium der Rechtswissenschaft in Leipzig, 1723 Hofmeister im Hause des J.J. Kees, 1730 Studium in Straßburg, 1736 juristische Promotion in Göttingen, 1741 Hofrat, 1747 Hof- und Justitienrat in Gera. [98, 104]

Zech, Ludwig Adolf von (1683–1760), immatrikulierte sich am 24.10.1730 an der Universität Leipzig, später kurfürstlich-sächsischer Geheimer Rat und Dompropst zu Merseburg. [99 f.]

Zech, Bernhard von (1681–1748), immatrikulierte sich am 24.10.1730 an der Universität Leipzig, später kurfürstlich-sächsischer Geheimer Rat. [99 f.]

Zernecke, Andreas (1710–1758), Cousin von Heinrich Zernecke, studierte 1724 bis 1730 in Danzig, ließ sich am 30.6.1730 an der Universität Leipzig immatrikulieren, 1742 Schöppe, 1752 Rathsherr in Thorn. [100]

Zernecke, Heinrich (1709–1775), Sohn des Thorner Bürgermeisters und Chronisten Jacob Heinrich Zernecke (1672–1741), Cousin von Andreas Zernecke, 29.6.1730 an der Universität Leipzig, 25.9.1731 an der Universität Wittenberg, 1770 Burggraf in Danzig. [29.7.1731]

Ziegler, Christiana Mariana von, geb. Romanus (1695–1760), Tochter des Bürgermeisters Franz Conrad Romanus, Dichterin in Leipzig, Mitglied des Kreises um Gottsched. [102 ff.]

Ziegler, Georg Friedrich von (?–?), Hauptmann in der sächsischen Armee, seit 1715 mit C. M. von Ziegler verheiratet, im Feldzug gegen den Schweden verstorben. [102 f.]

Schulwesen, Bildungsnachfrage und konkurrierende Unterrichtsangebote in Leipzig im 18. Jahrhundert*

Thomas Töpfer

1. Einführung

Die Auseinandersetzung mit Fragen der Erziehung, Bildung und Schule gehörte unzweifelhaft zu den Lieblingsbeschäftigungen der geistigen und gesellschaftlichen Eliten am Ende der ständischen Gesellschaft in Deutschland. Territorialfürsten und städtische Magistrate, adelige Grundherren und Pfarrer, Behörden und private Gesellschaften beschäftigten sich gleichermaßen mit Fragen der Reform und Erweiterung der schulischen Bildungsmöglichkeiten, wobei ein gewisser Höhepunkt im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu erkennen ist.¹ Zeitgleich wurden pädagogische und schulorganisatorische Fragen im Zeichen der sogenannten »Volksaufklärung« im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts zu einem Hauptgegenstand der populären Journale und gelehrten Blätter.² Im Zeichen der großen geistes- und kulturhistorischen Erneue-

* Dieser Beitrag entstand im Rahmen der Arbeit an meiner Dissertation zum Thema »Schulwesen und bürgerliche Stadtgesellschaft. Studien zum Verhältnis von lokaler Schulentwicklung und territorialer Politik in Kursachsen 1675–1830« am Historischen Seminar der Universität Leipzig, in der die spezifischen Leipziger Befunde vergleichend eingeordnet werden. Am 4. Juni 2008 erhielt ich Gelegenheit, die hier ausgeführten und mit den notwendigen Anmerkungen versehenen Gedanken im Rahmen einer Veranstaltung des Leipziger Geschichtsvereins vorzutragen. Zum Thema dieses Beitrags siehe auch meine breiter angelegte Untersuchung unter dem Titel »Schulwesen und städtische Gesellschaft. Grundprobleme der Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts am Beispiel Leipzigs«, in: *Historisches Jahrbuch* 177 (2007), S. 175–207.

1 Einen breiten Überblick zur Bildungsgeschichte des 18. Jahrhunderts gibt jetzt Notker Hammerstein, Ulrich Herrmann (Hg.), *Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte*, Bd. 2: 18. Jahrhundert. Vom späten 17. Jahrhundert bis zur Neuordnung Deutschlands um 1800, München 2005. Ergänzend ist hinzuweisen auf Anton Schindling, *Bildung und Wissenschaft in der Frühen Neuzeit 1650–1800* (Enzyklopädie deutscher Geschichte 30), München 21999; Wolfgang Schmale, *Die Schule in Deutschland im 18. und frühen 19. Jahrhundert. Konjunkturen, Horizonte, Mentalitäten, Probleme, Ergebnisse*, in: Wolfgang Schmale, Nan L. Dodde (Hg.), *Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825). Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte*, Bochum 1991, S. 627–767.

2 Vgl. Holger Böning, Reinhart Siegert, *Volksaufklärung. Biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850*, Bd. 1: *Die Genese der Volksaufklärung und ihre Entwicklung bis 1780*, Stuttgart-Bad Cannstadt 1990, S. XIX–L (Einführung).

erungsbewegung der Aufklärung wurde die gesamte Epoche sogar als »pädagogisches Jahrhundert« (Joachim Heinrich Campe) schlechthin gekennzeichnet.³

Nicht nur mit Blick auf die herausragende Bedeutung pädagogischer Fragen für den öffentlichen Diskurs um die Verbesserung des Menschen und seiner Lebensverhältnisse scheint diese plakative Bezeichnung zunächst angemessen zu sein. Auch die qualitative Verbesserung und quantitative Verbreiterung des Bildungswesens machte unter aufgeklärten Vorzeichen vielerorts bemerkenswerte Fortschritte. In einigen Territorien, etwa im Norden und Nordosten des Alten Reiches, aber auch in Österreich, vollzog sich eine weitere Verdichtung der Schulstrukturen.⁴ Das Kurfürstentum Sachsen hingegen gehörte zu den Gebieten, die bereits am Ende des 17. Jahrhunderts eine annähernd flächendeckende Versorgung mit Schulen beispielsweise in den Kirchdörfern und in vielen Filialdörfern erlebt hatten.⁵ Freilich bedeutete dies nicht, dass auch alle Kinder von organisierter schulischer Bildung erfasst wurden. Gerade das im Folgenden zu behandelnde Fallbeispiel Leipzig zeigt, dass – freilich unter besonderen lokalen Umständen – nur eine Minderheit der schulfähigen und gemäß landesherrlichen Verordnungen zum Schulbesuch verpflichteten Kinder in den Wirkungsbereich öffentlich unterhaltener Bildungseinrichtungen geraten konnte.

Die Kennzeichnung des 18. Jahrhunderts als ein »pädagogisches« ist freilich von einem unübersehbaren aufklärerischen Pathos geprägt und beschreibt wohl eher ein ideales Ziel der Bildungsreformer, als die konkrete Lage des Schulwesens am Ende des Säkulums. Bereits für die Zeitgenossen war das Missverhältnis zwischen dem prosperierenden pädagogischen Denken und dessen Systematisierung zur entstehenden Erziehungswissenschaft einerseits und der vielen Innovationsvorschlägen zuwiderlaufenden Beharrungskraft traditioneller Strukturen von Schule und Bildung andererseits unübersehbar. So kam der 1807 durch die Landstände der Oberlausitz mit der Überarbeitung der dort seit 1770 geltenden Schulordnung beauftragte Bautzener Oberamtskanzler Karl Gottfried Herrmann (1753–1834) während einer im gleichen Jahr unternommenen »pädagogischen Reise« durch Mittel- und Süddeutschland, Böhmen, Österreich und die Schweiz zu der realistischen Einschätzung, dass die seit vier Jahrzehnten im Gang befindliche reformerische »Umschaffung im Unterrichte und

3 Vgl. Ulrich Herrmann (Hg.), »Das pädagogische Jahrhundert.« Volksaufklärung und Erziehung zur Armut im 18. Jahrhundert in Deutschland (Geschichte des Erziehungs- und Bildungswesens in Deutschland 1), Weinheim, Basel 1981.

4 Wolfgang Neugebauer, Niedere Schulen und Realschulen, in: Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte 2 (Anm. 1), S. 213–261; Jens Bruning, Das protestantische Gelehrtenschulwesen im 18. Jahrhundert: Pietismus – Aufklärung – Neuhumanismus, in: ebd., S. 278–323; Notker Hammerstein, Rainer A. Müller, Das katholische Gymnasialwesen im 17. und 18. Jahrhundert, in: ebd., S. 324–354.

5 Vgl. Anne-Kristin Kupke, Elementarschulunterricht in Kursachsen um 1670, in: Hans Erich Bödecker, Ernst Hinrichs (Hg.), Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der Frühen Neuzeit (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 26), Tübingen 1999, S. 225–252.

[der] sonstigen Bildungsmittel« zwar hohe Ansprüche formuliert, aber nicht überall Erfolge gezeitigt habe.⁶ Jene »Neuerungssucht«, die schon der Rektor des Gymnasiums in Bautzen und spätere Gründungsrektor der ersten Leipziger Bürgerschule Ludwig Friedrich Gedike einige Jahre zuvor als ein Grundproblem der zeitgenössischen Diskussion um Schule und Bildung gegeißelt hatte, konnte, folgt man Herrmanns Reiseeindrücken, vielerorts nicht mehr angetroffen werden.⁷ Die »nach schwärmerischen Idealen unternommenen Schulreformen« sind nicht selten zuletzt aufgrund der revolutionären politischen Veränderungen und Neuordnungen einem gewissen Realismus, mitunter aber auch Stagnation gewichen. Nach seiner Rückkehr trat der einflussreiche Kanzler des Bautzener Oberamtes gleichwohl als engagierter Vertreter einer Umgestaltung des Schulwesens auf. Die bemerkenswerten Reformanstrengungen, die in den folgenden Jahren unter der Leitung Herrmanns das städtische Schulwesen und die Lehrerbildung in der Oberlausitz erfasst haben, zeigen exemplarisch die wichtigsten Bedingungen für die erfolgreiche Veränderung schulischer Strukturen in der Vormoderne: die Kooperation der regionalen Obrigkeiten und die Verankerungen der Reformmaßnahmen in der schulischen Praxis vor Ort, insbesondere über die Ausbildung des Lehrpersonals.⁸

Dieses hier knapp umrissene Verhältnis von vormodernen Bildungsstrukturen einerseits und lokaler Schulreform andererseits soll im eng begrenzten Rahmen dieses Beitrages am Beispiel Leipzigs beleuchtet werden. Im Ergebnis soll dabei lediglich ein Problemaufriss vorgelegt werden, der an anderer Stelle detaillierter ausgeführt werden wird.⁹ Neuere Studien haben gezeigt, dass die Beschäftigung mit der Frage, wie die vormodernen Formen von Bildungsvermittlung und Bildungsaneignung

6 [Karl Gottfried Herrmann] Bericht des Oberamtskanzlers Herrmann zu Budissin [...] über die von demselben [...] im Sommer 1808 gesammelten pädagogisch-literarischen Reise-Erfahrungen, Budissin 1808, S. 10 f.

7 Ludwig Friedrich Gedike, Nachricht von der gegenwärtigen Verfassung des Gymnasiums [...], Schulprogramm Budissin 1796, S. 3 f.

8 Die von Karl Gottfried Herrmann maßgeblich initiierte Reform des Schulwesens der Oberlausitz ist in der allgemeinen bildungsgeschichtlichen Forschung zum 18. Jahrhundert weitgehend unbekannt und wird in der in Anm.* genannten Arbeit untersucht. Vgl. bis dahin Gustav Adolf Kittler, Der Oberamtskanzler Karl Gottfried Herrmann und seine Mitwirkung bei der Organisation des Volksschul- und Seminarwesens der Oberlausitz, Diss. phil., Leipzig 1920, Druck: Görlitz 1928. Die Geschichte des Schulwesens der oberlausitzischen Städte ist lange Zeit vernachlässigt worden. Aufbauend auf einer reichen lokalen Forschung, die um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert ihren Höhepunkt erlebte, deutet sich zur Zeit eine gewisse Neuentdeckung der in der Frühen Neuzeit eminent wichtigen Schulen dieser Region an. Vgl. Joachim Bahlcke, Das Görlitzer Gymnasium Augustum. Entwicklung, Struktur und regionale Ausstrahlung einer höheren Schule im konfessionellen Zeitalter, in: Joachim Bahlcke (Hg.), Die Oberlausitz im frühneuzeitlichen Mitteleuropa. Beziehungen – Strukturen – Prozesse (Quellen und Forschungen zur sächsischen Geschichte 30), Stuttgart 2007, S. 289–310.

9 Vgl. Anm.*.

einem allmählichen reformerischen Wandel unterworfen waren, auf der regionalen und lokalen Ebene ansetzen muss und dabei in Abhängigkeit von der jeweiligen Untersuchungsregion zu unterschiedlichen Ergebnissen kommt. Einen gleichsam »idealen« Weg des vormodernen Bildungswesens in die Moderne hat es in Deutschland nicht gegeben. Vielmehr muss dieser innerhalb der Regionen und Territorien und in Abhängigkeit von den jeweiligen konfessionellen, ökonomischen und sozialen Bedingungen untersucht werden.¹⁰

Der bei der Erforschung des Schulwesens im 18. Jahrhundert traditionell gepflegte Blick auf den Staat und dessen allmählich auch auf das Bildungswesen ausgedehnte und intensivierte Ordnungsfunktion hat lange Zeit den Blick darauf verstellt, dass staatlich-administrativ initiierte »Schulreformen« jedenfalls im protestantischen Deutschland eher die Ausnahme als die Regel waren. Treibende Kräfte bei der Veränderung der Bildungszustände waren hingegen die lokalen Kräfte vor Ort in Gestalt der geistlichen und weltlichen Obrigkeiten.¹¹ Im städtereichen Sachsen lässt sich dies vor allem auf kommunaler Ebene zeigen. Das den städtischen Räten seit der Reformation zustehende Kirchen- und Schulpatronat erwies sich insbesondere dann als

10 Vgl. Wolfgang Neugebauer, Kultureller Lokalismus und schulische Praxis. Katholisches und protestantisches Elementarschulwesen besonders im 17. und 18. Jahrhundert in Mitteleuropa, in: Peter C. Hartmann (Hg.), *Religion und Kultur im Europa des 17. und 18. Jahrhunderts* (Mainzer Studien zur neueren Geschichte 12), Frankfurt/Main, Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Oxford, Wien 2004, S. 385–408; Stefan Ehrenpreis, Sozialdisziplinierung durch Schulzucht? Bildungsnachfrage, konkurrierende Bildungssysteme und der »deutsche Schulstaat« des siebzehnten Jahrhunderts, in: Heinz Schilling (Hg.), *Institutionen, Instrumente und Akteure sozialer Kontrolle und Disziplinierung im frühneuzeitlichen Europa* (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte 127), Frankfurt/Main 1999, S. 167–185. Ders., Erziehungs- und Schulwesen zwischen Konfessionalisierung und Säkularisierung. Forschungsprobleme und methodische Innovationen, in: Heinz Schilling, Stefan Ehrenpreis (Hg.), *Erziehung und Schulwesen zwischen Konfessionalisierung und Säkularisierung. Forschungsperspektiven, europäische Fallbeispiele und Hilfsmittel*, Münster 2003, S. 19–33.

11 Vgl. Wolfgang Neugebauer, Staatsverfassung und Bildungsverfassung, in: Hans-Jürgen Becker (Hg.), *Interdependenzen zwischen Verfassung und Kultur* (Der Staat, Beiheft 15), Berlin 2003, S. 91–125. Lokale Fallstudien: Sibylle Brüggemann, *Landschullehrer in Ostfriesland und Harlingerland während der ersten preußischen Zeit (1744–1806)* (Studien und Dokumentationen zur deutschen Bildungsgeschichte 38), Köln, Wien 1988; Jens Bruning, *Das pädagogische Jahrhundert in der Praxis. Schulwandel in Stadt und Land in den preußischen Westprovinzen Minden und Ravensberg 1648–1816* (Quellen und Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte 15), Berlin 1998; ders., *Das niedere Schulwesen in den brandenburg-preußischen Ländern im 17. und 18. Jahrhundert – ein zwischenstaatlicher Vergleich*, in: Heinz Schilling, Marie-Antoinette Gross (Hg.), *Im Spannungsfeld von Staat und Kirche. »Minderheiten« und »Erziehung« im deutsch-französischen Gesellschaftsvergleich 16.–18. Jahrhundert* (Zeitschrift für Historische Forschung, Beiheft 31), Berlin 2003, S. 247–270; Otto Friedrichs, *Das niedere Schulwesen im linksrheinischen Herzogtum Kleve 1614–1816. Ein Beitrag zur Regionalgeschichte der Elementarschulen in Brandenburg-Preußen* (Schriften der Heresbach-Stiftung Kalkar 8), Bielefeld 2000.

Ausgangspunkt für Veränderungen, wenn mit der lokalen Geistlichkeit, den Pfarrern und Superintendenten, denen die Schulinspektion zustand, kooperiert wurde.¹²

Die Forschungslage für Sachsen ist abgesehen von wenigen jüngeren Arbeiten noch immer dürftig und steht in krassem Gegensatz zu der allort betonten Bedeutung des sächsisch-thüringischen Raumes für die neuzeitliche geistesgeschichtliche Entwicklung Deutschlands und seines Bildungswesens.¹³ Modernen sozial- und kulturhistorischen Fragestellungen genügende Untersuchungen zu lokalen Fallbeispielen gibt es im Unterschied zur reichen schulgeschichtlichen Forschung um die vorvergangene Jahrhundertwende nicht.¹⁴ Leipzig macht hier keine Ausnahme. Die annähernd einhundert Jahre alte Darstellung Otto Kaemmel bildet bis heute den unverzichtbaren Ausgangspunkt jeder Beschäftigung mit der Entwicklung des Schulwesens der Stadt.¹⁵ Trotz der aus heutiger Sicht bestehenden darstellerischen Lücken und methodischen Schwächen verdient Kaemmel's Geschichte des Leipziger Schulwesens auch heute noch Beachtung, bezog der Autor doch nicht nur das Gelehrtenschulwesen, sondern ebenso auch den elementaren Bildungssektor der Stadt in seine ausgewogene Darstellung ein.

2. Schulische Bildung in Leipzig um 1700

Das öffentliche Schulwesen Leipzigs zu Beginn des 18. Jahrhunderts bestand aus beiden gelehrten Schulen. Die Geschichte der beiden Schulen ging noch in die vorreformatische Zeit zurück: die Thomasschule entstand im Rahmen der Ansiedlung eines

12 Vgl. Katrin Keller, *Kleinstädte in Kursachsen. Wandlungen einer Städtelandschaft zwischen Dreißigjährigem Krieg und Industrialisierung* (Städteforschung A 55), Köln, Weimar, Wien 2001, S. 29 f., 323–342; dies., »... daß wir ieder zeith eine feine lateinische schul gehabt haben«. Beobachtungen zu Schule und Bildung in sächsischen Kleinstädten des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Holger Th. Gräf (Hg.), *Kleine Städte im neuzeitlichen Europa* (Innovationen 6), Berlin 1997, S. 147–168; übergreifend: Bernhard Kirchgässner, Hans-Peter Brecht, *Stadt und Bildung* (Südwestdeutscher Arbeitskreis für Stadtgeschichtsforschung 34 = Stadt in der Geschichte 24), Sigmaringen 1997.

13 Vgl. Thomas Töpfer, *Bildungsgeschichte und Schulwandel im 18. Jahrhundert. Anmerkungen und Perspektiven aus landesgeschichtlicher Sicht*, in: *Neues Archiv für sächsische Geschichte* 77 (2006), S. 211–224, dort Angaben zur Literatur. Die jüngst erschienene Arbeit von Hans-Martin Moderow, *Volksschule zwischen Staat und Kirche. Das Beispiel Sachsen im 18. und 19. Jahrhundert* (Geschichte und Politik in Sachsen 25), Köln, Weimar, Wien 2007, beschreibt genauestens die administrative Genese der Volksschule im 19. Jahrhundert und behandelt die Frühe Neuzeit dementsprechend lediglich am Rande.

14 Einen Überblick gibt: Bibliographie der Geschichte des sächsischen Volksschulwesens, in: *Sächsische Schulzeitung* 1907, Nr. 14, S. 189–190; Nr. 21, S. 287–290; Nr. 22, S. 301–303; Nr. 26, S. 358–360; Nr. 29, S. 403–404.

15 Vgl. Otto Kaemmel, *Geschichte des Leipziger Schulwesens*, Leipzig, Berlin 1909.

Augustinerchorherrenstifts in Leipzig 1212 als Klosterschule.¹⁶ Die Nikolaischule gründete der Rat zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus eigener Initiative als städtische Schule.¹⁷ Nach der Reformation standen beide unter dem Patronat des Leipziger Rates, wobei die Sonderstellung der Thomasschule, die sich aus der Tradition ihres Chores und des angeschlossenen Alumnats ergab, erhalten blieb.¹⁸ Hingegen wurde die Nikolaischule ausschließlich von zu Hause wohnenden Stadtkindern besucht. Für die Lehrerschaft beider Schulen lassen sich enge Verbindungen mit den akademischen Lehrämtern an der Philosophischen und an der Theologischen Fakultät der Universität nachweisen.

Ein eigenständiges öffentlich unterhaltenes Elementarschulwesen, etwa in Gestalt von deutschen Schulen oder speziellen Mädchenschulen, existierte zu Beginn des 18. Jahrhunderts in Leipzig nicht.¹⁹ Der Besuch der Nikolai- und der Thomasschule, die ohnehin nur Knaben offen standen, setzte die Beherrschung der elementaren Fertigkeiten voraus. Die Unterklassen beider Schulen räumten nur einen geringen Anteil der Stunden dem nicht-lateinischen Lernen ein, so beispielsweise bei der Katechismusunterweisung und bei der Bibellektüre. Rechnen oder andere »praktische« Fertigkeiten fehlen im Falle der Nikolaischule allerdings nur bis zur Schulordnung von 1716 vollständig. Beide Schulen waren auf die alten Sprachen und in den Oberklassen auf das Curriculum der philosophischen Grunddisziplinen ausgerichtet.²⁰

Während der gewichtige Beitrag der Lehrerschaft der beiden Gelehrtenschulen und beispielsweise der an der Thomasschule betriebenen Musikpflege für das geistige Profil Leipzigs unbestreitbar ist, war die Verankerung beider Schulen in der Stadtbevölkerung, wie sie sich vor allem im Schulbesuch niederschlägt, zu Beginn des 18. Jahrhunderts schwach ausgeprägt. Dies zeigten bereits die Visitationen der Jahre 1670 und 1715, die sowohl die rückläufigen Besucherzahlen, als auch das problematische Verhältnis von schulischem Bildungsangebot und lokaler Bildungsnachfrage

16 Vgl. Richard Sachse, *Die ältere Geschichte der Thomasschule zu Leipzig*, Leipzig 1912.

17 Vgl. Albert Forbiger, *Beiträge zur Geschichte der Nikolaischule in Leipzig*. Erste Lieferung. Kurze Biographien der Lehrer von der Gründung der Schule bis auf gegenwärtige Zeiten nebst möglichst vollständiger Angabe ihrer Schriften, Leipzig 1826, hier S. 4–6; Kaemmel, *Geschichte des Leipziger Schulwesens* (Anm. 15), S. 15 f.

18 Vgl. Bernhard Knick, Manfred Mezger (Hg.), *St. Thomas zu Leipzig. Schule und Chor. Stätte des Wirkens von Johann Sebastian Bach. Bilder und Dokumente zur Geschichte der Thomasschule und des Thomanerchores mit ihren zeitgeschichtlichen Beziehungen*, Wiesbaden 1963.

19 Vgl. Johann Friedrich E. Helm, *Geschichte des städtischen Volksschulwesens in Leipzig*. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der Ratsfreischule, Leipzig 1892, S. 17. Helms Darstellung setzt erst am Ende des 18. Jahrhunderts mit der Gründung der Ratsfreischule ein.

20 Zu den Unterrichtstraditionen in Leipzig vgl. Emil Dohmke, *Die Nicolaischule zu Leipzig im 17. Jahrhundert*. Programm des Nicolaigymnasiums 1873/74. Einen guten allgemeinen Überblick gibt: Hans Tütken, *Glaubenslehre, Bildung, Qualifikation. 450 Jahre Große Schule in Wolfenbüttel*. Ein Beitrag zur Geschichte des evangelischen Gymnasiums in Norddeutschland (Ausstellungskataloge der Herzog-August-Bibliothek 69), Berlin 1993.

diagnostizierten. So kritisiert der Leipziger Superintendent Johann Dornfeld 1715, »daß in diese so genandte Raths-Schule [die Nikolaischule, T.T.] die Bürger so gar selten ihre Söhne hinein schicken, und [wie] es ja zu Zeiten geschiehet, dieselbe bald wieder herrauß nehmen«, weshalb zum Zeitpunkt der Visitation in den oberen Klassen kaum vier oder fünf Knaben zu finden seien und in den zwei unteren Klassen je kaum über zwanzig Kinder saßen. Die Thomasschule war mit ihren vor allem für mittellose auswärtige Knaben attraktiven Alumnatsplätzen nicht vorrangig eine Schule für die Leipziger Bürger, denn neben den genannten Chorknaben seien die Schüler überwiegend »so genanten Einwohner bey der Stadt Söhne«, stammten also aus Familien, deren Väter nicht das Bürgerrecht besaßen.²¹ Bereits die Visitatoren des Jahres 1670 hatten überdies das völlige Fehlen elementarer Bildungseinrichtungen insbesondere für Mädchen in Leipzig diagnostiziert.²²

Die Alleinstellung der Nikolai- und Thomasschule als einzige öffentlich unterhaltene Schulen der Stadt änderte nichts an den bereits erwähnten geringen Besucherzahlen. Zudem ist eine ungleiche Verteilung der Knaben zwischen den Klassen feststellbar. Der ohnehin geringe Teil der schulfähigen Knaben, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine der beiden Schulen besuchte, befand sich während der gesamten Schulzeit in einer der beiden Unterklassen (Sexta, Quinta), in denen der Grundlagenunterricht in der Religion und in den alten Sprachen im Mittelpunkt stand.²³ Über die Quarta ging der Schulbesuch größtenteils nicht hinaus. Dieser zahlengestützte Befund deckt sich mit den zeitgenössischen Klagen der Rektoren der Nikolaischule über den Verlust vieler Schüler, die von ihren Eltern in eine kaufmännische oder in eine handwerkliche Berufsausbildung gegeben werden. Trotz mehrfacher Bemühungen, eine Stärkung des Deutsch- und Rechenunterrichts zu erreichen, gelang erst nach der Jahrhundertmitte eine bessere Berücksichtigung dieser praktischen Bildungsinteressen bei der Gestaltung des Curriculums der Nikolaischule.²⁴

21 Sächsisches Staatsarchiv Leipzig, Konsistorium Leipzig, Nr. 310 »Die Schulen zu Leipzig betreffend 1715«, Bl. 1r–2r (Superintendent an das Konsistorium Leipzig, 1. Juni 1715).

22 Resolution der Visitationskommission vom 26. September 1670, Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Tit. VII. (F) B. 3 »Consistorialia Vol. II: Kauf der geistl. Güther 1543, Visitationes 1577 bis 1670«, Bl. 228r–230r.

23 StadtAL, ehemaliges Archiv der Nikolaischule, NiS 299, Statistische Nachrichten über die Nikolaischule zu Leipzig, 1730–1830. Prima, Secunda, Tertia und Quarta bilden die Oberklassen, Quinta und Sexta die Unterklassen. Detaillierte Angaben und Vergleichszahlen bei Töpfer, Schulwesen und städtische Gesellschaft (Anm.*).

24 Andere ihrem Charakter nach gelehrte Schulen verstanden es weit besser, die Nachfrage nach »grundlegende[r] Bildung – auch für Schüler ohne »gelehrte« Ambitionen« zu verwirklichen. So Hans-Ulrich Musolff, Das Soester Schulwesen und seine Ausbildungsfunktion für nicht-akademische Berufe um 1700, in: Alwin Hanschmidt, Hans-Ulrich Musolff (Hg.), Elementarbildung und Berufsausbildung 1450–1750 (Beiträge zur historischen Bildungsforschung 31), Köln, Weimar, Wien 2005, S. 167–205, hier vor allem dessen Fazit (S. 197 f.). Die Einschätzung von Jean-Luc Le Cam, Über die undeutlichen institutionellen Grenzen der Elementarbildung. Das Beispiel des Herzogtums

Dem zahlenmäßig schwachen öffentlichen Schulwesen stand im frühneuzeitlichen Leipzig stets ein breit differenzierter Sektor privat-gewerblicher Bildungsangebote gegenüber. Sowohl die Vermittlung gelehrten Wissens, als auch das Erlernen elementarer Fertigkeiten waren im 18. Jahrhundert kein Privileg öffentlich unterhaltener und obrigkeitlich kontrollierter Schulen. Hinzuweisen ist zunächst auf den weiten Bereich des sogenannten Hausunterrichts.²⁵ Eine Anstellung als Hauslehrer gehörte in einer Universitätsstadt wie Leipzig zu den unverzichtbaren Erwerbsquellen sowohl von aktiven Studenten, als auch von denjenigen, die ihr Studium mit oder ohne Graduierung beendet hatten. Leipzig galt als Stadt des Privatunterrichts schlechthin, in der nicht nur Professoren, Kaufleute oder Ratsherren, sondern sogar Handwerksmeister Hausinformatoren für ihre Kinder anstellten.²⁶

Da Hauslehrer ihrem Charakter nach zur privaten Lebenssphäre der Familie oder des Hauses gehörten, haben sie kaum Niederschlag in der städtischen Quellenüberlieferung gefunden. Dies gilt nicht für die eng mit dem Hausunterricht verwandten privat-gewerblichen Schulen, die aufgrund der Konkurrenz zu den öffentlichen Schulen und der fehlenden obrigkeitlichen Kontrolle in der Frühen Neuzeit mit der negativen Bezeichnung Winkelschulen belegt wurden.²⁷ Diese von einem Schulmeister und

Braunschweig-Wolfenbüttel im 17. Jahrhundert, in: ebd., S. 47–72, hier S. 70: »Es gab im 17. Jahrhundert keine Schulform, die nicht zur Elementarbildung beitrug«, bedarf insofern der Überprüfung am jeweils gewählten Beispiel.

- 25 Hierzu allgemein die vor allem auf literarischen Quellen basierende Darstellung von Ludwig Fertig, *Die Hofmeister. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehrerstandes und der bürgerlichen Intelligenz*, Stuttgart 1979.
- 26 Aufschlussreich sind hierbei vor allem die Aufzeichnungen, die von den Rektoren der Nikolaischule anlässlich der Schulexamen regelmäßig angefertigt wurden. Darin finden sich häufig Berichte über Schüler, die von ihren Eltern in die Hände von Hauslehrern gegeben werden, oder nach einem solchen Privatunterricht in die Schule kommen. Johann Jacob Reiskes beklagt zum Michaelisexamen 1761, »daß sich der »Kaltsin[n] und die Verachtung« der oberen Stände gegenüber der öffentlichen Schule auch auf den »großen Haufe[n]« übertrage« (StadtAL, ehemaliges Archiv der Nikolaischule, NiS 60, S. 1–3). Den häufigen Wechsel zwischen Schulbesuch und Hausunterricht beobachtet der Rektor der Nikolaischule bereits 1753. Kinder werden in Privatinformation gegeben, aber »nach Verlauf, oder beßer nach Verlust bey nahe eines gantzen Jahres, wieder in unsere Schule zurück kommen, weil sie in der Zeit gar sehr schlecht versorget gewesen«. »Es ist überhaupt zu bedauern, daß diejenigen Knaben, welche wir aus den Händen derer Privat Informatorum und aus denen Neben Schulen bisher bekommen haben, mehren theils schreckl. versäumet sind, so daß man sie kaum in sexta oder höchstens in Quinta brauchen kann, dadurch denn (wie leicht zuerachten) die Arbeit derer Lehrenden, auch die Translocationes schwerer gemacht, und folgl. auch die höhern Classen nach und nach merklich geschwächt werden.« (StadtAL, NiS 277, S. 160–162, Eintrag vom 17. September 1753].
- 27 Diese werden in der Regel von der Forschung nicht oder nur am Rande erfasst. Ausnahmen sind: Eckhard K. Deutscher, *Private Schulen in der deutschen Bildungsgeschichte. Ein Beitrag zum Verhältnis von Schule und Staat*, Diss. phil., Frankfurt/Main 1976, S. 54–77; Wolfgang Neugebauer, *Absolutistischer Staat und Schulwirklichkeit in Brandenburg-Preußen* (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin 62), Berlin, New York 1985, S. 581–600; Gerhard Krienke, »Man hat nicht sehr strenge sein dürfen.« Wildwuchs im Berliner Elementarschulwesen des 18. Jahrhun-

dessen Familie als Gewerbe betriebenen Schulen tauchen bereits in den Visitationsakten des 16. und 17. Jahrhunderts auf und wurden noch 1670 in Leipzig nachdrücklich verboten. Zu Beginn des 18. Jahrhunderts änderte der Leipziger Rat seine diesbezügliche Haltung. Ähnlich wie in anderen Städten wurden 1711 die trotz Verbot bestehenden Winkelschulen in der Stadt und in den Vorstädten ermittelt und obrigkeitlich erfasst.²⁸ Dabei stieß man auf insgesamt 67 gewerblich organisierte Schulen in Leipzig, deren soziales Umfeld und dementsprechendes Bildungsangebot natürlich erheblich differierte.²⁹ Bescheidene vorstädtische Schulen mit wenigen Kindern von Tagelöhnern, Knechten und Soldaten bestanden neben größeren, besser ausgestatteten Schulen, die über elementare Kenntnisse des Katechismus und Leseunterricht hinaus dem Schreiben und Rechnen größere Aufmerksamkeit schenkten und bei entsprechender Nachfrage auch beispielsweise altsprachigen Unterricht anboten.

Den nach einer Prüfung durch nachgeordnete Geistliche der Leipziger Kirchen für fähig befundenen Schulmeistern wurde eine Konzession, also eine Anerkennung als Gewerbe und damit eine gewisse Duldung zuerkannt. Im Unterschied zu anderen Städten beließ es der Rat allerdings nicht bei dieser einmaligen Praxis, sondern unterwarf die Schulen – nach den vier Stadtvierteln unterteilt – einer dauerhaften Inspektion durch jeweils einen Geistlichen.³⁰ Der Rat führte diese Praxis in seiner Funktion als Inhaber des Kirchen- und Schulpatronats ein, wohlbemerkt ohne explizite Zustimmung der lokalen geistlichen Obrigkeit in Gestalt des Superintendenten oder des Konsistoriums. Eine gewisse Duldung der Praxis ist freilich anzunehmen. Bemerkenswert bleibt allerdings, dass die erwähnten Geistlichen im Auftrag des Rates die Inspektion wahrnahmen, während die Leipziger Superintendenten auf die Angelegenheiten der Winkelschulen keinen Einfluss nahmen und am Ende des 18. Jahrhunderts gegenüber dem Konsistorium die Winkel- oder Privatschulen aus ihrem Aufgabenbereich explizit ausklammerten.³¹

derts, in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins 77 (1981), S. 305–311; Ludwig Fertig, Von der Winkelschule zum Reforminternat. Zur Geschichte der Darmstädter Privatschulen, in: Archiv für Hessische Geschichte NF 62 (2004), S. 185–232.

28 Grundlage war ein Ratspatent vom 5. Juni 1711; vgl. Helm, Geschichte des städtischen Volksschulwesens (Anm. 19), S. 19; Eduard Mangner, Geschichte der Leipziger Winkelschulen (Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 8), Leipzig 1906, S. 25 f.; Ludwig Fertig, Zeitgeist und Erziehungskunst. Eine Einführung in die Kulturgeschichte der Erziehung in Deutschland von 1600 bis 1900, Darmstadt 1984, S. 192.

29 StadtAL, Stift. VIII G. 3 »Acta, die Inspection über die Winkel-Schulen in und vor der Stadt betr. 1712«, Bl. 6r–9r.

30 Vgl. die »Instruction vor die Inspectores derer, so außer denen öffentlichen Schulen Kinder zu informieren Concession erhalten«, o. D., ca. November 1712, in: StadtAL, Stift. VIII G. 3, Bl. 10r–14v. Die Bestellung der geistlichen Inspektoren durch den Rat erfolgte am 30. November 1712.

31 Diese Einschätzung findet sich in einem Bericht des Superintendenten Johann Georg Rosenmüller an das Konsistorium (Entwurf, September 1789), der detaillierte Angaben über die Schullehrer Leip-

Die ersten Konzessionen wurden 1711/12 zunächst an 44 Informatoren vergeben. Während des gesamten 18. Jahrhunderts lag die Zahl stets zwischen 30 und 40 erteilten Bewilligungen. Daneben bestanden stets auch nichtkonzessionierte Schulen, die nur unregelmäßig und kaum mit flächendeckendem Erfolg bekämpft wurden. Die aus den überlieferten Inspektionsberichten ermittelbaren Schülerzahlen lassen das Bild einer Stadt entstehen, die durch eine dezentrale Vielfalt von Orten schulischer Unterweisungen auf den Gassen und Höfen, in angemieteten Stuben und Wohnungen geprägt war. 1716 versorgten im Halleschen Viertel zehn Schulhalter insgesamt 323 Kinder mit Unterricht.³² Auch im Siebenjährigen Krieg, währenddessen der Schulbesuch stark gelitten hatte, ist mit 1300 Schülern in knapp 30 Schulen der bedeutende Anteil der Winkelschulen an der Bildungsvermittlung und Wissensaneignung der Leipziger Bevölkerung zu erkennen, wobei sich die Hälfte der Schülerschaft aus Mädchen zusammensetzte.³³ Nochmals sei daran erinnert, dass sich die Bildung und Erziehung von Mädchen aufgrund der besonderen Leipziger Bedingungen vollständig im privat-gewerblichen Bereich abspielte. Der zahlenmäßige Anteil der beiden öffentlichen Schulen – die Nikolaischule hatte zu Spitzenzeiten 125 Schüler – an der Unterrichtsversorgung der Bevölkerung steht gegenüber diesen Zahlen deutlich zurück.

Obgleich die Leipziger Winkelschulen nach 1711 einer gewissen Aufsicht und Konzessionierung durch den Rat unterworfen worden waren, gehörten sie weiterhin dem privaten Bildungssektor an, der weit weniger von obrigkeitlichen Vorgaben oder Kontrollen, als vielmehr von den Bildungsinteressen der zahlenden Kundschaft, der Eltern und ihrer Kinder bestimmt wurde.³⁴ Dafür waren der gewerbliche Charakter dieser schulischen Unterweisungsform sowie die scharfe Konkurrenz zwischen den nicht selten unmittelbar benachbarten Schulmeistern verantwortlich. Die Eltern drohten mit dem Wechsel des Schulmeisters, falls der Informator die Erwartungen und Wünsche nicht erfüllte.

Wie gering die Möglichkeiten obrigkeitlicher Einflussnahme auf dieses von Angebot und Nachfrage bestimmte Verhältnis ausgeprägt war, zeigt der nachfolgende Auszug aus dem Inspektionsbericht des Predigers der Kirche des Zucht- und Waisenhauses, Johann Adam Gehr, dem seit 1713 die Inspektion der Schulen des Halle-

zigs zu diesem Zeitpunkt enthält. Ephoralarchiv Leipzig, Schrank III, Fach 12, Nr. 238 »Verzeichniße der in der Inspektion Leipzig befindlichen Kirchen- und Schuldiener betr., 1789«, unpaginiert.

32 StadtAL, Stift VIII G 3, Bl. 40r–41r.

33 StadtAL, Stift VIII G 5 »Acta, die Winkel-Schulen betr., 1767«, Bl. 48r–51v.

34 Bezeichnenderweise führten die Bemühungen der vom Rat bestellten geistlichen Inspektoren um die Erarbeitung einer »Ordnung vor die Teutschen Schulen allhier« vom Oktober 1713 nicht zu dem gewünschten Ergebnis. Der Rat hielt eine solche Ordnung, die eine noch weiter gehende Anerkennung der Schulhalter mit sich gebracht hätte, nicht für notwendig. Die Beratungen sind protokolliert in StadtAL, Stift VIII G 3, Bl. 32r–39r. Mangner, *Geschichte der Leipziger Winkelschulen* (Anm. 28), S. 38, belegt seine Behauptung, nach der der Rat die Erarbeitung einer Ordnung befohlen habe, nicht.

schen Viertels oblag. Der Bericht datiert vom 6. Dezember 1735.³⁵ Anlässlich einer Ermahnung des Rates, besonderes Augenmerk auf den Unterricht im Christentum zu richten, blickt Gehr auf seine 23-jährige Inspektionstätigkeit zurück. Manche seiner Einschätzungen muten durchaus zeitlos an – »dahero wird auch der Schulstand immer schlechter, und die Unwissenheit und Frechheit der Jugend immer größer.« Dies begründet er mit der vielfach festgestellten Unfähigkeit der Kinder, auf elementarste Fragen des Christentums zu antworten. Zur Begründung führt er Gehr aus:

»So ist in vielen Schulen die schändliche Unart eingerißen, daß die Schulkinder fast alle überlaut zu lachen anfangen, wenn etwan ein Kind eine ungeschickte Antwort giebet, oder der Praeceptor etwas sagt, daß einiger maßen lächerlich scheint. Von der schlechten Devotion unter dem Gebeth und Bibel-lesen nicht zu gedencken. Und haben meine scharffen Vorstellungen bisher wenig fruchten wollen. [...] Aus welchen allen zu schließen, daß diese Männer [die Lehrer T.T.] ihre Kinder gar nicht mehr catechesiren noch warnen und straffen müßen. Sie entschuldigen sich zwar, wenn ich deswegen gebührende Erinnerung thue und sprechen: die Kinder gäben nicht achtung, sie vergäßens gleich wieder, sie dürffen sie nicht zum lernen und stille seyn forcieren, sondern mustens laßen gehen, wie es ginge, sonst nehmen die Eltern die Kinder weg und darnach hätten sie kein Brot.«³⁶

Auf Grundlage der Leipziger Quellen, deren Befunde durch die Kenntnis der kommunalen Archivüberlieferung in anderen sächsischen Städten und Gemeinden ergänzt und mittels Vergleich in ihrem Aussagewert geschärft werden können, wird deutlich: Das lokale Interesse der Eltern an Alphabetisierung, Fertigkeitserwerb oder religiöser Bildung ihrer Kinder folgte in der vormodernen Lebenswelt weniger obrigkeitlichen Forderungen und Normierungen, als vielmehr eigenständigen Interessen und nicht zuletzt jenen »mundane pragmatic causes«, die Gerald Strauss schon im 16. Jahrhundert als ein wichtiges Antriebsmoment für die Expansion des Bildungswesens beschrieben hat.³⁷ Mitunter stößt man dabei auf Quellen, die Auskunft darüber

³⁵ StadtAL, Stift VIII G 3, Bl. 169r-v.

³⁶ StadtAL, Stift VIII G 3, Bl. 169v.

³⁷ Vgl. Richard Gawthrop, Gerald Strauss, *Protestantism and Literacy in Early Modern Germany*, in: *Past and Present* 104 (1984), S. 31–55, hier S. 38. Zur Bedeutung von »Bildungsinteresse und die Ausbildungsstrategien der Familien« bei der Wahl schulischer oder privater Bildungsformen zuletzt Ehrenpreis, *Sozialdisziplinierung durch Schulzucht* (Anm. 10), S. 180–182 (Zitat dort). Grundlegende Anregungen zur Bedeutung von Bildung und Schule in der häuslichen und familiären Sozialisation bereits bei Richard van Dülmen, *Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit*, Bd. 1: *Das Haus und seine Menschen 16. bis 18. Jahrhundert*, München 1990. Zum Zusammenhang von Alphabetisierungsinteresse und Schule vgl. den Forschungsüberblick bei Schindling, *Bildung und Wissenschaft* (Anm. 1), S. 86–88; außerdem die jüngeren empirischen Arbeiten von Andrea Hofmeister, Reiner Prass, Norbert Winnige, *Elementary Education, Schools, and the Demands of Everyday Life*.

geben, wie sogar vermeintlich schul- und bildungsferne Bauern, Händler, Handwerker oder Tagelöhner auf den Unterricht ihrer Kinder Einfluss nahmen. Nicht nur ausschließlich negativ, indem sie »bald den Catechismus, bald die Sprüche, bald den Himmels-Weg, bald etwas anderes zu lernen, oder disciplin zu gebrauchen, untersagen«, sondern auch, indem sie beispielsweise eine bestimmte Art oder Methode des Unterrichts als ihrem Kind angemessener befanden oder die Verwendung bestimmter Lehrwerke wünschten.³⁸

Diese knappen Beobachtungen, die an anderer Stelle im Rahmen einer breiteren Untersuchung zum Winkel- oder Privatschulwesen gegenwärtig ausgeführt werden, zeigen sowohl aus quantitativer als auch aus qualitativer Perspektive, wie problematisch eine teilweise bis heute gepflegte bildungsgeschichtliche Forschung ist, die diesen bedeutenden Sektor schulischer Bildung zumal in den Städten völlig unbeachtet lässt. Zu den Strukturbedingungen der vormodernen Schule in einer Zeit, als es ein privilegiertes und hierarchisch geformtes »Schulwesen« noch nicht gegeben hat, gehört neben der allgegenwärtigen Konkurrenz schließlich auch die tiefe Verankerung in die Lebenswelt und sozialen Bedingungen des Dorfes oder der Stadt. Diese mitunter als »Lokalismus« bezeichnete Kleinteiligkeit macht es so schwierig vereinheitlichende Typologien aufzustellen.³⁹ Selbst zwischen den Stadtvierteln, ja sogar zwischen einzelnen Gassen, bestanden erhebliche Unterschiede zwischen dem, was Schulehalten und Unterrichtsangebot ausmachten.

3. Veränderungen im Verlauf des 18. Jahrhunderts

Die beschriebenen Strukturen des Leipziger Schulwesens erwiesen sich im Verlauf des 18. Jahrhunderts natürlich alles andere als statisch. Auf der Ebene des Gelehrten-schulwesens zeigte sich dies insbesondere während des Rektorats des bedeutenden Arabisten und Universitätsgelehrten Johann Jacob Reiske an der Nikolaischule. Be-

Northwest Germany in 1800, in: *Central European History* 31 (1998), S. 329–384; Ernst Hinrichs, Norbert Winnige, Schulwesen, Alphabetisierung und Konfession in der frühen Neuzeit. Thesen und empirische Befunde, in: *Im Spannungsfeld von Staat und Kirche* (Anm. 11), S. 215–231. Außerdem Hans Erich Bödeker, Ernst Hinrichs (Hg.), *Alphabetisierung und Literalisierung in Deutschland in der Frühen Neuzeit* (Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 26), Tübingen 1999. Zu den »Bildungszielen« der Eltern exemplarisch Kurt Wesoly, *Das Interesse der weltlichen Obrigkeiten, der Konfessionen und der Eltern am Elementarunterricht im Herzogtum Berg vom 16. bis ins 18. Jahrhundert*, in: Hans-Ulrich Musolff, Juliane Jacobi, Jean-Luc Le Cam (Hg.), *Säkularisierung vor der Aufklärung? Bildung, Kirche und Religion 1500–1750* (Beiträge zur historischen Bildungsforschung 35), Köln, Weimar, Wien 2008, S. 157–177.

38 Inspektionsbericht Christian Weiß, Prediger an der Peterskirche, über die Schulen im Petersviertel, 27. März 1730, StadtAL, Stift VIII G 3, Bl. 134r–138r, hier Bl. 136v.

39 Vgl. Neugebauer, *Kultureller Lokalismus und schulische Praxis* (Anm. 10).

reits bei seinem Amtsantritt 1759 hatte Reiske gegenüber dem mit der Schulaufsicht beauftragten Mitglied des Rates den schlechten Zustand der Schule klar benannt. In der Prima gäbe es keine Poesie, Geometrie, Philosophie, Logik, Moral und Naturlehre. Die Schüler der Unterklassen lernten nicht schreiben und rechnen auf der Schule, »daher es den[n] kommt daß viele Bürger, die ihr Kinder auf Handwerke thun wollen, dieselben in die Winkelschule schicken, unter dem Vorgeben, daß sie hier [an der Nikolaischule T. T.] weder schreiben noch rechnen lernten«. Als dringendste Maßnahme wurde deshalb ein »Lehrmeister der deutschen Sprache« angestellt.⁴⁰ Nach dem Krieg, als die Schule mit 56 Knaben den Tiefststand ihrer Frequenz erreicht hatte, betrieb Reiske mit Unterstützung des Rates eine Erweiterung des Curriculums und damit eine Neuausrichtung der Nikolaischule auf die Bildungsbedürfnisse der Eltern und ihrer Kinder. Der muttersprachige Schreib- und Leseunterricht in den Unterklassen wurde verstärkt und attraktive Fächer wie kaufmännisches Rechnen, Geographie, Geschichte und in den höheren Klassen auch Französisch aufgenommen.⁴¹

1771/72 wurde vonseiten des Rates sogar der Versuch unternommen, eine eigenständige Kaufmanns- und Realschule in der Verbindung mit der Nikolaischule zu errichten. Somit wäre eine Stadtschule entstanden, die nicht mehr allein auf die Bedürfnisse künftiger Studenten, sondern auf die Interessen der praktischen Berufsgruppen ausgerichtet gewesen wäre.⁴² Das Vorhaben führte nach Anfangserfolgen vor allem aufgrund des Todes seines Initiators, des Ratsmitglieds, Appellationsrats und Wurzener Stiftskanzlers Jacob Heinrich Born (1717–1775), nicht zu einer eigenständigen Schulgründung.⁴³ Allerdings beschritt die Nikolaischule früher als die benachbarte Thomasschule, deren spezifische Verfassung mit Alumnat und Chor allem Anschein nach Veränderungen nicht gerade begünstigte, Schritte zur Modernisierung des Curriculums. Zwar wurden seit der Mitte der 1790er Jahre, insbesondere angeregt durch den seit 1796 amtierenden Konrektor Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost (1768–1735), Überlegungen zur stärkeren Differenzierung der Funktionen der Thomasschule als Erziehungsanstalt (Alumneum), als gelehrte, auf die Universität vorbereitende Schule und als Ort der Musikpflege (Seminarium musicum) angestellt.⁴⁴ Der

40 StadtAL (ehemaliges Archiv der Nikolaischule) NiS 347, S. 1–7, Korrigierter Entwurf, an Jacob Heinrich Born, 28. Mai 1759.

41 Johann Jacob Reiske an Jacob Heinrich Born, 24. Januar 1768, in: StadtAL, NiS 347, S. 24 f.

42 Protokoll der Sitzung der Enge vom 23. November 1771, StadtAL, Tit. VIII 69 »Protocollum in der Enge 22. Jun. 1767 bis 20. Mart. 1775«, Bl. 180v–182r. Darin Bericht des Schulvorstehers Born.

43 Vgl. »Nachricht von der Eröffnung der Kaufmannsschule in Leipzig«, in: Leipziger Intelligenzblatt 1776, S. 115 f. »Nach mancherley Beratschlagungen, u. gesam[m]elten Nachrichten und Erklärungen« wurde Anfang 1777, so der Bericht Reiskes, »der Entschluß gefaßt«, auf die Gründung der Kaufmannsschule zu verzichten. Die Lektionen eines bereits angestellten Rechenmeisters wurden dem Schreiblehrer übertragen. StadtAL, NiS 60, S. 66 f.

44 Vgl. die umfangreichen Reformüberlegungen Rosts vom 11. August 1796, welche neben der Erweiterung des Unterrichtsspektrums praktisch auf eine institutionelle Neuorganisation hinausliefen, in:

im Wesentlichen bereits nach der Reformation geformte Charakter der Schule als von der humanistischen Wertschätzung der alten Sprachen und der philologisch-philosophischen Grunddisziplinen geprägte Gelehrtschule blieb bis zu diesem Zeitpunkt erhalten. Bereits 1796 hatte sich der langjährige Thomaskantor Johann Adam Hiller deshalb mit einer vor diesem Hintergrund bezeichnenden Beobachtung an den Rat gewandt: »Die Schulordnung hat den sehr ins Auge fallenden Fehler, daß sie im J. 1796 fast noch eben dieselbe ist, die sie im J. 1634 war, sogar bis auf die Sprache.«⁴⁵ Zu einer tatsächlichen Reform der Schule und zu einer Erweiterung des Unterrichts kam es aber erst nach der Übernahme des Rektorats durch Rost im Jahr 1800, nachdem der seit 1767 amtierende Johann Friedrich Fischer (1726–1799) gestorben war.⁴⁶

Hinsichtlich der für die Versorgung mit Elementarunterricht so wichtigen Winkelschulen sind im Verlauf des 18. Jahrhunderts einige Veränderungen zu beobachten. Nach dem Siebenjährigen Krieg erhielten die Schulen eine äußere Ordnung, die – wenn auch unzulänglich durchgesetzt – die Geschlechtertrennung einführte.⁴⁷ Für einige der Schulen, die kommunale Gelder des Almosenamtes für mittellose Schulkinder erhielten, ist zudem ein gewisses »Hineinwachsen« in den Status öffentlicher Einrichtungen zu erkennen. Gleichwohl darf dies nicht darüber hinwegtäuschen, dass die Unzufriedenheit über das völlige Fehlen geeigneter Bildungseinrichtungen für die aus der Handwerker- und Kaufmannschaft stammende städtische Mittelschicht im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts deutlich zunahm. Dies gilt ebenso für die Versorgung armer und mittelloser Kinder mit einem Unterricht, der unter aufgeklärten Vorzeichen Chancen zur Überwindung prekärer sozialer Bedingungen ermöglichen sollte.

StadtAL, Stift VIII B 17 »Acta, die Thomasschule alhier und die nach Versetzung des dritten Lehrers Herrn M. Hofmanns in Ruhestand einstweilen getroffene Einrichtung, sowohl zur Verbesserung der Schule geschehenen Vorschläge, samt was dem anhängig betr., anno 1796«, Bl. 26r–38r.

45 StadtAL, Stift VIII B 17, Bl. 25r–v (Anlage zu einem Schreiben des Rektors Fischer an den Rat vom 8. August 1796).

46 StadtAL, Tit. VIII 85 »Protocollum in der Enge 28. Nov. 1795 bis 21. Dez. 1803«, Protokoll vom 23. Dezember 1799, Bl. 156v–157r. Rost erarbeitete sogleich die vom Rat gewünschten Reformvorschläge (Bl. 157r–v).

47 E[ines] E[hrbaren] Hochw[eisen] Raths der Stadt Leipzig Verordnung / worinnen einige das Schulwesen bey hiesiger Stadt betreffende Erläuterungen enthalten, o. O. 1767. [Stadtgeschichtliches Museum Leipzig, I C 296]. Den Schulhaltern wurde am 31. Dezember 1767 die neue Ordnung übergeben. Dabei wurde ihnen eine Frist von vier Wochen eingeräumt, in der sie sich für ein Geschlecht entscheiden mussten. StadtAL, Stift VIII G 5, Bl. 50r–51v.

4. Schulische Bildung in Leipzig um 1800

In den einführenden Bemerkungen zu diesem Beitrag wurde bereits festgestellt, dass bei der Beantwortung der Frage, wie die Strukturen schulischer Bildung in der Vor-moderne einem allmählichen reformerischen Wandel unterzogen werden konnten, auf der lokalen Ebene angesetzt werden muss. Die gilt zumal für das Kurfürstentum Sachsen, das sich im Vergleich mit anderen Territorien durch besonders dicht entwickeltes Schulwesen auszeichnete und in dem die lokale Autonomie in Bildungs- und Schulfragen sehr ausgeprägt war.

Das Beispiel Leipzig zeigt dies mustergültig. Binnen weniger Jahre, zwischen 1792 und 1804 wurde das lokale Bildungswesen einem grundlegenden Wandel unterzogen.⁴⁸ Als entscheidend erwies sich die enge Zusammenarbeit von städtischer und geistlicher Obrigkeit (Rat und Superintendent) und Bürgerschaft, da die mit erheblichen Mitteln geschaffenen neuen Bildungseinrichtungen auch angenommen und nachgefragt werden mussten. Leipzig, wo es bislang keine öffentlichen Elementarschulen gegeben hatte, erhielt in geradezu geballter Form Schulen, die weit über die Grenzen der Stadt hinaus als Musterschulen einer reformgesinnten Bürgerschaft Anerkennung fanden: die Ratsfreischule, die Schule des Arbeitshauses für Freiwillige, die erneuerte Waisenhauschule (alle 1792), die Armenschulen (1803) und eine große Bürgerschule (1804). Treibende Kraft hinter diesem erstaunlich zügig realisierten Programm war neben dem für die Entwicklung der Stadt in dieser Zeit so eminent wichtigen langjährigen Bürgermeister Carl Wilhelm Müller⁴⁹ vor allem der von diesem 1785 nach Leipzig berufene Superintendent Johann Georg Rosenmüller.⁵⁰ Aus

48 Vgl. Friedrich Gottlob Leonhardi, *Geschichte und Beschreibung der Kreis- und Handelsstadt Leipzig nebst der umliegenden Gegend*, Leipzig 1799, zum Schulwesen S. 579–594. Die vielfältigen sozialen und kulturellen Veränderungen in Leipzig in diesem Zeitraum behandeln Thomas Topfstedt, Hartmut Zwahr (Hg.), *Leipzig um 1800. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte*, Beucha 1998. Aus der älteren Schulhistoriographie Kaemmel, *Geschichte des Leipziger Schulwesens* (Anm. 15), S. 511–524; Helm, *Geschichte des städtischen Volksschulwesens* (Anm. 19), S. 24–38.

49 Müller wurde bereits von den Zeitgenossen als der bedeutendste politische Repräsentant der Stadt angesehen. So Leonhardi, *Geschichte und Beschreibung* (Anm. 48), der Müller sein Werk zum Dank für die »wohlthätigen Anstalten und Verbesserungen, die Leipzig Ihrer weisen und väterlichen Fürsorge verdankt«, gewidmet hat. Vgl. zudem die nach Müllers Tod entstandene Lebensbeschreibung *Blicke auf Karl Wilhelm Müllers Leben, Charakter und Verdienste*, Leipzig 1801. Außerdem: Gustav Wustmann, *Der Bürgermeister Müller*, in: ders., *Aus Leipzigs Vergangenheit. Gesammelte Aufsätze* 1, Leipzig 1885, S. 348–383; ders., *Das Denkmal des Bürgermeisters Müller*, in: ders., *Quellen zur Geschichte Leipzigs* 2, Leipzig 1895, S. 529–531; Karin Kühling, Doris Mundus: *Leipzigs regierende Bürgermeister vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Eine Übersichtsdarstellung mit biographischen Skizzen*, Beucha 2000, S. 50 f.

50 Vgl. ausführlich Johann Christian Dolz, *Johann Georg Rosenmüller. Leben und Wirken*, Leipzig 1816. Bei Michael Maurer, *Die Biographie des Bürgers. Lebensformen und Denkweisen in der formativen Phase des deutschen Bürgertums (1680–1815)* (Veröffentlichungen des Max-Planck-Insti-

dessen Perspektive erschien der massive Ausbau des öffentlichen Bildungswesens als komplementäres Gegenstück zu den aufgeklärten Veränderungen, die er zeitgleich auf kirchlichem Gebiet initiierte: Gottesdienst- und Gesangbuchreform, Abschaffung der Individualbeichte, Einführung der öffentlichen Konfirmation.⁵¹ Müller und Rosenmüller sahen sich zudem dem von der Bürgerschaft vielfach geäußerten Wunsch nach einer zeitgemäßen »Bildung des Bürgers« verpflichtet.

Die 1792 eröffnete städtische Ratsfreischule, die weit mehr war als die anfänglich geplante Armenschule, erlangte unmittelbar nach ihrer Eröffnung einen exzellenten Ruf als Muster einer zeitgemäßen, der Erziehung zur bürgerlichen Brauchbarkeit verpflichteten Schule.⁵² Ein Besuch der Freischule, die an die Stelle der bisherigen Winkelschulen treten sollte, gehörte zum festen Programm vieler auswärtiger Besucher Leipzigs.⁵³ Die Schule war ursprünglich für je 150 bedürftige Knaben und Mädchen angelegt worden, versorgte aber wenige Jahre nach ihrer Gründung bereits mehr als doppelt so viele Kinder mit einem Unterricht, der basierend auf der Vermittlung elementarer Fertigkeiten einen nach zeitgenössischer Vorstellung modernen und breiten Lehrstoff beinhaltete. Der rasche auch zahlenmäßig spürbare Erfolg der Ratsfreischule (um 1800 bereits mehr als 800 Schüler) zeigt, dass diese ambitionierten, auf der Höhe der pädagogischen Debatte der Zeit stehenden Grundsätze nicht bloße Programmatik blieben.⁵⁴

Von jenem gedankenlosen Herbeten und den mechanischen Unterrichtsmethoden, die nicht zuletzt in den Winkelschulen, zu deren Bekämpfung die Freischule

tuts für Geschichte 127), Göttingen 1996, findet Rosenmüller als das »herausragende Beispiel« eines »bürgerliche[n] Reformer[s]« am Ende des 18. Jahrhunderts Erwähnung, ebd. S. 350 f.

51 Diesem Zusammenhang widmete sich bereits die Dissertation von Horst Fichtner, *Die Anfänge des Rationalismus im Kirchen- und Schulwesen Leipzigs*, Diss. phil., Leipzig 1921 (Typoskript mit handschriftlichen Veränderungen in der Universitätsbibliothek Leipzig: MF. Phil. Ms. Fichtner, Horst, 1920). Freilich ist diese ungedruckte Untersuchung, die mit einem grob verallgemeinernden Rationalismus-Begriff operiert, aus heutiger Sicht völlig ungenügend.

52 StadtAL, Stift. VIII E 1a »Acta, die Errichtung einer Freyschule für arme Kinder beyderley Geschlechts betreffend, 1787«, hier vor allem Rosenmüllers »Unmasgeblicher Vorschlag wie die Armenschule eingerichtet werden könnte« [o. D. (1790)].

53 Zur Gründungsgeschichte der Schule Johann Christian Dolz, *Die Rathsfreischule in Leipzig während der ersten fünfzig Jahre ihres Bestehens*, Leipzig 1841, S. 24–59, zur Besichtigung der Schule durch auswärtige Besucher S. 60–66.

54 Aufschlussreich zum Entwicklungsstand der Schule knapp zehn Jahre nach ihrer Gründung ist der Bericht der Lehrer der Ratsfreischule an den Leipziger Rat und das Konsistorium Leipzig vom 24. Juli 1801, in: StadtAL, Stift VII B 73 »Copia Actorum, die angeordnete nähere Untersuchung eines im Julius vorigen Jahres bey einer Catechisation in hiesiger Freyschule vorgekommenen anstößigen Ereignisses, 1801«, Bl. 27r–49v. Die Schule hatte vor allem aufgrund des modernen Religionsunterrichts, der nach den katechetischen Konzepten Rosenmüllers erfolgte, unter der Leipziger Geistlichkeit und im Rat auch entschiedene Gegner. Hierzu Eduard Mangner, *Die Inquisition in der Leipziger Ratsfreischule. Zur Feier des 100jährigen Bestehens der Anstalt* (Schriften des Vereins für die Geschichte Leipzigs 4), Leipzig 1892.

errichtet worden war, angetroffen wurden, war nichts mehr zu spüren. Hier ging es, überspitzt ausgedrückt, nicht um das Kind als zahlenden »Kunden«, sondern um eine sittlich-ethische und bürgerlich-praktische Erziehung in einem durchaus modernen Sinne. In der Schule sollten, wie es ihr erster Direktor Karl Gottlob Plato⁵⁵ im Jahr der Gründung vorgeschlagen hatte, »auf die leichteste und faßlichste Weise alle die nützlichen Ken[n]tnisse mitgetheilet werden, die ein verständiger Bürger ietzt nicht mehr entbehren kann. Nämlich Ken[n]niß des Menschen, der bürgerlichen Gesellschaft, der Verbindung der Dinge, die Ursachen der Krankheiten und der manigfaltigen Leiden, die Verhältnisse der Menschen mit der Erde, ihren Einwohnern und Produkten, kurz die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen.« Der Unterricht wurde dabei konsequent an den Erkenntnismöglichkeiten und Entwicklungsstufen des Kindes ausgerichtet. Die Unterweisung begann stets bei »den sinnlichen und ganz bekannten Sachen [...] um sich stufenweise zu dem Intellektuellen zu erheben, von dem Einfachen und leichten aufs Zusammengesetzte und schwerere fortgehen und so die Kinder beobachten, nachdenken und ihre übrige Seelenkräfte verhältnißmäßig eben richtig gebrauchen lehren«.⁵⁶

Den Charakter der Ratsfreischule nicht nur als erste öffentlich unterhaltene Elementarschule Leipzigs, sondern auch als Musterschule spätaufklärerischer Bildungskonzepte unterstreichen die Beobachtungen eines Zeitgenossen. Der Vorsteher des Waisenhauses von Torgau, Johann Gottlieb Tränkner, erhielt im Juni 1797 die Gelegenheit zu einem ausführlichen Besuch der Schule. Über seinen Aufenthalt fertigte er einen Bericht an, der sich in den Akten des Rates erhalten hat. Tränkners Darstellung legt einen Schwerpunkt darauf, die kindgerechten Methoden und Unterrichtsformen der Schule vorzustellen. Die Lektüre der Bibel, ein »belehrendes und besserndes Unterrichtsbuch«, erfolgte nach der Auswahl kurzer Abschnitte und deren Erklärung durch den Lehrer, »so deutlich [...], daß die Kinder selbst den Sinn davon mit ihren eignen Worten auszudrücken im Stande sind«. Der Lehrer »führt die Kinder an, durch eigenes Nachdenken selbst Wahrheiten und Lebensregeln daraus abzuleiten«. Dabei wird kein roher Umgang gepflegt, sondern der Unterricht der Lehrer »athmet den

55 Plato war auf Johann Georg Rosenmüllers Empfehlung mit der Erarbeitung eines pädagogischen Konzepts beauftragt worden. Zu diesem Zeitpunkt war er als Hauslehrer der Kinder des Superintendenten tätig. 1792 fertigte er gleichfalls einen Plan für die Schule des Arbeitshauses für Freiwillige an, dessen Gründung auf eine Initiative eines engen Vertrauten des Bürgermeisters Müller, des Baumeisters Friedrich Ludolph Hansen und anderer Leipziger Kaufleute zurückging. StadtAL, Stift V. 3 »Fascikel verschiedener, das neuerrichtete Arbeitshauß für Freiwillige betreffender Nachrichten und was dem anhängig, 1791–1726«. Der Schulentwurf Platos für die Schule des Arbeitshauses in: StadtAL, Stift V. 12. Vol. I »Acta privata, das Arbeits-Hauß für Freiwillige auch Verhandlungen, Vorträge, Resolutiones betr., angefangen January 1793«, Bl. 22r–29r.

56 StadtAL, Stift. VIII E 1a, Bl. 85r–v, gesamter Entwurf Platos für die Anlage der neuen Schule Bl. 83r–91v.

Geist der Liebe und Werthschätzung gegen ihre Zöglinge«. ⁵⁷ Die Attraktivität der Schule wurde zusätzlich durch die sonntäglich im Schulgebäude abgehaltenen Katechesen und Andachtsstunden gefördert, die von Eltern und Familienangehörigen der Schüler besucht wurden. ⁵⁸

Die Ratsfreischule wurde zum Ausgangspunkt weiterer Schulgründungen und strahlte selbst auf die beiden traditionsreichen gelehrten Schulen aus. So war der bereits erwähnte Thomasschulrektor Friedrich Wilhelm Ehrenfried Rost nach Beendigung seines Studiums an der Leipziger Universität zunächst für mehrere Jahre als Lehrer an der Freischule tätig gewesen. ⁵⁹ Zudem förderte die mit der Ratsfreischule trotz nicht geringer finanzieller und organisatorischer Schwierigkeiten erreichte kostenlose Unterrichtsversorgung für mehrere Hundert Schüler auch die Nachfrage nach anspruchsvoller Elementar- und Berufsbildung unter der Mittel- und Oberschicht. So erhoben erstmals die Handwerkerinnungen 1795 die Forderung nach einer »allgemeinen Bürgerschule«, die Knaben wie Mädchen auf das »bürgerliche Leben« im Handwerk, Gewerbe und Kaufmannschaft vorbereiten sollte. ⁶⁰ Der aus städtischen Eigenmitteln errichtete Bau, dessen Vollendung durch den Tod des einflussreichen Organisators der Schulneugründungen, des Bürgermeisters Carl Wilhelm Müller (1801), verzögert wurde, konnte 1804 auf der Moritzbastei eröffnet werden. Als erster Direktor der Bürgerschule wurde Ludwig Gedike gewonnen, der als Rektor des Gymnasiums von Bautzen – wie anhand eines seiner Bautzener Schulprogramme einleitend erwähnt – bereits in den 1790er Jahren als engagierter Reformers und Vertreter einer praktischen Bürgerschulpädagogik aufgetreten war. ⁶¹

⁵⁷ Der Bericht Tränkners, überschrieben mit »Wahrnehmungen, bey meinem, auf hohe Verordnung der Armen- und Waisenhaus Commission achtthägigen Besuch in der Freyschule zu Leipzig«, entstand im August/September 1798 (Johann Gottlieb Tränkner an Karl Gottlob Plato, 15. September 1798, StadtAL, Stift VIII E 4 »Acta, die hiesige Raths-Frey-Schule betr., 1798«, Bl. 1r-v). Der gesamte Bericht ebd., Bl. 2r–17r, Zitat: Bl. 2v.

⁵⁸ Vgl. Dolz, Die Rathsfreischule in Leipzig (Anm. 53), S. 43–45.

⁵⁹ So wurde Rost unter anderem mit der Durchführung von Sonntagskatechesen in der Freischule und in der eng mit ihr verbundenen Schule des Arbeitshauses betraut. Karl Gottlob Plato an den Vorsteher des Arbeitshauses, Baumeister Friedrich Ludolph Hansen, 4. September 1794, StadtAL, Stift V. 20 »Acta privata, das Arbeits Hauß für Freywillige und die bey Errichtung und Fortdauer desselben gesamelte Scripturen und Nachrichten betr. 1792–1794«, Bl. 53r.

⁶⁰ StadtAL, Stift VIII D 4a »Die von mehreren Innungen in hiesiger Stadt gesuchte Anlegung einer Bürgerschule, 1795, Vol. I.«

⁶¹ Vgl. Otto Lange, Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der I. Bürgerschule zu Leipzig, Leipzig 1904; Kaemmel, Geschichte des Leipziger Schulwesens (Anm. 15), S. 521 f.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Der vorliegende Beitrag versuchte zu zeigen, dass sich schulische Unterweisung, mit anderen Worten Bildungsvermittlung und Wissensaneignung, im frühneuzeitlichen Leipzig nicht auf wenige »institutionalisierte« Orte beschränkte, sondern in Gestalt der Winkelschulen und des Hausunterrichts ein fester Bestandteil des sozialen Lebens, des Alltags auf der Gasse oder in den Vorstädten war. Die öffentlichen Schulen standen zahlenmäßig eher am Rande des lokalen »Bildungsmarktes« und bedienten nur einen Teil der vorhandenen Bildungsnachfrage. Erst im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurden diese Verhältnisse durch die Gründung öffentlich unterhaltener, frequenzstarker Schulen, die Elementarkenntnisse und praktisches, auf die berufliche Zukunft der Kinder orientiertes Wissen vermittelten, grundlegend verändert.

Die Umgestaltung des Leipziger Schulwesens in den Jahren um 1800 markiert zwar ein bemerkenswert umfassendes und zudem erfolgreiches Beispiel der Erneuerung, quantitativen Erweiterung und qualitativen Reform des Schulwesens im Zeichen der späten Aufklärung. Ein Einzelfall war Leipzig freilich nicht. Die erfolgreichen Reformen in Leipzig wurden in anderen sächsischen Städten beobachtet und nicht zuletzt mittels personeller Transfers auch dort wirksam.⁶² Exemplarisch zeigt dies der Lebensweg des aus der Oberlausitz stammenden Johann Friedrich Adolph Krug (geb. 1771), der nach seinem Studium in Leipzig mehrere Jahre als Mitarbeiter Gedikes an der Leipziger Bürgerschule tätig war. Bei einem Aufenthalt bei Pestalozzi im schweizerischen Yverdon lernte er den einleitend erwähnten Bautzener Oberamtskanzler Herrmann kennen, der ihn 1810 zum Leiter der in Zittau errichteten Allgemeinen Stadtschule berief. 1819 wurde Krug schließlich Direktor der in Dresden als höhere Bürgerschule gegründeten Friedrich-August-Schule.⁶³ Dem engen Vertrauten des Superintendents Rosenmüller und Gründer der Leipziger Ratsfreischule Karl Gottlob Plato wurde 1795 die Leitung der Realschule und des damit verbundenen ersten sächsischen Lehrerseminars in Friedrichstadt bei Dresden angeboten, was den Rat dazu bewog, Plato mit einer erheblichen Gehaltsaufbesserung in Leipzig zu halten.⁶⁴

62 Nachweisbar ist vor allem die Rezeption der Leipziger Verhältnisse in Dresden, wo seit den 1780er Jahren die Umgestaltung des lokalen Bildungswesens in Gang gekommen war. So besuchte der einflussreiche Dresdner Oberkonsistorialrat Johann Christoph Rädler 1794 die Leipziger Schulen. Karl Gottlob Plato an Friedrich Ludolph Hansen, 8. April 1794, StadtAL, Stift V. 20, Bl. 43r.

63 Zur Biografie Krugs: Christian Pescheck, Geschichte und Beschreibung der neuen Schulanstalten in Zittau, in: Neues Lausitzisches Magazin 2 (1823), S. 471–545, hier S. 482 f., 535 f. Zur Anstellung Krugs an der Leipziger Bürgerschule StadtAL, Stift. VIII. D. 1 »Acta, die Bürgerschule betr., 1803«, Bl. 3v. Herrmann erwähnt in seinem zitierten Reisebericht Krug als seinen Reisebegleiter (Bericht des Oberamtskanzlers Herrmann zu Budissin [Anm. 6], S. 32 f.).

64 StadtAL, Tit. VIII 85 »Protocollum in der Enge 28. Nov. 1795 bis 21. Dez. 1803«, Bl. 15r–v: Protokoll vom 11. Dezember 1795.

Im Wechselspiel von obrigkeitlichem Reformimpuls und standesübergreifender Akzeptanz der Bürger in Gestalt einer breiten Bildungsnachfrage erlebte das städtische Schulwesen in zahlreichen sächsischen Kommunen in den Jahren um 1800 beachtliche Veränderungen. Auch wenn ambitionierte schulreformerische Initiativen, wie in Preußen, Österreich und zahlreichen kleinen Territorien ausblieben, verhielt sich die Dresdner Landesobrigkeit keineswegs passiv. Dies zeigen nicht nur die kursächsischen Schulordnungen des Jahres 1773, die österreichische und preußische Anregungen aufnahmen, sondern ebenso die Bemühungen um eine Verbesserung der Lehrerbildung und der Reform der gelehrten Schulen im letzten Drittel des Jahrhunderts.⁶⁵ Die Autonomie der lokalen Entscheidungsträger bei der praktischen Verbesserung des Schulwesens vor Ort wurde aber weitestgehend anerkannt. So wurden einige der auch in Sachsen in den Jahren um 1800 erfolgten normativen Neuregelungen zu Schule und Unterricht bezeichnenderweise von den praktischen Schulverbesserungen im Land angeregt und nicht umgekehrt.

⁶⁵ Vgl. Ernst Schwabe, *Beiträge zur Geschichte des sächsischen Gelehrtenschulwesens von 1760–1820* (Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im albertinischen Sachsen 4), Leipzig 1909.

Zur Geschichte der Leipziger Garnison und der Kasernen in der Pleiestadt

Dieter Kürschner

In den vergangenen Jahrzehnten wurden viele große und kleine Werke zur Leipziger Geschichte geschrieben. Bei diesen stadtgeschichtlichen Forschungen und Veröffentlichungen wurde die Rolle Leipzigs als Garnisons- und Soldatenstadt weitgehend vernachlässigt, obwohl die Garnison besonders in den Jahren von 1866 bis 1914 einen nicht zu unterschätzenden Anteil am Aufstieg Leipzigs zur modernen Großstadt hatte.

Ein Beitrag über Leipzig als Garnison und Garnisonsstadt erfordert zunächst eine Begriffsbestimmung der Kategorien »Garnison« und »Garnisonsstadt«. Beide Begriffe sind zwar auch heute noch geläufig, werden aber selbst von Militärs unterschiedlich verwendet und oftmals mit Kaserne gleichgesetzt. Der Ursprung des Wortes »Garnison« liegt im Französischen: »garnir«, also garnieren, mit etwas versehen, ausrüsten. In unserem Falle: die Stadt zum Schutz mit Militär versehen bzw. ausrüsten. Während ein Leipziger Lexikon von 1735 Garnison noch als die Besatzung einer Festung charakterisierte, bürgerte sich der Begriff mehr und mehr als Bezeichnung für die militärische Besatzung eines Ortes ein. Die Garnisonsstadt ist folglich die Stadt, in der eine Garnison liegt. Vor dem Ersten Weltkrieg wurde die aus dem Französischen entlehnte Garnisonsstadt im Allgemeinen von »Standort« abgelöst. Das ist bis heute beibehalten, jedoch wesentlich ungenauer als der ursprüngliche Begriff, denn er vermischt das Militär der Stadt mit der Stadt selbst.

Bei der Darstellung der Leipziger Garnison kann man zwei Varianten nutzen, zum einen die »zeitliche« die sich genau an die Entstehungsgeschichte und die Entwicklung des Militärs in der Stadt hält, und zum anderen die »örtliche«, also den Bezug auf die Kasernen. Der Übersichtlichkeit wegen wird hier in drei Zeitabschnitten die zweite Variante gewählt, d.h., es werden die Kasernen und militärischen Objekte in der Reihenfolge ihrer Entstehung genannt und in diesen dann die Stäbe, Truppenteile und Einheiten des jeweiligen Militärs dargestellt. Dazu ist es jedoch notwendig, den Begriff »Kaserne« zu definieren. Auch er wurde im 17. Jahrhundert aus dem Französischen übernommen und hat seinen Ursprung wohl im vulgrlateinischen »quaderna«, der Bezeichnung für vier Wachen. Aus Frankreich kamen nicht nur der Begriff, sondern auch die Kasernen selbst. Darunter versteht man einen Gebäudekomplex zur stndigen Unterbringung von Truppen und Stäben. Darum auch wird in der Bundeswehr der Begriff zumeist mit »Truppenunterkunft« eingedeutscht. Kasernen entstanden

mit der Einführung von stehenden Heeren in den europäischen Staaten, obwohl die meisten von ihnen (wie auch Sachsen) lange Zeit an Bürgerquartieren und Festungskasematten festhielten. In Preußen wurde die erste Kaserne 1738 in Berlin gebaut. Sie diente anfangs zur Unterbringung von Offiziers- und Unteroffiziersfamilien, denen jeweils mehrere ledige Soldaten zur Unterbringung, Verpflegung und Versorgung zugeteilt wurden. Erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ging man zu gemeinsamer Essenszubereitung für die Mannschaften über.¹ In Sachsen entstand der erste Kasernenbau in der Residenzstadt Dresden. Bis Ende der 60er Jahre des 19. Jahrhunderts blieb in Sachsen jedoch das Bürgerquartier oder wie in der Pleißenburg die Unterbringung in Festungen typisch. Erst nach der Eingliederung der sächsischen Truppen in das Bundesheer und insbesondere nach dem Krieg von 1870/71 begann der Kasernenbau in großem Stil, z. T. mit den aus Frankreich herausgepressten Kontributionen.

Der Übergang zum Kasernenbau hatte neben der militärischen Verpreußung Sachsens eine Reihe von organisatorischen, militärisch disziplinierenden und finanziellen Gründen. Es dürfte darüber hinaus auch eine Rolle gespielt haben, dass die Heeresführung mit der Unterbringung in geschlossenen Gebäudekomplexen die Soldaten dem tagtäglichen Einfluss der organisierten Arbeiter entziehen wollte.

Nach der Klärung der Begriffe stellt sich nun zwangsläufig die Frage, seit wann in Leipzig eine Garnison lag, seit wann also Leipzig Garnisonsstadt war. Die Beantwortung dieser Frage ist nicht ganz einfach und wird wohl Widerspruch herausfordern. Dazu ist wiederum einiges Vorwissen notwendig. Bereits in frühen Zeiten, nachweislich zumindest seit dem 16. Jahrhundert, besaß die Stadt das landesherrliche Privileg der Befreiung von Einquartierungen.² Das mag wohl daraus resultieren, dass die Stadt eine Universität und den Messeplatz beherbergte. Tore und Festungswerke wurden von der Bürgerschaft und angeworbenen Söldnern, später den Stadtsoldaten und nach deren Auflösung 1830 der Communalgarde bewacht. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts, bald nach dem Abzug der Schweden unter Karl XII., bekam die Stadt Leipzig zwar zeitweilig ein Regiment kurfürstlicher Infanterie als Besatzung, das blieb jedoch in den Vororten einquartiert. Wenn also Soldaten die Stadttore passieren wollten, mussten sie um Erlaubnis nachsuchen. Hierdurch sollen häufig Reibereien und größere Tumulte provoziert worden sein. Die auch noch später oft erfolgte Einquartierung von Truppen in den Vororten belastete diese ganz erheblich und verschlechterte das Verhältnis zur Stadt beträchtlich.

1 Vgl. Friedrich Richter, Gebäude für militärische Zwecke, in: Handbuch der Architektur, 4. Teil, 7. Halbband, Stuttgart 1900, S. 81.

2 Der erste Nachweis datiert vom 10. März 1552 (Kurfürst Moritz). Dieses Privileg wurde urkundlich im November 1634 von Johann Georg I. und am 15. März 1680 erneut bestätigt (Urkunden im Stadtarchiv Leipzig).

Natürlich existierte die Pleißenburg und ihre Besatzung, doch diese unterstanden ebenso wie die übrigen maximal sechs befestigten Plätze Sachsens, die jedoch nicht ständig besetzt waren, direkt dem sächsischen Kurfürsten bzw. König. Damit wäre es nicht gerechtfertigt, die »Schlossbesatzung« als Leipziger Garnison zu bezeichnen. Wenn das Neue Rathaus, auf dessen Platz bis zur Mitte der 1890er Jahre die Pleißenburg stand, sich auch heute im Zentrum der Stadt befindet, erkennt man auf alten Stichen eindeutig, dass sich die Pleißenburg außerhalb der Stadtbefestigung erhob. Die historische Bezeichnung »Pleißenburg bei Leipzig« ist also durchaus gerechtfertigt.

Seit wann also gibt es in Leipzig eine Garnison? Man kann das Datum mit 1830 beziffern, denn seit diesem Zeitpunkt lag ständig eine militärische Einheit in der Pleißenburg, oder aber auch mit 1866, seitdem die Soldaten in der Pleißenburg als Leipziger Bürger galten und damit die hier stationierten Truppen eine Leipziger Garnison bildeten. In dieser Arbeit wird die zweite Variante gewählt.

Trotzdem ist es notwendig, einige Aussagen zur Pleißenburg zu tätigen, denn sie bildete die Grundlage der Entstehung und Entwicklung der Garnison und war auch ab 1866 die Kaserne, die die Leipziger Garnison beherbergte. Die bauliche Übergangsform des »Schlosses« zur Kaserne lag jedoch schon im Jahr 1838, als das V-förmig auf die Turmbastei der Pleißenburg gesetzte Kasernengebäude, das die Gesamtansicht der Burg völlig veränderte und das historische Bild verunstaltete, errichtet wurde. Dieses Gebäude war aus der sich vor dem Turmhaus befindlichen Bastei auf dem Wallgraben beiderseits herausgebaut worden. Ebenfalls auf dem Wallgraben befanden sich (in Richtung Petersstraße) das Exerzierhaus und (etwa in Höhe des heutigen Stadthauses) der Parade- und Exerzierplatz. In dieser Kaserne waren 1866/67 Teile der preußischen Besatzungstruppen untergebracht.

Da nach deren Abzug die Pleißenburg erst einmal einer gründlichen Reinigung unterzogen werden musste, rückten erst im Januar 1868 der Stab, das I. und das II. Bataillon des Schtzen-(Füsilier-)Regiments Nr. 108 in die Pleißenburg ein.³ Hier erscheint es wohl notwendig ein paar Sätze zu den Schtzen und Fsilieren zu sagen. »Schtzen« war die offizielle Bezeichnung für die leichte Infanterie, die in einzelnen Zeiträumen entsprechend ihrer Bewaffnung auch »Arkebusiere«, »Musketiere«, »Fsilieri« oder »Grenadiere« genannt wurden. Unter »Fsilieren« verstand man eine leichte Futruppe, die in aufgelöster Ordnung (im Gegensatz zur Lineartaktik bzw. als Rand- oder Nebenerscheinung von dieser) eingesetzt wurde und entsprechend ausgerüstet war. Sie erhielt in Sachsen z. B. als erstes die Zndnadelgewehre. Fsilieri galten als Elitetruppe und rekrutierten sich auch aus ausgewählten Mannschaften.

3 Leipziger Tageblatt vom 16., 17. und 26. Januar 1868.

Die Ausbildung des Regiments (wie auch seines Nachfolgeregiments) wurde auf dem Exerzierplatz vor der Pleißenburg oder im dort stehenden Exerzierhaus durchgeführt. Die Kompanie- und Bataillonsausbildung erfolgte entweder auf dem Exerzierplatz an der Grenze zu Gohlis (heute etwa von Georg-Schumann-Straße, Ehrensteinstraße, Kickerlingsberg und Springerstraße begrenzt) oder auf dem Übungsgelände (Exer) bei Connewitz. Die Schießausbildung erfolgte auf den Schießständen im Rosental. Ihr Standort wurde als »auf den Frankfurter Wiesen« (Messplatz) oder auch als »Rahnstädter Viehweiden« bezeichnet. Diese befanden sich südlich des Niederholzes und westlich der Alten Elster. Dieses Gelände wird heute etwa wie folgt begrenzt: nördlich die Drieschstraße/Leutzscher Allee, östlich Friedrich-Ebert-Straße, südlich Jahnallee, westlich einschließlich Elsterbecken. Auf diesem Gelände wurde in etwa das Zentralstadion errichtet.⁴

Bereits im März 1869 wurde dem Regiment die Order bekannt, dass es am 1. Oktober eine neue Garnison zu beziehen habe: die Residenzstadt Dresden. Diese Verlegung wurde auch wie geplant durchgeführt. Ein Eliteregiment gehörte eben in die Residenzstadt.

Gleichzeitig mit dem Abzug der 108er bezogen von Leisnig und Döbeln kommend der Stab und zwei Bataillone des 8. Infanterieregiments (IR) Nr. 107 die Pleißenburg. Das III. Bataillon verlegte man von Mittweida nach Wurzen. Es war eines der ältesten sächsischen Regimenter, denn es führte seine Geschichte bis ins Jahr 1708 zurück, in dem es am 2. Juni als »Garnisonregiment Graf Flemming« in Dresden aufgestellt worden war.⁵ Im Regiment dienten vornehmlich Soldaten aus den Amtshauptmannschaften Döbeln und Rochlitz. Dabei handelte es sich um »meist sehr kräftige Landbevölkerung«.⁶ Die Gliederung des Regiments war recht einfach: Es bestand aus einem kleinen Stab und drei Bataillonen zu jeweils vier Kompanien.⁷

Für den Nichtfachmann ist die Benennung des Regiments von Interesse. Die doppelte Nummerierung der sächsischen Regimenter und anderer Truppenteile ergibt sich daraus, dass sie zum einen als sächsische Regimenter zu zählen waren (8. Infanterieregiment) und zum anderen eine Nummerierung innerhalb des deutschen Bundesheeres erhielten (Infanterieregiment Nr. 107).⁸ Die Angehörigen des Infan-

4 Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Kap. 18, Nr. 8, Bd. I und II.

5 Claus von Bredow, Ernst von Wedel, Historische Rang- und Stammliste des deutschen Heeres, Teil 2, Berlin 1905 (Nachdruck Osnabrück 1972), S. 1404 f.

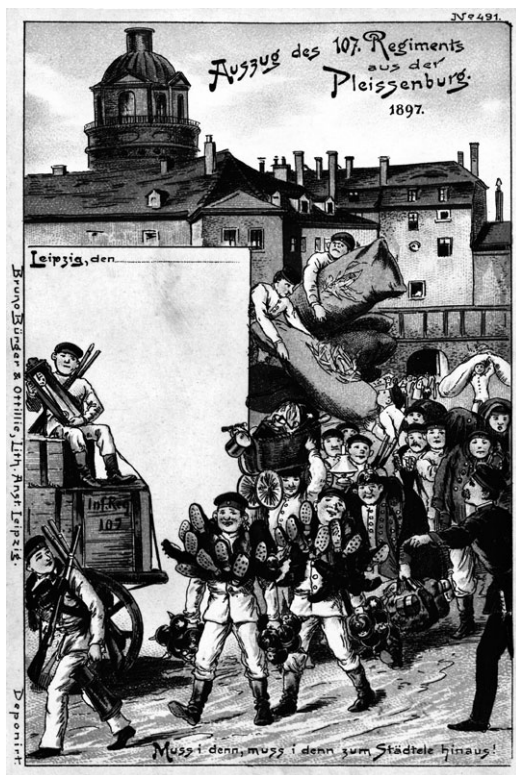
6 C. L. Hähnel, Bei den Fahnen des XII. (Kgl. Sächsischen) Armeecorps, Aufzeichnungen eines Angehörigen des 107. Regiments im Feldzug 1870/71, München 1890, S. 1.

7 Theodor Wagner, Geschichte des Königlich sächsischen 8. Infanterieregiments »Prinz Johann Georg« Nr. 107, 1867–1908, Leipzig 1908, S. 2.

8 Diese Art der Nummerierung trifft auf alle Kontingente der deutschen Armee auch nach der Gründung des Deutschen Reiches zu. Eine Ausnahme bildet die Königlich bayerische Armee, die, wohl um ihre Selbstständigkeit zu betonen, die einheitliche deutsche Nummerierung nicht führte.

Ansichtskarte

zum Anszug des Infanterieregiments 107
aus der Pleißenburg



terieregiments Nr. 107 wurden sowohl umgangssprachlich als auch in vielen Fällen in der Presse als »107er« bezeichnet. Die sächsische Nummerierung fand nur in den Anfangsjahren oder in offiziellen Dokumenten Anwendung.

Am 1. Oktober 1869 wurden auch militärische Stäbe nach Leipzig verlegt. Das betraf den Stab der 2. Division Nr. 24 und den der 4. Infanteriebrigade Nr. 48. Ihnen folgte 1870 der Stab der 2. Kavalleriebrigade Nr. 24.

Mit den Stäben war eine größere Anzahl von Offizieren nach Leipzig versetzt worden. Diese waren im Leipziger Bürgertum gern gesehen. Da sie in der Regel dem Adel oder dem gehobenen Bürgertum entstammten, waren sie zum einen reputierliche Gäste der Familien und der Salons und zum anderen potenzielle Schwiegersöhne. Auch die Tatsache, dass sie mit ihrem Vermögen und dem Verdienst als Offizier als Käufer und durch ihre Bildung und vor allem wegen ihrer Standespflichten als Besucher von Oper, Operette und Gewandhaus die Stadt belebten, darf nicht außer Acht gelassen werden.

Um das Jahr 1870 war die Pleißenburg mit dem Infanterieregiment 107, dem Proviantamt mit Bäckerei und Lagerräumen, dem Geschäftszimmer der Kommandantur

und der Arrestanstalt belegt, darüber hinaus befanden sich auch weiterhin kirchliche und zivile Behörden in der Pleißenburg.

Die von der Militärverwaltung benutzten und durch sie vertragsmäßig baulich zu unterhaltenden Gebäude waren infolge ihres Alters und ihrer intensiven Nutzung baufällig. Zum Teil waren sie feucht und feuergefährlich. Bereits am 22. Juni 1841 hatte die »Leipziger Zeitung« berichtet: »Seit heute Morgen bemerkte man in dem Theile des Schlosses Pleißenburg, welcher an das Thurmgebäude stößt, die katholische Kirche, Wohnungen der Geistlichen, Militairlokale etc. umfaßt, dergestaltige Baufälligkeiten, besonders an dem Gewölbe und den Pfeilern des Gotteshauses, dass ein größeres Unheil zu besorgen war. Bereits vor acht Tagen hatte man dem Bersten eines der in der Kirche befindlichen Pfeiler entgegenarbeiten müssen; doch heute nahm man ein bedeutendes Bröckeln des Kalks und der Steine wahr und die über der Kirche befindlichen Localien zeigten durch sämmtliche drei Stockwerke so viele Risse und Senkungen, dass sie augenblicklich geräumt wurden.«⁹

Der Hof war für militärische Dienste kaum nutzbar, denn die öffentliche Straße vom Stadtzentrum zur Promenade und zum Westviertel der Stadt führte direkt durch die Pleißenburg. Die Übungsplätze auf dem Wallgraben waren äußerst begrenzt.¹⁰

Trotzdem Kriegsminister von Fabrice der Zustand der Pleißenburg bekannt war, widersetzte er sich allen Bemühungen der Stadt, sie für andere Zwecke zu nutzen, und betrieb den weiteren Ausbau als Kaserne. Folgerichtig wurde in der Pleißenburg für militärische Zwecke weitergebaut. Das auf die Turmbastei gesetzte Kasernengebäude wurde 1872 durch Flügel verlängert und bot damit Platz für sieben Kompanien. Der Magazin- und der Münzflügel beiderseits des Trotzers¹¹ wurden als Kaserne »A« ausgebaut und boten fünf Kompanien Platz. 1878 wurde auf den Wall zur Promenade hin das neue Exerzierhaus mit einer Größe von 65 mal 21,5 m aufgerichtet. Schließlich wurde das Turmhaus für Kommando- und Verwaltungsbehörden, Militärgericht und Gefängnis ausgebaut.

Der in den 1870er Jahren entfachte Streit zwischen der Stadt Leipzig und dem sächsischen Kriegsminister von Fabrice um die Nutzung der Pleißenburg – die Stadt wollte die Burg erhalten und zu nichtmilitärischen Zwecken nutzen – ging bis Anfang der 1880er Jahre bis ins sächsische Parlament.¹² Wie eng Staats- und kommunale Fragen mit einzelnen Personen verknüpft waren, sollte sich ein Jahrzehnt später zeigen. Am 25. März 1891 verstarb Kriegsminister von Fabrice und sechs Tage später er-

⁹ Leipziger Zeitung vom 22. Juni 1841.

¹⁰ Vgl. Leo Auenmüller, Leipzig als Garnison der 107er, in: Leipziger Neueste Nachrichten vom 11. Juni 1933.

¹¹ Der Trotzer war der nach Norden zu gelegene Teil der Pleißenburg, nicht etwa der Pleißenburgturm.

¹² Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden (im Folgenden: SächsHStA), Sächsisches Kriegsministerium (SKM), Nr. 1259, unfoliiert.

nannte der König Herrn von der Planitz zu seinem Nachfolger. Es geht das Gerücht, dass König Albert dem neuen Kriegsminister erklärt habe, es sei sein persönlicher Wunsch mit der Stadt Leipzig ins Reine zu kommen und die Pleienburgfrage aus der Welt zu schaffen; die Burg solle der Stadt überlassen werden für den Preis, den sie wert sei, nicht billiger, aber auch nicht teurer.¹³

Herr von der Planitz erbot sich, die Pleißenburg aufzugeben, wenn die Stadt für das Infanterieregiment 107 und ein zu versetzendes Kavallerieregiment Kasernen bauen würde. Für die Stadt war der Zeitpunkt für ein solches Unternehmen wegen ihrer Finanzlage nicht besonders günstig. Man bedachte jedoch, dass, wenn das Kriegsministerium die Pleißenburg umbauen würde, die Aussicht auf einen Erwerb und einen eventuellen Abriss in weite Ferne gerückt worden wäre.

Die Verhandlungen verliefen zügig, wurden jedoch durch ungeheuerliche Forderungen des Finanzministeriums wiederholt unterbrochen und zeitweilig sogar abgebrochen. Am 4. Mai 1895 wurde schließlich der 17-seitige Vertrag zwischen dem sächsischen Kriegsministerium, dem sächsischen Finanzministerium und der Stadt Leipzig unterzeichnet. Darin hieß es unter Punkt 2. u. a.:

»Das Königlich Sächsische Finanzministerium als Vertreter des Königlich Sächsischen Staatsfiskus überläßt der Stadt Leipzig das Schloß Pleißenburg, wie solches auf Fol. 2491 des Grund- und Hypothekenbuchs der Stadt Leipzig eingetragen ist, mit allen Rechten und Gerechtigkeiten und mit Allem, was darin mauer-, niet- und nagelfest ist, ... für den Kaufpreis von 4.150.000,– Mark ... Auf diesen Kaufpreis wird für das Kasernement Infanterie, die Bäckerei und das K rnermagazin die feste vereinbarte Summe von 2.500.000,– Mark in Abzug gebracht, sodass ein Kaufpreiswert von 1.650.000,– Mark ... zu gewähren bleibt.«¹⁴

Damit war das Ende der Pleißenburg besiegelt. Nach der Übergabe an die Stadt wurde sie abgerissen und an ihrer Stelle das Neue Rathaus und weitere Gebäude errichtet. Vorher entstanden in der Pleiestadt jedoch zwei andere Kasernen.

Die Kaserne an der Hallischen Straße

Nach dem Krieg von 1870/71 begann in Sachsen der Bau von Kasernen. So entstanden in folgenden sächsischen Garnisonsst dten bis zum Jahr 1900 Kasernen: Dresden (4), Riesa (2), Bautzen, D beln, Borna, Frankenberg, Grimma, Großenhain, Chemnitz, Leisnig, Marienberg, Oschatz, Pirna, Plauen, Wurzen, Zittau, Zwickau und Leipzig (2). Bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges folgten weitere Kasernen

13 Gustav Wustmann, Leipzig und die Leipziger Immobiliengesellschaft, Leipzig 1903, S. 119.

14 StadtAL, Kap. 59, Nr. 366, Bd. 2, Bl. 225 ff.

in: Dresden (6), Bautzen (2), Chemnitz (2), Riesa (2), Bischofswerda, Frankenberg, Glauchau, Großenhain, Kamenz, Löbau, Meißen, Pirna, Wurzen und Leipzig (4).¹⁵

Es war ursprünglich beabsichtigt und durch den Rat der Stadt Leipzig auch durchaus gewünscht gewesen, eine vom Kriegsministerium geforderte Kaserne auf Leipziger Flur zu errichten. Dafür war der Platz zwischen der Connewitzer Chaussee (Kochstraße) und dem östlichen Teil der Körnerstraße vorgesehen. Hier hatte 1863 das 3. Deutsche Turnfest stattgefunden. Das Verhältnis zwischen der Stadt Leipzig und dem sächsischen Kriegsminister von Fabrice scheint jedoch, wie sich auch bei den Auseinandersetzungen um die Pleißenburg zeigte, nicht das Beste gewesen zu sein. Es kam zu Unstimmigkeiten zwischen dem Rat der Stadt und staatlichen Behörden, die dazu führten, dass der Kasernenbau vor den Toren der Stadt erfolgte, was weder für die Stadt noch für das Regiment von Vorteil war.

Das sächsische Kriegsministerium wählte für den Bau der Kaserne einen sanft abfallenden Höhenrücken im kleinen Vorort Möckern aus. Höhepunkt der Bebauung war und ist dabei das Hauptgebäude. Dieses ist im deutschen Kasernenbau wohl eine Einmaligkeit. Nur in dieser Kaserne wurde das gesamte Regiment in einem einzigen Gebäude untergebracht, in allen anderen hatten die Kompanien, Batterien bzw. Züge, zumindest aber die Bataillone, Abteilungen bzw. Eskadronen (Schwadronen) eigene Gebäude. Hinter dem Hauptgebäude standen an der Eisenbahnböschung das Schlachthaus, der Wasserturm,¹⁶ der Stall mit 12 Pferdeboxen und das Arresthaus mit zwei Wärterwohnungen und 30 Zellen. Der imposante Kasernenbau wurde 1875 bis 1877 unmittelbar an der Grenze zu Gohlis nach Plänen der Militär-Baudirektion Dresden errichtet.¹⁷ Die Bauausführung übernahm ein Leipziger Baukonsortium: die Baumeister Otto und Julius Streb und Bernhard Leuthier.¹⁸ Die Kosten betrugen 2061 450,10 Mark. Für den Bau wurde das Flurstück 214 aus Möckern ausgemeindet und bildete fortan den »selbständigen Gutsbezirk Kaserne Möckern«.¹⁹

Die Kaserne ist in ihrer Grundform bis zum Abriss der Nebengebäude im Jahr 1993/94 erhalten geblieben. Um die Jahrhundertwende entstanden entlang der Georg-Schumann-Straße Kasernen- und Wohngebäude. Der weitläufige Exerzierplatz wurde mehrmals neu gestaltet. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts legte man die Kastanienallee an.

15 Vgl. Wenn unsere Kaserne erzählen könnte ..., Die Geschichte der Kaserne Großenhain, Unikat eines Albums, Großenhain 1968, unpaginiert.

16 Dieser heute gekappte Turm wird oft fälschlich als Pulverturm bezeichnet. Er wurde nach dem Bau des Wasserwerkes an der heutigen Olbrichtstraße (etwa 1903) nicht mehr benutzt.

17 Leipzig und seine Bauten, hg. von der Vereinigung Leipziger Architekten und Ingenieure, Leipzig 1892, S. 151–153.

18 SächsHStA Dresden, SKM, Nr. 4962, unfoliiert.

19 Ortsstatut für die Gemeinde Möckern vom 14. Februar 1902. Die Eingemeindung in die Stadt Leipzig erfolgte erst im Jahr 1924.

Das aus einem Mittelbau und zwei Seitenbauten bestehende Hauptgebäude hat eine Frontlänge von 345 m (damit soll es das längste Kasernengebäude Europas sein) und eine Tiefe von 12 m, die 4 Flügel an der Rückfront sind jeweils 30 m lang und 15 m breit. Damit bot das Gebäude Raum für 30 Offiziere und Beamte mit Familien, 40 verheiratete Unteroffiziere mit Familien und 1 650 Unteroffiziere und Mannschaften sowie alle Verwaltungs- und Versorgungsräume.²⁰

In einer Erinnerung an die ersten Jahre in der Kaserne schrieb General der Infanterie von Carlowitz: »Auf flachem Acker, ohne Baum und Strauch, erhob sich der mächtige steinerne Kasernenbau, fern von jeder menschlichen Ansiedlung, begrenzt von zwei Eisenbahneinschnitten, abgelegen von dem Getriebe der großen Stadt, zu den nur von der Gohliser Weintraube ab eine eingleisige Pferdebahn mit halbstündigem Verkehr führte. Der große Kasernenhof glich bei Regenwetter einem Sumpf, durchkreuzt von zwei gepflasterten Straßen, nur vor dem Mittelbau war zur Belebung des Gesamtbildes eine Lindengruppe im Entstehen, die nur durch die Pfähle, an die die einzelnen Bäumchen gebunden waren, dürftige Schattenstriche warf.«²¹

Am 1. April 1877 traf das 7. Infanterieregiment »Prinz Georg« Nr. 106, von Chemnitz kommend, in Leipzig ein. Damit zog ein weiteres der alten sächsischen Regimenter in die Leipziger Gegend. Die Geschichte des IR 106 ist bis 1867 mit der des IR 107 identisch, denn beide Regimenter wurden aus der 3. Infanteriebrigade »Prinz Georg« formiert. Die Uniform unterschied sich nur unwesentlich von der des IR 107. Das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zu den 107ern waren die zwei in Spiegelschrift verschlungenen »G« (Georg) auf den Schulterklappen, die das Regiment als Auszeichnung von seinem Chef Prinz Georg erhalten hatte. Wegen dieser beiden »G« trug das Regiment im Volksmund den Spitznamen »Brezelregiment« und seine Angehörigen wurden als »Brezeljungen« bezeichnet, denn die verschlungenen Buchstaben sahen einer Brezel zum Verwechseln ähnlich.²² Die Leipziger »übersetzten« die beiden G später mit »Geenich Georg«. Das Regiment blieb bis zum Ende des Ersten Weltkrieges in der Kaserne.

Die Barackenkaserne

Mit dem fortschreitenden Ausbau der sächsischen Armee (Truppenvermehrungen) sollte ein weiteres Regiment in Leipzig aufgestellt werden. Dazu erfolgten im Jahre 1880 erste geheime Vorbesprechungen zwischen Vertretern des sächsischen Kriegs-

20 Leipzig und seine Bauten (Anm. 17), S. 151.

21 Adolph von Carlowitz, Rede zum 106er-Tag in Leipzig, in: Sächsische Landesblätter des deutschen Offiziersbundes vom 14. Mai 1927.

22 Der Kamerad (1897) 1, S. 4 f.

ministeriums und Bürgermeister Georgi. In ihnen wurde der Bau von Doppelbaracken für das »zu errichtende und hier in Garnison zu bringende Regiment« erwogen. Eine solche Doppelbaracke für zwei Kompanien sollte ca. 50 000 Mark kosten. Für das Regiment wurden sechs benötigt.

Die Barackenkaserne baute man noch 1880 im östlichen Teil des Exerzierplatzes an der Grenze zu Gohlis. Die Grenzen des Standortes bildeten in etwa (entsprechend der heutigen Topografie) im Nordwesten die Ehrensteinstraße, im Nordosten die Georg-Schumann-Straße (etwa Höhe Chausseehaus), im Süden und Südosten die Balzac- und die Karl-Rothe-Straße und im Westen die Richterstraße.

Die Wohnbaracken und das Wachhaus waren massiv, weite (Wirtschafts-)Baracken aus gemauertem Fachwerk. Jede der parallel stehenden Wohnbaracken enthielt acht Schlafsäle für Mannschaften, zwei Wohnstuben für Mannschaften (je 30 Mann), zwei Stuben für Unteroffiziere, eine Leutnantswohnung, vier Unteroffizierswohnungen, eine Schreibstube, eine Mannschaftskochküche, zwei Waschräume und zwei Gewehrräume. Zu jeder Wohnbaracke gehörte eine Latrinenbaracke mit überdachtem Zugang, und sie wurde so insgesamt 138 m lang.

Die Kaserne enthielt Platz für sechs Offiziersfamilien, 22 Unteroffiziersfamilien und 1 500 Mann.²³ Gleichzeitig errichtete das Militär neben dieser Kaserne entlang der jetzigen Ehrensteinstraße mit westlicher Begrenzung Gohliser Straße eine Exerzierhalle. Sie hatte die stattliche Größe von 134 m x 25 m.

Am 1. April 1881 wurde in der Kaserne das 10. Infanterieregiment Nr. 134 aufgestellt.²⁴

Die Kaserne war zwar entsprechend den Forderungen des Kriegsministeriums für nur fünf Jahre gebaut worden, das IR 134 sollte sie jedoch erst am 1. Oktober 1903 nach mehr als 22 Jahren wieder verlassen. Plauen hatte dem Militärfiskus ein Areal zur Verfügung gestellt, auf dem eine massive, den modernen Bedingungen entsprechende Kaserne gebaut werden konnte. Nachdem diese fertig gestellt war, verlegte man das Regiment in seine neue Garnison.

Die Nonnenkaserne

Am 3. August 1893 beschloss der Deutsche Reichstag ein Gesetz über die Friedenspräsenzstärke des deutschen Heeres. Darin setzte man die Dienstzeit für das Heer auf zwei Jahre herab, dafür wurden in den Infanterieregimentern neue (IV.) Bataillone, sogenannte Halbbataillone, gebildet. Für das IV. Bataillon des IR 107 mietete die Garni-

²³ Leipzig und seine Bauten (Anm. 17), S. 155 f.

²⁴ Bruno Schatz, Das Kgl. sächs. 10. Infanterie-Regiment Nr. 134, Bd. 2, Dresden 1922, S. 164.

sonsverwaltung in Plagwitz eine ehemalige Brauerei in der Nonnenstrae an. Aus den IV. Bataillonen der Regimenter 106, 107 und 134 (Leipzig) und des IR 139 (Dübels) bildete man dann am 1. April 1897 in Leipzig und Leisnig ein neues Infanterieregiment. Es erhielt die Bezeichnung 14. Infanterieregiment Nr. 179.²⁵ Die Unterbringung des Regiments wurde für die Stadt problematisch. Man griff also für den Regimentsstab und das I. Bataillon des neuen Regiments auf die Unterkunft des bisherigen IV. Bataillons des IR 107 zurück. Dabei handelte es sich um die ehemalige Nonnenbrauerei in der Nonnenstrae 25–27.²⁶ Aus diesem Grunde wurde die Unterkunft sowohl im Volksmund als auch z.T. im offiziellen Sprachgebrauch als »Nonnenkaserne« bezeichnet. Die stillgelegte Brauerei hatte neben dem geringen Quartierpreis noch einige Vorteile gegenüber Privatquartieren: Die Armeeangehrigen waren kasernenhnlich geschlossen untergebracht, es waren Räume für Ausbildungs- und Unterrichtszwecke vorhanden, der Besitzer stellte Bettwäsche und sorgte für ihre Reinigung, es konnten eine Bekleidungskammer eingerichtet und auch ein kleiner Exerzierplatz auf dem Gelände gebaut werden. Pro Tag und Soldat erhielt der Besitzer der Nonnenkaserne statt etatmiger 50 nur 35 Pfennige.²⁷ Die Stadt wollte dieses »Kasernement« jedoch so schnell wie möglich wieder aufgeben, denn sie musste ja die Quartiergelder zahlen, was zu stndigen Querelen zwischen ihr und der Garnisonsverwaltung führte.

Am 1. April 1900 wurde eine Unterkunft in Wurzen frei. Da das II. Bataillon des IR 179 bereits in Wurzen in Garnison lag, war es verständlich, auch den Regimentsstab und das I. Bataillon in diese Garnison zu verlegen. Das erfolgte umgehend. Damit war das Provisorium Nonnenkaserne in Plagwitz erledigt.²⁸

Der Kasernenkomplex an der Heerstraße

Im Vertrag zum Verkauf der Pleißenburg war als Termin für den Bau einer Infanterie- und einer Kavalleriekaserne der 31. März 1897 festgelegt. Das bedeutete, dass beide Bauwerke innerhalb von zwei Jahren zu errichten waren. Der Bauumfang war immens, denn auf dem Mckernschen Grund nördlich von Gohlis sollten auf freiem Feld entstehen:

- eine vollständige Infanteriekaserne
- eine vollständige Kavalleriekaserne
- ein Proviantamt mit Bäckerei und Krnermagazin

25 Arthur Goldammer, Das Kgl. Sächs. 14. Infanterie-Regiment Nr. 179 (Erinnerungsblätter deutscher Regimenter, Sächsische Armee 62), Leipzig 1931, S. 14 f.

26 Hier entstand nach der Wende eine Seniorenresidenz.

27 SächsHStA Dresden, SKM, Nr. 4304, 4306 und 4406, alle unfoliiert.

28 Goldammer, Das Kgl. Sächs. 14. Infanterie-Regiment (Anm. 25), S. 15.

- Dienstwohnungsgebäude für das Proviantamt
- Dienst- und Vorratsgebäude für die Garnisonsverwaltung
- Arrest- und Gerichtsgebäude.

Darüber hinaus waren der Exerzierplatz bei Lindenthal vorzubereiten, der 46,5 ha große Exerzierplatz bei Connewitz zu übergeben und zur Bebauung vorzubereiten, Straßen zu bauen sowie die Wasserversorgung und die Abwasserabführung zu klären.²⁹

Die Kaserne wurde nicht, wie die des IR 106, von einem privaten Baukonsortium gebaut. Die Bauleitung lag in den Händen des Stadtbauamtes unter Bauinspektor Goldammer, das eng mit dem Militärbauamt zusammenarbeitete. Die einzelnen Arbeiten schrieb die Stadt öffentlich aus und bevorteilte dabei Leipziger Firmen. Auf dem Bauplatz waren zeitweilig etwa 3 000 Personen beschäftigt.³⁰

Der Bau ging zügig voran und konnte auch termingerecht abgeschlossen werden. Mit den Kasernen waren schlichte Zweckbauten ohne architektonische Höhepunkte entstanden. Der Baustil erinnert an preußische Kasernen und passt nur schwer in das Leipziger Stadtbild. Architektonisch halten diese Kasernen weder einem Vergleich mit der Kaserne des IR 106 noch mit der Dresdener Albertstadt stand. Interessant ist die Lösung, beide Kasernen auch für den Außenstehenden unterscheiden zu können. Das geschah, indem man für die Infanteriekaserne gelbe und für die Kavalleriekaserne rote Verblendsteine verwendete.

Mit der Übergabe der Objekte war Leipzig die zweitgrößte Garnisonsstadt Sachsens geworden. Der Kasernenkomplex Möckern ist nur mit der Albertstadt in Dresden zu vergleichen, wenngleich die Geschlossenheit der Dresdener Kasernen nicht erreicht werden konnte.³¹

Der Bau der Kasernen hatte in den folgenden Jahren den Bau von Häusern, die Ansiedlung von Kaufleuten und Gaststätten entlang der Landsberger Straße und in deren Umfeld zur Folge. Die Heerstraße (Olbrichtstraße) und der Tauchaer Weg (Max-Liebermann-Straße) wurden gebaut und die Straßenbahnlinie 6 (heute 4) bis zur Endstelle an den Kasernen weitergeführt. Der Ausbau der Infrastruktur im Norden von Gohlis wurde entweder vom Militär selbst bewerkstelligt oder doch zumindest finanziell unterstützt.³²

²⁹ Vgl. Der Kamerad 33 (1901).

³⁰ StadtAL, Kap. 18, Nr. 33, Bd. 1–3.

³¹ Zum Bauablauf, zum Einsatz Leipziger Firmen und Handwerker, zu Problemen beim Bau sowie zur Zusammenarbeit zwischen Stadtbauamt und Militärbauamt gibt es allein im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden, Fonds Generalkommando XIX. Armeekorps, etwa 50 z.T. sehr umfangreiche Aktenbände.

³² Vgl. Auenmüller, Leipzig als Garnison der 107er (Anm. 10).

Mit einem großen militärischen Zeremoniell verließ am 1. April 1897 das Infanterieregiment 107 die Pleißenburg, in der es fast 28 Jahre untergebracht war. Das Regiment wurde in der neuen Kaserne auf der »goldenen Höhe« durch den Oberbürgermeister Dr. Georgi willkommen geheißen.

Am folgenden Tag rückte das 2. Ulanenregiment Nr. 18 in die neu errichtete Kavalleriekaserne ein. Erstmals garnisonierte damit Kavallerie in der Stadt, und entsprechend war auch der Empfang.

Artilleriekaserne am Viertelsweg

Im Rahmen der Truppenvermehrung des Jahres 1899 sollten in Leipzig das 7. Feldartillerieregiment Nr. 77 (FAR 77) sowie das 2. Trainbataillon Nr. 19 aufgestellt werden. Die Planung für den Kasernenbau erfolgte durch das Kriegsministerium in Dresden in direkter Absprache mit dem Oberbürgermeister der Stadt, Dr. Georgi, gemeinsam mit der Planung der bereits erläuterten Kasernen in größter Geheimhaltung. Die neuen Kasernenkomplexe, deren Bau natürlich erst nach der Beschlussfassung durch den Reichstag, also nach der Fertigstellung der Infanterie- und der Ulanenkaserne, in Angriff genommen werden konnte, wurden zwischen dem Proviantamt und der Kaserne des IR 106 sowie östlich des Proviantamtes – nun erstmals auf Leipziger Flur – geplant. Die Erschlieungsvorbereitungen, vor allem die Wasserzuleitung und der Straßenbau, waren mit dem Bau der erstgenannten Kasernen im Wesentlichen erledigt.³³ Die Kaserne für das FAR 77 wurde östlich des Proviantamtes zwischen der Heerstraße und der Treitschkestrae (Olbrichtstraße und Hans-Oster-Straße), südlich der Planitzstrae (Viertelsweg) errichtet.

Das FAR 77 wurde mit Datum vom 1. Oktober 1899 in Leipzig gebildet. Seine Aufstellung war darauf zurückzuführen, dass sich im Krieg von 1870/71 gezeigt hatte, dass die Artillerie den Anforderungen eines modernen Krieges nicht mehr gewachsen war.³⁴ Mit dem FAR 77 erhielt Leipzig neben Infanterieregimentern und einem Kavallerieregiment auch einen Truppenteil dieser Waffengattung. Sie brachten eine weitere Farbe ins Leipziger Stadtbild. Bevor diese Kaserne im Jahr 1902 bezogen werden konnte, wurden die Batterien zwischen Heerstraße, Tauchaer Weg (Max-Liebermann-Straße) und Planitzstrae in kurzfristig aufgestellten Wellblechbaracken untergebracht.³⁵

33 Vgl. Richard Kaden, In der alten Armee (Beiträge zur deutschen Familiengeschichte 13), Groitzsch 1933, S. 185 f.

34 SächsHStA Dresden, Findbuch Artillerieregiment 77, S. 1 ff.

35 SächsHStA Dresden, SKM, Nr. 4306, unfoliiert.

Die Trainkaserne

Gleichzeitig mit dem FAR 77 wurde das 2. Trainbataillon Nr. 19 aufgebaut und ebenfalls in Wellblechbaracken untergebracht.

Die Kaserne errichtete man zwischen dem Proviantamt und der Kaserne des IR 106. Sie bestand aus einem Mannschaftsgebäude, einem Stabs-, Wirtschafts- und Verheiratetengebäude, drei Pferdeställen und sechs weiteren Gebäuden. Das Bataillon, das der Feldartilleriebrigade 24 unterstand, bestand aus drei Kompanien.³⁶

Unter Train war der Tross des Heeres zu verstehen, vor allem die Transportmittel, welche die Nahrung, Waffen und Munition nachführten, wozu sogenannte »Kolonnen« gebildet wurden.

Weitere militärische Bauten

Bis 1899 bestand die sächsische Armee, trotz ständiger Truppenvermehrungen, nur aus einem Armeekorps, dem XII. (kgl.-sächs.) AK. Da dieses so nicht mehr zu führen war, erfolgte seine Teilung. Darum wurde 1899 in Leipzig das XIX. (2. kgl.-sächs.) Armeekorps gebildet. Das beschleunigte die abschließende Errichtung weiterer Militärbauten in Leipzig. Es entstanden:

1. Das Proviantamt mit Bäckereigebäude³⁷, Brotmagazin, Maschinen- und Kesselhaus, Bäckerkaserne, Waagehaus mit Waage, Vorratsgebäude, Körnermagazine, Mehlspeicher, Raufutterschuppen und zwei Dienstwohngebäude.
2. Garnisonsverwaltung mit Gerichtsgebäude und Arresthaus (zwei Offiziers- und 51 Uffz-/Soldatenzellen),³⁸ Dienst- und Wohngebäude, Wasserwerk mit einem Wasserturm (später zwei Türme) und Maschinisten-Wohnhaus³⁹.
3. Die Eisenbahn-Gleisanschlüsse für das Proviantamt, die sowohl für die Versorgung der Truppen in Friedenszeiten als auch für die Mobilmachung eine besondere Bedeutung hatten.
4. Mit dem 1. Oktober 1901 das Bekleidungsamt des Armeekorps nördlich des FAR 77 mit sechs Offizieren, 18 Beamten, 23 Unteroffizieren und 248 Ökonomiehandwerkern. Es hatte die Aufgabe, die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke für das Armeekorps anzufertigen, zu beschaffen und von den Betrieben abzu-

36 SächsHStA Dresden, Generalkommando XIX. AK, Nr. 21404, Bl. 19, 54.

37 Die Bäckerei besaß vier Backöfen in denen gleichzeitig 480 Brote gebacken werden konnten, vgl. Leipziger Zeitung vom 31. März 1897.

38 Zur Geschichte des Militärgerichts vgl. Dieter Kürschner, Historisches Leipzig: Militärgericht an der Heerstraße, in: Gohliser 1/2000.

39 StadtAL, Kap. 18, Nr. 33, Bd. IV, Bl. 165 f.; auch: Leipziger Tageblatt vom 17. März 1895.

nehmen und aufzubewahren. Dazu wurden sechs Gebäude errichtet und der Gleisanschluss gebaut.⁴⁰

5. Ein Filial-Artillerie-Depot des Artilleriedepots Riesa, das mit dem 1. April 1901 in das Artilleriedepot des XIX. AK umgewandelt wurde. Es wurde neben dem FAR 77 und dem Bekleidungsamt mit sieben Gebäuden errichtet.⁴¹
6. Das Korpsgericht bezog das fur Beamtenwohnungen vorgesehene Gebäude Heerstraße (Olbrichtstraße) 4, wurde jedoch spater in das Gebäude gegenuber der Kaserne des IR 107 (bekannt als Haus 33) verlegt und darf nicht mit dem Divisionsgericht an der Ecke Heerstraße/Tauchaer Weg verwechselt werden.⁴²
7. Bereits 1898/99 entstand zusatzlich zum Lazarett am Gohliser Exerzierplatz ein Hilfslazarett mit 60 Betten, bestehend aus sieben Baracken am Tauchaer Weg, gegenuber dem Platz, an dem 1910 das Garnisonslazarett errichtet wurde.
8. An der Landsberger Straße wurden fur eingezogene Reservisten und durchziehende Truppen zwei Einquartierungshauser gebaut.⁴³
9. Auf dem Gelande, auf dem ehemals die Barackenkaserne gestanden hatte, wurden das Haus des Kommandierenden Generals und die Korpskommandantur errichtet.

Mit den nunmehr existierenden Staben, Truppen und Einrichtungen hatte Leipzig in den Jahren 1900/01 die stärkste militärische Belegung seiner Geschichte. Im Norden Leipzigs war eine Kasernenstadt entstanden, die mit der Eingemeindung Mockerns im Jahr 1910 endgultig in die Stadt einging. Weder nach der Remilitarisierung im Jahr 1935 noch wahrend der Zeit der NVA oder der Bundeswehr wurde auch nur entfernt eine solche militärische Präsenz in Leipzig erreicht wie in den Jahren 1900 und 1901. Eine Übersicht über die in Leipzig stationierten Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere liegt nicht vor. Sie kann jedoch aus den Zahlen fur die beiden evangelischen Seelsorgebezirke in etwa errechnet werden.⁴⁴ Danach waren am 15. Januar 1900 in Leipzig 8685 Militrangehorige stationiert: Hinzu kamen 615 Ehefrauen sowie 455 Knaben und 490 Mädchen, Kinder der Offiziere und Unteroffiziere.

Die Garnison hatte sich fur die Stadt Leipzig zu einem Wirtschaftsfaktor erster Ordnung entwickelt. Neben dem Bau militärischer Objekte galt das fur den nicht geringen Bedarf an Lebensmitteln, Futtermitteln, an Schlachtvieh, Kasernenmobiliar und -ge-

40 Diese Gebäude werden gegenwärtig unter dem irrefuhrenden Namen »Kaisergrten« fur Wohnzwecke umgestaltet.

41 StadtAL, Kap. 18, Nr. 33, Bd. IV, Bl. 19, 55.

42 StadtAL, Kap. 18, Nr. 39, Bd. III, Bl. 112.

43 SachsHStA Dresden, Generalkommando XIX. AK, Nr. 22586, Bl. 92–95. Trotzdem diese in Deutschland einmaligen Gebäude unter Denkmalschutz standen, wurden sie im Oktober 2004 abgerissen.

44 SachsHStA Dresden, SKM, Nr. 5114, unfoliiert.

rätschaften, Energie und Kohle, Baustoffen und -kapazitäten. Einige Fabrikanten und Großhändler der Stadt brachten es mit der wachsenden Garnison zu beachtlichen Gewinnen. Aber auch kleinere Händler, Handwerker, Gewerbetreibende, Fotografen, Ausschank- und Geschäftsinhaber sahen in den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren gesuchte Kunden. Das galt ebenso für Fleischer,⁴⁵ Bäcker, Konditoreien, Milch- und Kolonialwarenhandlungen.

Gewinn aus der Existenz der Garnison zogen darüber hinaus die Brauereien, Gasthäuser, Hotels und Schankwirte. Dem Adressbuch von 1899 ist zu entnehmen, dass es in diesem Jahre in Leipzig 121 Gasthäuser und Hotels und 1 181 Schankwirtschaften gab. Die Gaststättenverbote für das Militär, Militärverbote genannt, waren für die Gastwirte besonders in der Nähe der Kasernen in der Regel ein echter Verlust. Sie erfolgten kaum aus gesundheits- und disziplinerhaltenden (Kaschemmen, vornehmlich kriminelle Gäste u. ä.), sondern fast ausschließlich aus politischen Gründen.⁴⁶

Delikatessgeschäfte, Tabak-, Zigarren- und Weinhandlungen profitierten besonders von Großlieferungen an die Offizierskasinos. Aber auch Friseure, Modehäuser, Uniformschneidereien, Handschuh- und Mützenmacher, Schuhmacher, Lederwarenhändler und Händler mit Abzeichen, Orden, Fahnen etc. hatten ihre Käufer zu einem großen Teil beim Militär. Auffällig für Leipzig ist die Zahl von mindestens drei Fahnenfabriken. In Dresden und München gab es jeweils nur eine Fabrik.⁴⁷

Gute Geschäfte machten jährlich im Herbst die Händler mit den zumeist in München auch für die sächsischen Regimenter produzierten Reservistenkrügen, -pfeifen und -gläsern. Mit der Aufschrift »Zur Erinnerung an meine Dienstzeit« versehen gab es derartige massenhaft vertriebene und in der Regel sehr kitschig aufgemachte Andenken für alle Leipziger Truppenteile.⁴⁸ Ab 1908 wurden Regimentsteller für den »gehobenen Geschmack« u. a. in der Porzellanmanufaktur Meißen hergestellt.⁴⁹

Gleiches trifft auf die Fotografen zu, die sich zum Teil in der Nähe der Kasernen niedergelassen hatten, denn kurz vor der Entlassung ließen sich die meisten Soldaten und Unteroffiziere in Uniform fotografieren. Diese Bilder, aber auch die Reservistenkrüge »zierten« so manche Leipziger Arbeiterstube.

Profit aus der Garnison schlugen in besonderem Maße einige Postkartenverlage wie die »Lithographische Anstalt Bruno Bürger und Ottilie« und »Dr. Trenkler und Co.« Wenn es auch bisher keine Übersicht über die Zahl der unterschiedlichen Postkarten gibt, bei Leipziger Sammlern befinden sich für die Zeit bis 1914 mehr als

45 Hermann Kind, Die Fleischerei in Leipzig, o. O., o. J., S. 140 f.

46 SächsHStA Dresden, Generalkommando XIX. AK, Nr. 22591–22598.

47 Vgl. Der Kamerad 25–27 (1913).

48 Frank Hübner, Reservistenkrüge und Reservistenpfeifen, München 1982, S. 58.

49 Georg Duwe, Wer treu gedient hat ... Die Regiments- und Erinnerungsteller der Meißner Porzellanmanufaktur 1900–1945, Osnabrück 1985, S. 234–236.

800 verschiedene Motive der Kasernen, einzelner militärischer Gebäude, von Regimentskarten, Erinnerungen an solche Ereignisse wie Kaiser- und Königsmanöver, Waffen-, Uniform- und Fahndarstellungen sowie Scherzkarten zur Musterung, zur Entlassung, zum Reservistendienst und zum Umzug des IR 107 aus der Pleißenburg.

Am 18. Februar 1914 wurde der Königliche Erlass Nr. 27/14 über »Äußere Anschriften an Kasernen« veröffentlicht, wonach in Sachsen 45 Kasernen Namen erhielten. Laut Mitteilung des »Leipziger Tageblattes« betraf das in Leipzig folgende:

Kaserne des IR 106	König-Georg-Kaserne
Kaserne des IR 107	Prinz-Johann-Georg-Kaserne
Kaserne des UIR 18	König-Albert-Kaserne
Kaserne des FAR 77	Planitz-Kaserne
Kaserne des Train-Btl 19	Trainkaserne

Geschichte der Leipziger Garnison und der Kasernen von 1919 bis 1945

Während des Ersten Weltkrieges rückten die Leipziger Truppen und eine größere Zahl von Reservetruppenteilen, Landwehr- und Landsturmeinheiten an die Front. In der Messestadt wurden immer wieder neue Stäbe und Einheiten aufgestellt, die nicht nur in den Kasernen, sondern auch in sechs Bezirksschulen und 60 Privatquartieren (zumeist Tanzsäle und Betriebsgebäude) untergebracht waren. Die höchste Zahl waren gleichzeitig 60 Stäbe und 55 Truppenteile und Einheiten.⁵⁰ Dazu kam noch eine unbekannte Anzahl von Lazaretten und Pflegeheimen.

Nach der Novemberrevolution und der Rückkehr der Truppen von der Front begann die Demobilmachung, die jedoch zumeist in den umliegenden Dörfern durchgeführt wurde, denn in den beiden großen Kasernen lagen bereits neu gebildete Truppen, die sehr polarisiert waren. In der Kaserne an der Hallischen Straße logierte die Sicherheitswehr des Arbeiter- und Soldatenrates Leipzig. Diese Wehr stand zwar relativ weit links, war jedoch keinesfalls ein der USPD oder gar der KPD unterstelltes »Instrument des Klassenkampfes«. Sie verstanden sich selbst als ein Sicherheitsorgan, das die Aufgaben der alten Polizeibehörden übernahm oder (zum späteren Zeitpunkt) diese in einer unübersichtlichen politischen Situation verstärkte. Einzig die Matrosenkompanie, die jedoch nicht in der Kaserne untergebracht war, verkörperte ein revolutionäres Machtorgan.

⁵⁰ StadtAI., Quartieramt Nr. 72, 73 und 89; SächsHStA Dresden, Ministerium für Militärwesen, Nr. 7062.

Ihren Gegenpol stellten die sich in der Kaserne an der Heerstraße bildenden »weißen Garden« dar. Sie waren die Basis für Freikorps, Grenzschutzeinheiten und auch für die Zeitfreiwilligenverbände⁵¹. Im »roten« Leipzig mussten sie sich natürlich sehr ruhig verhalten und verlegten darum schnell auf Truppenübungsplätze.

Diese auch für den Historiker nur schwer durchschaubare Zeit, nicht unberechtigt »revolutionäre Nachkriegskrise« genannt, hatte in Leipzig zwei Einschnitte. Das waren zum einen der Einmarsch General Maerckers mit etwa 8000 bis 9000 Mann der vorläufigen Reichswehr am 7. Mai 1919 und zum anderen die Kämpfe während des Kapp-Putsches im März 1920.

Inzwischen war das deutsche Heer in zwei Stufen zur 100 000 Mann starken Reichswehr umgebildet worden, und Kriegsminister Reinhard legte fest, dass die besten Kasernen für die Verbände der Reichswehr zu bestimmen seien. Die in Leipzig aufzustellenden Truppen bezogen darum die Kasernen an der Heerstraße.

Dabei handelte es sich um den Stab, das II. und III. Bataillon und die 12. (Minenwerfer-)Kompanie des 11. Infanterieregiments. Dazu wurden die bisher zwei Kasernen zu einer vereinigt. Das I. Bataillon dieses Regiments bezog die Kaserne in Frankenberg, verlegte aber sehr bald nach Freiberg, und das Ausbildungsbataillon erhielt Döbeln als Standort.⁵²

Dieser Rumpfruppenteil spielte in Leipzig kaum eine Rolle, denn zum einen befand sich ja die Kaserne im äußersten Norden, weit weg vom Getöse der Stadt und zum anderen verhielten sich die Angehörigen des Regiments sehr zurückhaltend, und da es sich durchweg um Berufssoldaten handelte (sogenannte »Zwölfender« wegen der 12-jährigen Verpflichtung), die zumeist auch in Kasernennähe oder in den Kasernen selbst wohnten, isolierten sie sich in starkem Maße selbst. In Erscheinung traten sie in der Regel nur bei besonderen Anlässen wie dem Reichskriegertag 1925, den vielen Denkmalsweihen, öffentlichen Begrüßungen des Reichspräsidenten oder Treffen von Kriegerverbänden. In die Belange der Stadt mischten sie sich nicht ein und darum findet man in der lokalen Presse auch nur Berichte über die Regimentskapelle unter Leitung des legendären Musikmeisters Gilsch.

Noch vor der Machtübergabe an die Nationalsozialisten änderte sich das Erscheinungsbild der Reichswehr in der Stadt. Sie trat wesentlich stärker ans Licht der Öffentlichkeit. Das eskalierte nach der Machtübernahme der Nazis natürlich ganz wesentlich. Die kleine Garnison stand plötzlich im Mittelpunkt allgemeinen Interesses. Am 1. April 1934 wurde der Regimentskommandeur »Kommandant von Leipzig«,

51 Curt Rakette, Hugo Hertel, Zeitfreiwilligen-Regiment Leipzig, Leipzig 1935.

52 Bernhard Pamberg, Werner Hartmann, Gerd Niepold, Geschichte des 11. (Sächs.) Infanterie-Regiments, späteren Infanterie-Regiment 11 und Grenadier-Regiments 11 von 1918–1945, o. O., o. J.; Rainer Sippenauer, Die Garnison Leipzig 1921–1945. Zur Geschichte der Truppenteile, Kommandobehörden und militärischen Einrichtungen in Leipzig, Leipzig 1995.



Luftbild der Kaserne des Infanterieregiments 11 der Reichswehr und des Garnisonslazarett

was nichts anderes war als die Tarnbezeichnung für den Stab der 14. Infanteriedivision, die dann im Oktober 1935 offiziell aufgestellt wurde. Das war Teil der Umbildung der Reichswehr zur Wehrmacht, die mit der Gründung vieler neuer Regimenter einherging. So bildete das Infanterieregiment 11 die Basis für die IR 53 in Königsbrück und IR 101 in Leisnig und im Folgenden immer wieder für neue Regimenter (u. a. IR 32 in Zeitz).

Am 3. August 1939 verließ das Regiment seine Kaserne und nahm an den Kriegen gegen Polen, Frankreich und später gegen die Sowjetunion teil. In der Kaserne wurden das Ersatz- und Ausbildungsregiment 14 sowie das Ersatz- und Ausbildungsbataillon 11 aufgestellt und stationiert. Bis 1945 bezogen nun Tausende von Rekruten und Verwundeten die Unterkünfte, um dann wieder an die Front und in den Tod zu gehen.

Am 13. April 1945, eine Woche vor dem Einzug der Amerikaner in die Stadt, wurde die Kaserne noch zum Schauplatz eines Mordes. Durch ein Wehrmachtsschießungskommando wurden hier 32 von Zivilgerichten zumeist aus politischen Gründen zum Tode verurteilte Tschechen, Franzosen und Deutsche exekutiert.⁵³

⁵³ Vgl. Dieter und Sven Kürschner, Das Kriegsende in Leipzig und Nordwestsachsen, in: Kriegsschauplatz Sachsen 1945, Altenburg 1995, S. 28–51.

Auch die Trainkaserne wurde 1919 von der Reichswehr bezogen. Hier wurde die 3. Kompanie der Kraftfahrabteilung 4 aufgestellt. Diese Kraftfahrabteilungen waren der Kern späterer Panzertruppen und sie wurden dadurch bekannt, dass sie mit Holzattrappen von Panzern und Panzerspähwagen das Verbot dieser Waffen umgingen.

Aus ihr bildete man 1934 die Aufklärungsabteilung 4, die kurze Zeit später nach Sondershausen verlegt wurde. In die Kaserne zog nun die II. Abteilung des (schweren) Artillerieregiments 50 ein. Nach Kriegsbeginn war in der Kaserne, die inzwischen den Namen »Planitz-« und später »Kirchbach-Kaserne« trug, dessen Ersatzabteilung stationiert und ab 1940 das Kraftfahr-Ersatz-Bataillon 24. Mit diesem Bataillon wurde in der Kaserne ebenso wie im ehemaligen Bekleidungsamt eine Vielzahl von Feldpostämtern untergebracht, was für die Familien und die Soldaten an der Front natürlich von größter Bedeutung war.

Die Artilleriekaserne am Viertelsweg wurde durch die Reichswehr nur zur Unterbringung von Militärbehörden genutzt. Ansonsten waren Kasernengebäude zur zivilen Nutzung verpachtet. 1935 zogen dann Teile des Artillerieregiments 50 ein und während des Krieges befand sich hier auch die Standortkommandantur. Die Kaserne erhielt 1937 den Namen »Adolf-Hitler-Kaserne«.

Die älteste Leipziger Kaserne an der Hallischen Straße wurde 1919 nicht von der Reichswehr beansprucht. Sie wurde Polizeikaserne. Hier waren Einheiten der Hilfspolizei aufgestellt, die im Volksmund wegen der Uniformfarbe »Grüne« genannt wurde. Aus dieser Hilfspolizei wurde im September 1920 die Landessicherheitspolizei gebildet. Diese kasernierte Polizeitruppe, sie entsprach in etwa der Bereitschaftspolizei, war gebildet worden, um eine militärisch organisierte und ausgebildete bewaffnete Einheit für den Einsatz im Innern zu haben. Sie machte sich auch bald unter den Arbeitern Leipzigs einen unrühmlichen Namen. 1924/25 umfassten die neun in der Kaserne stationierten Leipziger Bereitschaften 960 und die berittene Abteilung 64 Beamte, die überall in Krisensituationen eingesetzt wurden.⁵⁴

Ab 1933 erfolgte für diese Bereitschaften eine militärische Gliederung und Ausbildung. Am 1. Oktober 1935 wurden sie in die Wehrmacht als I. Bataillon des IR 11 eingegliedert. Nach Kriegsbeginn garnisonierte in der Kaserne das Standortbataillon z. b. V. (zur besonderen Verwendung). Zu diesem Bataillon gehörte eine Kompanie mit schwer verwundeten Soldaten (Armamputationen etc.). In der Kaserne waren zeitweilig auch Teile des Sanitäts-Ersatzbataillons 4 und das Heimat-Pferdelazarett 104 untergebracht.

Die geheime Vorbereitung der Aufrüstung Anfang der 1930er Jahre führte dazu, dass schon kurz nach der Verkündung der »Wehrfreiheit« durch Hitler am 16. März 1935 die ersten neuen Kasernen übergeben werden konnten. Dazu gehörte in Leip-

54 Staatsarchiv Leipzig, Polizeipräsidium, Nr. 4989.

zig die Nachrichtenkaserne an der Danziger Straße (Max-Liebermann-Straße).⁵⁵ Sie erhielt am 17. Oktober 1935 den Namen »Hindenburg-Kaserne« und wurde noch am gleichen Tag durch die aus Königsbrück versetzte Nachrichtenabteilung 14 bezogen. Nach Kriegsbeginn war in dieser Kaserne die Nachrichten-Ersatzabteilung 14 stationiert, die jedoch 1940 nach Chemnitz verlegt wurde. Danach befand sich hier eine Einheit der Heeresnachrichtenschule Halle, die Lehrgänge zur Dolmetscherausbildung durchführte.

In der Kaserne Viertelsweg stellte die Wehrmacht am 1. April 1937 das Gruppenkommando (später Heeresgruppenkommando) 4 auf. Diesem Stab unterstanden drei Armeekorps in Magdeburg, Jena und Berlin, in denen Panzer- sowie leichte und motorisierte Divisionen zusammengefasst waren. Erster Oberbefehlshaber war der General der Artillerie Walter von Brauchitsch, der spätere Oberbefehlshaber des Heeres. Sein Nachfolger wurde 1938 General der Artillerie Walter von Reichenau, ein fanatischer Anhänger Hitlers. Als Chef des Generalstabes fungierte 1939 Generalmajor Friedrich Paulus. Dieser Stab wurde am 4. März 1939 in die neuen Gebäude an der Windscheidstrae verlegt und mit Beginn des Krieges gegen Polen in das Armee-Oberkommando 10 umgebildet.

1936 wurde vor den Toren der Stadt ohne jedes Zeremoniell eine moderne Flak-kaserne übergeben. Hier, neben dem Dörfchen Schönau, zog die 73. (leichte) Flak-abteilung ein. Im Jahr 1939 wurden dort eine Luftwaffenfachschule errichtet und das Flieger-Ersatz-Bataillon IV gegründet. Bisher weitgehend unbekannt ist, dass in der Kaserne von 1940 bis 1942 das »Prfungslager der Luftwaffe« untergebracht war. Hinter diesem unscheinbaren Begriff verbirgt sich nichts anderes als eine »Erziehungseinrichtung«, klarer die Strafeinheit der Luftwaffe.⁵⁶ über diese Strafeinheit ist bisher fast nichts bekannt. Nur in den Akten des Ostfriedhofs und der U-Haftanstalt findet man einige Militrgerichtsurteile gegen »Sondersoldaten«. Nachdem bei einem Fliegerangriff im Jahr 1943 das Stabsgebude der 14. Flak-Division in der Grassistrae 1 zerstört wurde, kam der Stab in diese Kaserne und verblieb da bis kurz vor dem Kriegsende.

Am 14. November 1938 bezog die I. Abteilung des Flakregiments 13 aus Wurzen kommend eine neue Kaserne an der Torgauer Straße. Diese wurde nach dem Abzug des Regiments zunächst von Teilen der Flakgruppe Leipzig, später auch von anderen Flakeinheiten sowie Luftwaffeneinrichtungen genutzt. Die Einheiten aus den beiden Flakkasernen stellten auch eine große Zahl von Flaksoldaten für die »Legion Condor«, die ab 1936 in Spanien den bevorstehenden Zweiten Weltkrieg bten. Teile der Kaserne beherbergten ein Luftwaffenlazarett.

⁵⁵ Leipziger Neueste Nachrichten vom 18. Oktober 1935.

⁵⁶ Curt Holstein, Disziplinarvorgesetzter, Gerichtsoffizier; Überblick über die Sonderabteilungen der Wehrmacht, in: Zeitschrift für Wehrrecht 8 (1943) 3.

Die Leipziger Garnison und die Kasernen 1945 bis 1990

Im April 1945 besetzten die amerikanische 2. und 69. Division Leipzig. Die Kasernen befanden sich zu diesem Zeitpunkt in einem äußerst desolaten Zustand. Darum und weil sie Wehrwolfaktionen befürchteten, bezogen die Amerikaner nur die Nachrichtenkaserne an der Max-Liebermann-Straße und ansonsten Privathäuser. Anders die sowjetischen Truppen, die am 2. Juli 1945 Leipzig übernahmen. Sie bezogen einen Teil der Kasernen und verließen sie z.T. erst 1991 wieder. Andere Kasernen wurden ab 1948/49 durch die Hauptverwaltung Ausbildung der Volkspolizei (HVA), später die Kasernierte Volkspolizei (KVP) und ab 1956 die Nationale Volksarmee (NVA) belegt.

In der ehemaligen Kaserne des Infanterieregiments 11 befand sich ab Mai 1945 ein Auffanglager für ausländische ehemalige Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge. Hier waren Anfang August noch 1 895 Jugoslawen, 1 300 Polen und 30 Franzosen untergebracht. Nach deren Rückführung in die Heimat begann die von der Sowjetischen Militäradministration befohlene »Entmilitarisierung« der Kaserne.⁵⁷ Einige Gebäude wurden zu Wohnhäusern umgebaut und andere zum Bau von Neubauernhöfen abgerissen. Es lagen bereits Pläne der zivilen Nutzung vor, als nach dem Beginn des Kalten Krieges in der sowjetischen Zone mit dem Aufbau von kasernierten Polizeieinheiten begonnen wurde. In der Kaserne erfolgte im Juli 1949 die Aufstellung der »VP-Bereitschaft 1 Sachsen«.⁵⁸ Die Bereitschaften sollten zum einen den konzentrierten Polizeieinsatz ermöglichen und zum anderen Unterführer heranbilden. Sie bestanden theoretisch aus acht Offizieren, acht Meistern und 207 Wachmeistern. Diese Soll-Zahl wurde jedoch zu keinem Zeitpunkt erreicht, denn vier Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg war das pazifistische Gedankengut tief in der Jugend verwurzelt, und es bestand bei den meisten Jugendlichen keinerlei Neigung, sich für den Waffendienst, zumal noch unter kasernierten Bedingungen, zu verpflichten.⁵⁹

1952 wurde die HVA in die KVP überführt. Bereits vorher hatte die HVA wesentlich militärische Züge angenommen und sollte nun zur Heranbildung von Unteroffizieren für eine zu bildende Volksarmee dienen. Die Kaserne wurde nun wieder in zwei untergliedert: In der ehemaligen 107er Kaserne wurde das Artilleriekommando (Regiment) und in der ehemaligen Ulanenkaserne das Flakkommando der Territorialverwaltung Süd der KVP stationiert.

57 StadtAL, Stadtverordnete und Rat der Stadt (StVuR), Nr. 4910, 7638, 7640 u. a.

58 Bundesarchiv, Militärarchiv Freiburg (im Folgenden: BA Freiburg) DHV 1 Nr. 168, 190–192 und DHV 2 Nr. 1069.

59 Kurt Schütze, Zur geschichtlichen Entwicklung der Hauptverwaltung für Ausbildung (HVA) (1949–1952), unveröffentlichte Studie des Militärgeschichtlichen Instituts der DDR (Ms.), Potsdam 1985, Bl. 2–4.

*Übergabe der Truppenfabne
an das Artillerieregiment-3 der NVA
durch den Chef des Militärbezirks III,
Generalmajor Friedrich Jobne,
am 1.3.1957.*



Diese KVP-Einheiten bildeten dann Ende 1956 die Basis für das Artillerieregiment-3 (AR-3) und das Flakregiment-3 (FR-3) der NVA. Zeitweilig befanden sich hier auch das Pionierbataillon-3 (PiB-3), ein Panzerbataillon und die Panzerjägerabteilung-3 (PJA-3). Nach Auflösung des FR-3 waren in der Kaserne die Flakabteilung-3 (FA-3) und das Funktechnische Bataillon-3 (FuTB-3) untergebracht.

Die Kasernen erhielten nunmehr neue Namen. Die ehemalige Prinz-Johann-Georg-Kaserne wurde nach dem Leipziger antifaschistischen Maler Alfred Frank und die König-Albert-Kaserne nach dem zur Georg-Schumann-Gruppe gehörenden Antifaschisten Kurt Kresse benannt. Ihnen und den 1945 in der Kaserne Ermordeten wurden Ehrenmale errichtet.

Die Kaserne an der Georg-Schumann-Straße, die älteste Kaserne der Stadt, wurde 1945 zu einem der größten sächsischen Flüchtlings- und Umsiedlerlager und ab 1947 zum Quarantänelager für heimkehrende ehemalige Wehrmachtssoldaten. Auch diese Kaserne sollte für zivile Zwecke völlig umgebaut werden. Sie wurde jedoch am 10. August 1948 der Polizei zur weiteren Nutzung übergeben. Diese stellte hier im

Folgenden die »VP-Bereitschaft 3 Sachsen« auf, die dann ebenfalls in die KVP übernommen wurde. 1953 wurde in dieser Kaserne die Territorialverwaltung (TV) Süd gebildet.⁶⁰ Dieser Stab führte die KVP-Truppenteile im gesamten Süden der DDR und bildete 1956 die Basis für das Kommando des Militärbezirks III der NVA.⁶¹ Dieser Stab wechselte 1957 in die Kaserne Viertelsweg. In der Kaserne an der Georg-Schumann-Straße, die 1964 den Namen »Georg-Schumann-Kaserne« erhielt, waren das Nachrichtenregiment–3 (NR–3), das Wach- und Sicherstellungsbataillon–3 (WSB–3), das Standortmusikkorps, Militärjustizorgane, weitere kleine Einheiten und zeitweilig das MotSchützen-Regiment–16 stationiert.

In der Kaserne am Viertelsweg erfolgte 1948 die Gründung der »VP-Bereitschaft 2 Sachsen«, die jedoch schon kurze Zeit danach verlegt wurde. Ihr folgte eine Dolmetscherschule,⁶² danach die Feldscherschule⁶³ der KVP und schließlich das Kommando des MB III der NVA⁶⁴.

Die Trainkaserne, die Nachrichtenkaserne in der Max-Liebermann-Straße, der Stab in der Winscheidstraße in Connewitz und die beiden Flakkasernen in Schönau und an der Torgauer Straße blieben mit Truppenteilen und Einheiten der Sowjetarmee/GUS-Streitkräfte belegt, die erst 1991 abzogen.

Leipzig besaß während der Wende eine große Garnison der NVA, die sang- und klanglos aufgelöst wurde. Die Kasernen und die gesamte materielle Basis gingen in den Besitz der Bundeswehr über. Der letzte Befehl des Ministers für Abrüstung und Verteidigung der DDR, Rainer Eppelmann, strich auch in Leipzig die Kasernennamen der NVA und führte dazu, dass die Denkmale für die Widerstandskämpfer gegen das Naziregime in den Kasernen geschleift wurden. Die NVA hörte am 3. Oktober 1990 auf zu existieren.

Die GUS-Streitkräfte verließen 1991/92 Leipzig; ihre Kasernen übernahm das Bundesvermögensamt.

Die Bundeswehr bezog die Kaserne an der Olbrichtstraße, die sie »General-Olbricht-Kaserne« benannte, und die Kaserne am Viertelsweg, der sie den Namen »Theodor-Körner-Kaserne« gab. Die Kaserne an der Georg-Schumann-Straße wurde in zivile Nutzung übergeben. Hier befindet sich im hervorragend rekonstruierten Hauptgebäude die Landesversicherungsanstalt Sachsen und in Neubauten das Arbeitsamt Leipzig. Die Kaserne am Viertelsweg wurde 2007 von der Bundeswehr geräumt. Die Kasernen in Schönau und Paunsdorf wurden abgerissen und das Gelände zur zivilen Nutzung freigegeben.

60 BA Freiburg, DHV 3, Nr. 3034.

61 BA Freiburg, DVW 1, Nr. 1807.

62 BA Freiburg, DHV 3, Nr. 3095.

63 BA Freiburg, DHV 3, Nr. 3105.

64 Dieter Kürschner, Zur Geschichte des Militärbezirks III 1956 bis 1961, Diss. (Ms.), Potsdam 1987.

In zivile Hand ging auch der gesamte Komplex im südlichen Teil der Olbrichtstraße über. Hier wird gegenwärtig besonders das ehemalige Bekleidungsamt als Wohnanlage rekonstruiert. Diese sehr zu begrüßende Aktion hat nur einen eigenartigen Beigeschmack, denn der Investor nannte sie entgegen allen historischen Gegebenheiten »Kaisergrten«. Das wurde durch die Besitzer des ehemaligen Bckereigebudes noch übertroffen, die dieser einfachen Militrbckerei völlig widersinnig den Namen »Kaiserliche Hofbckerei« gaben. Die ehemalige Trainkaserne und das Garnisonslazarett an der Max-Liebermann-Straße sind gegenwärtig noch dem Verfall preisgegeben.

Die Garnison der Bundeswehr, die sich in der General-Olbricht-Kaserne befindet, wird durch den Stab der 13. Panzergrenadierdivision und einige kleinere Divisionsgruppen gebildet. Damit hat Leipzig zurzeit zahlenmäßig eine der kleinsten Garnisonen der vergangenen 140 Jahre.

Fazit

Obwohl Leipzig in den vergangenen Jahrhunderten wiederholt Schauplatz militärischer Auseinandersetzungen war, hat es die wohl jüngste Garnison aller deutschen Grstdte. Zugleich steht in unserer Stadt einer der größten zusammenhängenden Kasernenkomplexe Deutschlands. Dieser befindet sich am nördlichen Stadtrand, wodurch die Garnison nur bei besonderen Veranstaltungen und zu besonderen Zeiten für die Bevölkerung in Erscheinung trat.

Das Verhältnis Leipzigs zur Garnison war durch diese örtliche Trennung geprägt. Nur in Krisen- und Kriegszeiten gab es engere Kontakte zwischen der Kommune und dem Militär, obwohl Letzteres stets ein wichtiger Wirtschaftsfaktor war und in den Aufbaujahren auch entscheidenden Einfluss auf die infrastrukturelle Entwicklung des Nordens der Stadt nahm. Die Garnison hatte, außer in den beiden Weltkriegen, nie die Bedeutung für die Gemeinde, wie das in anderen Garnisonsstdten der Fall war. Das führte dazu, dass sie in der Geschichtsforschung und -schreibung bisher weitgehend unterbelichtet blieb.⁶⁵

⁶⁵ Zur Geschichte der Leipziger Garnison gibt es neben einigen publizistischen Darstellungen des Autors nur drei Veröffentlichungen: Friedrich Goetz, Leipzig als Garnison (Beiträge zur Stadtgeschichte 6), Leipzig 1924.; Sippenauer, Die Garnison Leipzig (Anm. 52), Leipzig 1995; ders., Leipziger Soldaten. Ein biographisches Lexikon, Leipzig 2006.



Die Buchstadt Leipzig – Mythos und Symbole

von Sabine Knopf, Fotografien von Jochen Möller

ISBN 978-3-86729-025-8, Broschur, 15 x 23 cm, 112 Seiten mit 130 Abb., 18 Euro, 1. Aufl. 2008

Die Autorin des Bandes »Der Leipziger Gutenbergweg« widmet sich mit »Die Buchstadt Leipzig« nun deren »Mythos« und steingewordenen »Symbolen«, erzählt von einer verlorenen großen Firmenkultur, entfaltet die alte Symbolwelt des Buchwesens (mit Eule, Adler, Greif, Schwan, Bär, Pegasus und Krebs, Minerva, Typographia, Fortuna und Merkur, Gutenberg, Dürer, Druckerwappen) und erinnert die Heiligen Hallen und Selbstinszenierungen der Buchstadt Leipzig, ihre Festkultur mit Gutenberg- und Kantatateiern, Weltausstellungen und Leistungsschauen wie Bugra, IBA. Was an all dies noch erinnert, wird in einem abschließenden virtuellen Rundgang durch das Graphische Viertel in Bild und Text eindrucksvoll vorgestellt.



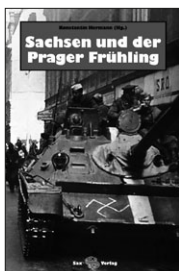
200 Jahre Königreich Sachsen – Beiträge zur sächsischen Geschichte im napoleonischen Zeitalter

Hg. von Guntram Martin, Jochen Vötsch und Peter Wiegand

SAXONIA. Schriften des Vereins für sächsische Landesgeschichte Bd. 10

ISBN 978-3-86729-029-6, Festeinband, 16 x 24 cm, 216 Seiten mit 60 z. T. farbigen Gemälden, Stichen, Dokumenten, 24,80 Euro, 1. Aufl. 2008

Tagungsband des Pillnitzer Kolloquiums vom Jahre 2006 zum Thema »Vom Kurfürstentum zum Königreich. Stationen sächsischer Geschichte von 1791 bis 1815« mit Beiträgen von Karlheinz Blaschke, Ulrich von Hehl, Georg Schmidt, Winfried Müller, Dorit Körner, Peter Wiegand, Rudolf Jenak, Reiner Groß, Ralf Thomas, Gerhard Bauer, Jochen Vötsch, Jonas Flöter und Roman Töppel



Sachsen und der Prager Frühling

Hg. Konstantin Hermann

ISBN 978-3-86729-026-5, Broschur, 15 x 23 cm, 152 Seiten mit 10 Fotografien, Dokumenten 14,50 Euro, 1. Aufl. 2008

Die Wende von 1989, die friedliche Revolution in der DDR, gilt auch als die »Revolution der Vierzigjährigen«. Dieser Reformprozess begann mit dem Ziel eines »Sozialismus mit menschlichem Antlitz«, ganz im Geiste des Prager Frühlings gut zwei Jahrzehnte zuvor. Die Generation der um 1950 Geborenen hatte die Ereignisse 1968 intensiv verfolgt, auch die brutale Niederschlagung dieses Aufbruchs. Zu Hunderttausenden fuhren DDR-Bürger damals in das südliche Nachbarland und erlebten eine Freiheit, die es hierzulande nicht gab; darunter besonders viele aus den drei sächsischen Bezirken. Das 1952 aufgelöste Land bildete schon wegen seiner Nachbarschaft den regionalen Schwerpunkt der Beziehungen zwischen der DDR und dem Prager Frühling: Hinzu kamen Dresden als Konferenzort im März 1968 – vom Dresdner Tribunal wurde die erste ernste Warnung an die tschechoslowakischen Reformer ausgesprochen –, Sachsen als Aufmarschraum für die Interventionstruppen und der Raum um Dresden als Ort der Propaganda gegen den Prager Frühling mit Radiosendungen und Gratiszeitungen.

Aus dem Inhalt:

Konstantin Hermann: Sachsen und der »Prager Frühling«. Ein Vorwort

Wolfgang Schwarz: DDR und CSSR: eine verordnete Freundschaft?

Konstantin Hermann: »In der nächsten Zeit werden Sie vor dem Tribunal stehen«: »Tribunal der Fünf«

Christiane Schmitt-Teichert: »Zweifel an der Überlegenheit des Sozialismus« – ein Stimmungsbild

Rüdiger Wenzke: Sachsen als militärischer Aufmarsch- und Handlungsraum von NVA und Sowjetarmee

Claus Röck: Störer ohne Hörer: der Geheimsender »Radio Moldau«

Konstantin Hermann: Verbrannt wg. einer Zeitung: die Dresdner Zeitung »Zprávy« gegen den Prager Frühling

»... sich keineswegs in den Grenzen einer bloß beratenden Behörde bewegen ...«. Der Wirkungskreis der provisorischen Commun-Repräsentanten Leipzigs 1830/31

Birgit Horn-Kolditz*

Einleitung

Die Stadt Leipzig spielte im Rahmen der sächsischen Staats- und Gemeindereform nach 1830 eine wichtige, wenn nicht gar die Vorreiterrolle. Dem heutigen Betrachter drängen sich damit Parallelen zu den Ereignissen von 1989 auf, denn die Leipziger Unruhen Anfang September 1830 waren der auslösende Funke für weitere revolutionäre Erhebungen in Dresden, Chemnitz, Zwickau und anderen Orten.¹ Sie rüttelten nicht nur an der alten, feudalen Magistratsverfassung innerhalb der Stadtgrenzen, sondern führten im ganzen Königreich zu umfassenden politischen Reformen.² Dazu gehörten neben dem Inkrafttreten der konstitutionellen Verfassung 1831 unter anderem die Agrarreform und die Emanzipation der Juden 1835.³ Regelungen, die ihren Niederschlag in der Allgemeinen Sächsischen Städteordnung vom 2. Februar 1832⁴

* Der Beitrag beruht auf einem Vortrag der Autorin am 5. Juni 2008 im Stadtarchiv Leipzig. Das Vortragsmanuskript wurde überarbeitet, teilweise inhaltlich erweitert und mit Anmerkungen versehen.

1 Zeitgenössische Berichte finden sich v. a. in der »Sachsenzeitung«, darunter auch zu den Ereignissen in Dresden, Chemnitz und anderen Orten. Für die Leipziger Ereignisse siehe u. a.: Getreuer Bericht über die am 2., 3. und 4. September [1830] in Leipzig stattgefundenen Unruhen und die diesbezüglichen Verordnungen der Behörden, in: Sachsenzeitung 1 (1830), S. 1222 f.

2 Der Schwerpunkt der Erhebungen lag 1830 in den Städten und den entstehenden Industriedörfern, v. a. im westlichen, südwestlichen und südöstlichen Sachsen. Allerdings wurden in den Aufständen keine politischen Tendenzen erkennbar. Die Forderungen gingen nicht über die Grenzen der Stadt hinaus. Die königliche Macht selbst sollte nicht gebrochen werden, das Bürgertum begnügte sich mit Zugeständnissen und Vergünstigungen, wie dies auch die Leipziger Geschehnisse reflektieren. Diese revolutionären Ereignisse setzten die Adelsreformer in Dresden 1830 und 1831 in Bewegung und trieben diese zur Eile an. Um die Revolution von unten zu ersticken, blieb als Ausweg nur die Einleitung liberaler Reformen zur bürgerlichen Umwälzung.

3 Grundsätzliche Ausführungen bei Michael Hammer, Volksbewegung und Obrigkeiten. Revolution in Sachsen 1830/31 (Geschichte und Politik in Sachsen 3), Weimar, Köln, Wien 1997; ders., Die »Septemberehebungen« des Jahres 1830 in Sachsen, in: Jahrbuch für Regionalgeschichte 11 (1984), S. 85–108; Reiner Groß, Die bürgerliche Agrarreform in Sachsen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Untersuchung zum Problem des Übergangs vom Feudalismus zum Kapitalismus in der Landwirtschaft (Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresden 8), Weimar 1968; Gerhard Schmidt, Die Staatsreform in Sachsen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Eine Parallele zu den Steinschen Reformen in Preußen (Schriftenreihe des Staatsarchivs Dresdens 7), Weimar 1966.

4 Gesetz, die Publication und Einführung der allgemeinen Städteordnung betreffend vom 2ten Februar 1832, in: Gesetze und Verordnungen für das Königreich Sachsen, 3tes Stück, vom Jahre 1832.

finden sollten, wurden in Leipzig, unter Begleitung und Beobachtung der Landesregierung, im Vorfeld erprobt und bei Bedarf modifiziert.⁵ Bereits 1830 wurde in Leipzig mit den Wahlen zu den provisorischen Commun-Repräsentanten das Fundament für die, wenn auch zunächst noch eingeschränkte Mitwirkung der Bürgerschaft in grundlegenden Fragen der städtischen Verwaltung gelegt. Dieses Gremium, schon 1831 als Stadtverordnete bezeichnet, entwickelte sich zum wichtigsten Organ der kommunalen Selbstverwaltung und wird heute durch den Stadtrat repräsentiert.⁶

Feudale Magistratsverfassung – unzufriedene Bürger

Dem außen stehenden Betrachter bot Leipzig zu Beginn des 19. Jahrhunderts sicher das Bild einer wirtschaftlich und kulturell aufstrebenden Stadt, deren Einwohnerzahl sich stetig erhöhte. Lebten 1810 noch weniger als 30 000 Einwohner in Leipzig, betrug ihre Zahl 1830 bereits 40 956 Personen. Schon lange hatten sich jedoch unüberbrückbare Gegensätze zwischen verschiedenen Schichten der Bevölkerung, insbesondere des Bürgertums und der Handwerker, sowie den Landes- und städtischen Behörden aufgebaut. Durch die enorme wirtschaftliche Entwicklung, vor allem im Buchgewerbe und im Messehandel, gewannen Teile des Bürgertums durch kommerzielle Erfolge eine einflussreiche gesellschaftliche Stellung, waren aber am Stadtregiment nicht beteiligt. Die Handwerker beklagten die restriktiven Bestimmungen ihrer Innungen, und in den Kreisen der Buchhändler fühlte man sich durch die Zensur, die jede offene Darlegung der bestehenden Missstände verhinderte, beeengt.⁷ In der Kritik standen die veralteten staatlichen und städtischen Einrichtungen, insbesondere das uneingeschränkte Regiment des Rates, der sich noch immer wie in alter Zeit nach

⁵ Vgl. Sächsisches Hauptstaatsarchiv Dresden, Akten des Ministeriums des Innern.

⁶ In einzelnen Teilen seiner Verfassung mehrfach modifiziert, bestand das Stadtverordnetenkollegium nach 1933 als ein dem NS-Staat »gleichgeschaltetes« Gremium bis zur Inkraftsetzung der Deutschen Gemeindeordnung vom 1. April 1935. Bereits im März 1933 waren die gewählten Mitglieder der SPD und der KPD aus dem Kollegium der Stadtverordneten ausgeschlossen und an ihre Stelle Mitglieder der NSDAP kooptiert worden. Davon betroffen waren nach dem Juni 1933 auch die Vertreter der bürgerlichen Parteien, u.a. Mitglieder der Deutschen Volkspartei.

Am 1. August 1946 fanden die ersten Wahlen von Gemeindevertretungen und Stadtverordnetenversammlungen in Sachsen statt. In Leipzig konstituierte sich die Stadtverordnetenversammlung als neu gewählte Gemeindevertretung am 30. September 1946 im Weißen Saal des Zoos.

Im Zuge der Kommunalwahlen 1994 erfolgte die Wahl der Bürgerschaftsvertretung unter der Bezeichnung »Stadtrat« als Nachfolger der bisherigen Stadtverordnetenversammlung.

⁷ Das von der Landesregierung privilegierte »Leipziger Tageblatt« (künftig abgekürzt: LT) veröffentlichte kaum Artikel über Fragen der staatlichen und kommunalen Politik. Erst ab September 1830 druckte das Tageblatt neben den Bekanntmachungen des königlichen Kommissars, des Magistrats und der Commun-Repräsentanten auch Kommentare und Erörterungen zu aktuellen Tagesfragen oder zum Entwurf der Städteordnung.

Belieben durch Zuwahl selbst ergänzte und keine Rechenschaft über seine Verwaltung ablegte.⁸ Die Polizei, die seit 1810 der königlichen Verwaltung unterstand, hatte sich durch Rücksichtslosigkeit und Anmaßung vielfach verhasst gemacht. Hohe Steuern, über deren Verwendung die Leipziger nichts Genaues erfuhren, trugen außerdem zur latenten Unruhe bei. So bedurfte es 1830 nur eines geringen äußeren Anlasses, und der gewaltsame Ausbruch war da.⁹

Verpasste Reformansätze?

Dabei hatte es bereits nach 1800 verschiedene Vorschläge zur Umgestaltung der Leipziger Stadtverfassung gegeben. Schon 1807 veranlassten die Beschwerden der Leipziger Bürgerschaft den sächsischen König zur Anordnung einer Revision des gesamten Haushaltes und der Verwaltung.¹⁰ Auf Empfehlung des Königs und der Landesregierung sollte ein Bürgerausschuss eingerichtet werden, dessen Mitglieder allerdings durch den Landesherrn zu ernennen waren. Der Vorschlag rief freilich beim Magistrat wenig Gegenliebe hervor. Es folgten langjährige Auseinandersetzungen mit der Landesregierung zu den Befugnissen dieses Ausschusses, die der Magistrat damals noch zu seinen Gunsten entschied: die neue Körperschaft sollte nur beratend tätig sein. Außerdem wies der Magistrat die geplante Verringerung der Zahl der Ratsherren erfolgreich ab.¹¹

8 Im Rahmen dieses Beitrages ist keine umfassende Analyse zu den Leipziger Verhältnissen vor 1830 mit einer Skizzierung der Magistratsverfassung und der Zuständigkeiten der landesherrlichen Behörden möglich. Es kann nur auf die städtischen Verwaltungsakten, v. a. Teilbestand Titelakten, sowie auf die bereits vorliegende Literatur verweisen werden, u. a. Hartmut Zwahr, *Leipzig im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft (1763–1871)*, in: Hartmut Zwahr, *Revolutionen in Sachsen, Beiträge zur Sozialgeschichte (Geschichte und Politik in Sachsen 1)*, Weimar, Köln, Wien 1996 und ders., *Leipzig im Übergang zur bürgerlichen Gesellschaft (1763–1871)*, in: *Neues Leipzigisches Geschichtsbuch*, hg. von Klaus Sohl, Leipzig 1990, S. 132–179; ders., *Vom feudalen Stadtregiment zur bürgerlichen Kommunalpolitik. Eine historisch-soziologische Studie zum Beginn der bürgerlichen Umwälzung in Sachsen 1830/31*, in: *Jahrbuch für Regionalgeschichte* 7 (1979), S. 7–34.

9 Zu den Ereignissen 1830/31 liegen eine Vielzahl städtischer Verwaltungsunterlagen vor, siehe Stadtarchiv Leipzig (im Folgenden: StadtAL), Spezialinventar »Die Unruhen in Leipzig 1830–31«, bearb. von Dr. Ritzow, 1955. Zu zeitgenössischen Berichten siehe Anm. 1 sowie Christian Heinrich Ferdinand Hartmann, *Die Leipziger Unruhen, ihre Ursachen, Schrecknisse und Folgen*, Gera 1830; Ferdinand Stolle, *Die sächsische Revolution, oder Dresden und Leipzig in den Jahren 1830 und 1831*, Leipzig 1835.

10 Im Zuge der sich über mehrere Jahre hinziehenden Untersuchung und Prüfung der örtlichen Verhältnisse erstellte der damalige Bürgermeister Dr. Siegmund eine ausführliche Darstellung der Stadtverfassung, siehe StadtAL, Tit. IV Nr. 33.

11 Auch die vom 1823 gewählten Bürgermeister Dr. Sichel angestrebte Veränderung der Verfassung des Magistrats, insbesondere hinsichtlich des Wegfalls des ständigen Wechsels in den Amtsgeschäften, fand bei den meisten Ratsherrn keine Zustimmung.



Spottbild: Die Bürger unter dem Pantoffel

Welcher Art die öffentliche Stimmung war, zeigt das abgebildete Spottbild, das wie aus der Überschrift hervorgeht, nur eins aus einer längeren Reihe ist, die damals erschienen. Offenbar sind die Bilder im unruhigen September 1830 entstanden, als der Unmut der Bevölkerung in einem mehrbätigen Straßenaufstand zutage trat.

Die de facto Alleinherrschaft des Stadtmagistrats wurde durch den Erlass des königlichen Regulativs 1817 zu den Stadt- und Commun-Repräsentanten nicht eingeschränkt. Die von der Landesregierung ernannten 14 Bürgerrepräsentanten, die im Juni 1817 ihr Amt antraten und auf der Waage tagten, durften nur über Angelegenheiten beraten, die ihnen vom königlichen Kommissar oder dem Rat vorgelegt wurden.¹² Diese Repräsentanten nahmen das ihnen übertragene Amt äußerst ernst, wovon auch die Sitzungsprotokolle Zeugnis ablegen.¹³ Sie versuchten im Rahmen der ihnen gegebenen Möglichkeiten, den Magistrat zur Herausgabe von Informationen zu Verwaltungsvorgängen zu bewegen, hatten aber keinen Einfluss auf die eigentliche

12 Regulativ zur Bildung einer Stadt- und Commun-Repräsentation zu Leipzig, StadtAL, Tit. VIII Nr. 94 b Bd 1. Bl. 10–21.

13 StadtAL, Tit. VIII Nr. 94 a Bd. 1–5 und 94 c Bd. 1–3.

Administration des Stadtwesens.¹⁴ Mit dieser engen Beschränkung entstand in Leipzig keine wirkliche Bürgerschaftsvertretung. In der Bevölkerung besaßen die Commun-Repräsentanten ein geringes Ansehen, weil über ihre Tätigkeit, wie zum Beispiel die akribische Prüfung der Rechnungslegung, nichts nach außen drang. Deshalb gerieten die Commun-Repräsentanten 1830 auch in die besondere Kritik der Öffentlichkeit.

Leipziger Unruhen leiten Reformen ein

Im Juni und besonders Anfang September 1830 kam es in Leipzig zu tumultartigen und gewaltsamen Aktionen von Handwerkern, Gesellen und Lohnarbeitern, die sich überwiegend gegen die restriktive Polizeiverwaltung und die vermeintliche »Misswirtschaft« des Magistrates richteten.¹⁵

In erregten Verhandlungen überhäuften am 4. September Abordnungen der Bürgerschaft den Rat mit Vorwürfen wegen der Härte und der Willkür seiner Verwaltung. Gefordert wurden unter anderem eine Reformierung der Polizei, die Verminderung der Abgaben sowie eine Zusicherung des Magistrats, keine Handwerksarbeiten mehr außerhalb Leipzigs zu vergeben.¹⁶

14 Auf Einwendungen der Commun-Repräsentanten wie z.B. bei der Revision der Kammereirechnungen für das Rechnungsjahr 1816/17 reagierte der Magistrat meist erst nach mehrfachen Aufforderungen oder bestand wie bei den Vorschlägen zur Einbeziehung der Repräsentanten bei Grundstücksverkäufen auf dem Alleinvertretungsrecht des Magistrats, StadtAL, Tit. IV Nr. 44 sowie Nr. 45 a und b.

15 Bereits im Juni 1830 regte sich in der Leipziger Bevölkerung Widerstand gegen die Einschränkungen für die Feierlichkeiten zur Augsburger Konfession. Unter restriktivem Polizeieinsatz gelang es, die Unruhen einzudämmen. Am 2. September 1830 folgten Auseinandersetzungen zwischen einer Polterabendgesellschaft und der rigoros vorgehenden Polizei, die sich in spontane Aktionen von Handwerksgesellen, Manufakturarbeitern, Lehrlingen und Studenten gegen Polizei und Magistrat ausweiteten. Andere Gruppen stürmten Schnell- und Maschinenpressen des Buchhändlers Brockhaus und die im Bau befindliche Dampfmaschine in Pfaffendorf (Kammgarnspinnerei Hartmann). Angegriffen wurden übrigens auch die vom Magistrat gebilligten Freudenhäuser. Damit erzwangen die Aufständischen den Rücktritt des Polizeipräsidenten von Ende und einiger Polizeibeamter.

16 Mit den Rufen »Es lebe die Freiheit, Nieder mit der Polizei, Lichter weg à la Paris« durchzogen am 4. September »ungeheure Massen« die Stadt. Die Freilassung der am Tag zuvor festgenommenen Handwerker und Gesellen wurde erzwungen. Am Abend dieses Tages verwüsteten verschiedene Gruppen die Häuser und Wohnungen einiger besonders verhasster Persönlichkeiten, so z.B. der Polizeiaktuare Jäger und Schneider in der Innenstadt und das Landhaus des Rats Herrn und Baumeisters Erckel in Reudnitz. Aber nicht die sächsischen Truppen oder die Polizei stellten die Ordnung wieder her, sondern die unter Leitung des Bankiers, Stadthauptmanns und Rittergutsbesitzers Christian Gottlob Frege aus bewaffneten Bürgern und Studenten aufgestellte Bürgergarde (später Kommunalgarde). Diese besetzte die wichtigsten Punkte in der Stadt, schützte gefährdete Fabriken und natürlich das Fregesche Rittergut.

Für die Landesregierung und für den Leipziger Magistrat stand anfänglich die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit im Vordergrund.¹⁷ Die vom Geheimen Rat am 10. Oktober 1830 in Dresden zusammengerufene Kommission erkannte jedoch, dass es damit allein nicht getan sein würde, nahm schon am folgenden Tag Anträge und Wünsche zu städtischen Angelegenheiten entgegen und kündigte eine neue Städteordnung an.

Am 6. September 1830 traf in Leipzig eine außerordentliche königliche Kommission, bestehend aus Geheimrat von Carlowitz und Hof- und Justizrat Meißner ein. Neben der Aufforderung zum Vortragen von Beschwerden und Anfragen sicherte sie die Untersuchung des gewaltsamen Vorgehens der Polizei zu.¹⁸ Am 8. September informierten sogar die bisher kaum nach außen agierenden Commun-Repräsentanten über ihre Bereitschaft, täglich in ihrem Lokal auf der Waage die »freundlichen Eröffnungen und Erläuterungen ... durch Deputationen ... jede(r) Corporation« entgegenzunehmen.¹⁹

Unterdessen berieten Vertreter der Leipziger Bürgerschaft und des Handelsstandes über die erforderlichen Veränderungen in der städtischen Verfassung und trugen diese am 16. September 1830 in Dresden beim neuen Kabinettsminister von Lindenau vor. Weitere Gespräche in Dresden mit dem ab 18. September für Leipzig eingesetzten Regierungskommissar Hof- und Justizrat Dr. Gottlieb Müller folgten. Dr. Müller erwies sich in der Folgezeit in dieser Funktion als geschickter Vermittler zwischen Landesregierung, Bürgerschaft und Magistrat, besonders bei den schwierigen, emotional geprägten Verhandlungen zur Amtsniederlegung der Magistratsmitglieder im März 1831.

Die in den folgenden Tagen an den königlichen Kommissar oder an den Magistrat übergebenen Briefe und Schriften, darunter auch die Forderungen der Leipziger Bürgerschaft vom 17. September 1830, konzentrierten sich im Wesentlichen auf die Veränderung der Zusammensetzung des Magistrats und die Abschaffung von dessen bisheriger Privilegierung, die Vereinfachung des Etats, die Trennung von Justiz und Verwaltung, die Verminderung der städtischen Ausgaben sowie die gemeinschaftliche Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten durch Magistrat und Commun-Repräsentanten.

Zu diesem Zeitpunkt waren die Mitglieder des Rates jedoch nach wie vor der Ansicht, die Stadt und ihre Bürger stets zum Besten des Allgemeinwohls verwaltet zu

17 Zur ersten Amtshandlung des königlichen Kommissars in Leipzig gehörte deshalb die Errichtung einer »Sicherheits-Deputation« mit Vertretern der Landes- und Universitäts- sowie der Kommunalverwaltung und der Commun-Repräsentanten. Sie entschied u.a. die Entlassung mehrerer Polizeipediten sowie die Ablösung der Wache der Polizeisoldaten, vgl. LT vom 22. September 1830.

18 Bekanntmachung vom 6. September 1830, LT vom 7. September 1830, Titelseite.

19 Bekanntmachung vom 8. September 1830, LT vom 9. September 1830, Titelseite.

haben. Allerdings kam der Magistrat nicht umhin, zu versichern, selbst an »allen zeitgemäßen Abänderungen und Einrichtungen thätig mitzuwirken, und allen gerechten Wünschen seiner Mitbürger möglichst zu entsprechen ...«²⁰ Die alten Bürgerrepräsentanten, die schon am 8. September erklärt hatten, neuen Regelungen für die Repräsentantenwahl nicht entgegenstehen zu wollen, baten am 20. September 1830 um ihre Entlassung.

Die Vertreter der Leipziger Bürgerschaft forderten eine »radicale, zeitgemäße Umformung des Stadtregiments und einiger städtischer Institute, um das Vertrauen der Bürgerschaft zur Obrigkeit wieder zurückzuführen und bleibend zu befestigen«.²¹ Ende September 1830 berieten sie die Grundzüge einer künftigen städtischen Verfassung mit einer bürgerschaftlichen Beteiligung und übergaben diese an den königlichen Kommissar zur Vorlage in Dresden.²²

Bereits zu diesem frühen Zeitpunkt war in Dresden entschieden worden, dass bis zur Ausarbeitung und dem Inkrafttreten der schon zu diesem Zeitpunkt angekündigten allgemeinen Städteordnung für Sachsen die Leipziger Bürger durch eine zweckmäßige Commun-Repräsentation vertreten werden sollten. Damit wurde einer der Hauptforderungen aus den Septembertagen entsprochen.

Wie kam diese neue Bürgerschaftsvertretung zustande?

Der königliche Kommissar Dr. Müller übernahm im Auftrag der Landesregierung die Vorbereitung für die Wahl neuer Repräsentanten und erließ am 22. September 1830 eine Wahlordnung.²³ Zusammen mit dem Wahlgesetz der Regierung für die Wahl von Commun-Repräsentanten in Leipzig und Dresden vom 1. Oktober 1830 war der Weg für die erste tatsächlich bürgerschaftliche Vertretung in den beiden größten Städten Sachsens geebnet.

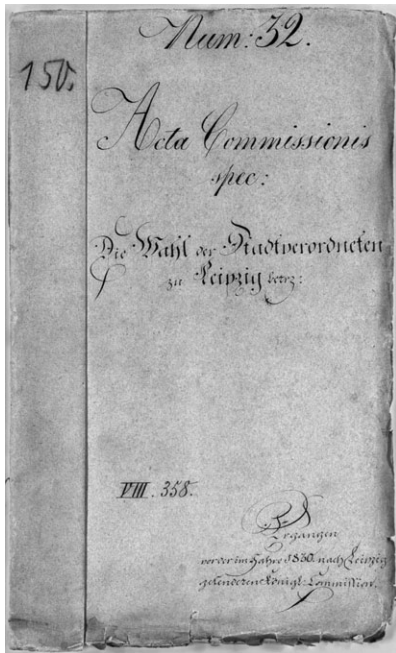
Das Wahlgesetz bestimmte, dass bis zum Eintritt der Städteordnung die Kommunangelegenheiten in Leipzig durch 60 Repräsentanten aus der Bürgerschaft beraten und

20 Bekanntmachung vom 19. September 1830, LT vom 20. September 1830, Titelseite.

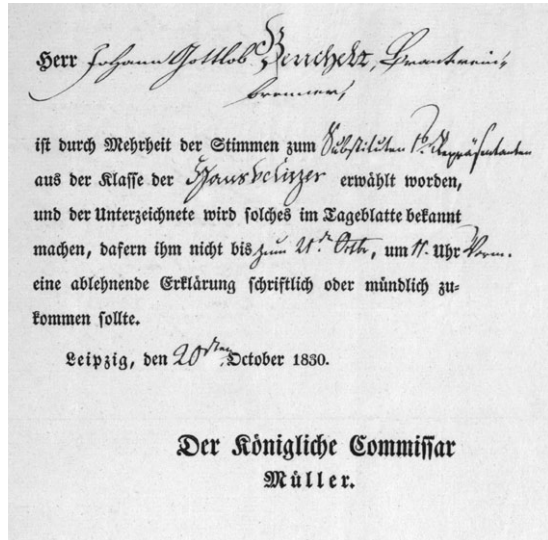
21 Protokoll der Beratung mehrerer Kramermeister mit dem Konsulenten Dr. August Ludwig Mothes am 8. September 1830, StadtAL, Tit. VIII Nr. 120 e. Dr. Mothes gehörte der Abordnung Leipziger Bürger nach Dresden am 15. September 1830 an. Er wurde im November 1830 von den neu gewählten Commun-Repräsentanten als Konsulent berufen.

22 StadtAL, Tit. VIII Nr. 357, Bd. 1. An der Ausarbeitung waren Dr. Seeburg, Advokat Steche, Dr. Wiesand und Dr. Mothes maßgeblich beteiligt.

23 LT vom 23. September 1830. Detaillierte Ausführungen zur Wahl der Commun-Repräsentanten 1830 enthalten die Akte der königlichen Kommission, StadtAL, Tit. VIII Nr. 357 Bd. 1 und die Unterlagen des Magistrats, StadtAL, Tit. VIII Nr. 155. Alle Bekanntmachungen einschließlich der Wählerlisten und Wahlergebnisse wurden im LT veröffentlicht.



Titelseite der Akte des königlichen Kommissars
über Wahlen zu den Stadtverordneten
(Commun-Repräsentanten) 1830.



Mitteilung an Johann Gottlob Beuchelt über seine Wahl zum
Substituten aus der Klasse der Hausbesitzer.

vertreten werden sollten.²⁴ Die Commun-Repräsentanten setzten sich auf Wunsch der Bürgerschaft aus 25 Angesessenen (Hausbesitzer) und 35 Unangesessenen (davon 18 Kaufleute, 12 Professionisten²⁵, 5 unzünftig Gewerbetreibende) zusammen, deren Wahl in Leipzig durch 434 Wähler (Wahlmänner) für einzelne Wahlklassen erfolgte.²⁶ Allerdings waren aufgrund der Wahlbestimmungen mit nur 3 228 Bürgern weniger als 10 Prozent der damals rund 40 000 Leipziger tatsächlich stimmberechtigt.²⁷

24 Gewählt wurden außerdem 60 Substituten (Ersatzmänner). Jeder Substitut war einem bestimmten Commun-Repräsentanten zugeordnet, den er im Bedarfsfall in den Sitzungen zu vertreten hatte. Schied ein Repräsentant gänzlich aus dem Gremium aus, trat der Substitut mit vollem Stimmrecht an seine Stelle (Paragraph II des Regulativs).

25 Handwerker, die in Innungen organisiert waren, bezeichnet als Zünftige.

26 In Dresden fanden dagegen vom 14.–16. Oktober 1830 Direktwahlen der neuen Repräsentanten statt, vgl. Ines Werner, Politisierung und kommunale Partizipation des Dresdner Gemeindebürgertums im Reformfeld der Allgemeinen Städteordnung für das Königreich Sachsen. Eine Untersuchung zu Intention und parlamentarischem Wirken der Commun-Repräsentanten/Stadtverordneten 1830–1848, Diss. Chemnitz 1998.

27 Das sehr aufwändige, mehrstufige Wahlverfahren lässt sich aus den Akten des königlichen Kommissars, StadtAL, Tit. VIII Nr. 357 Bd. 1, detailliert nachvollziehen. Siehe Birgit Horn, Leipzigs erste

Da eine allgemeine Städteordnung zwischenzeitlich noch immer nicht vorlag, modifizierte ein weiteres Regulativ des königlichen Kommissars vom 9. Oktober 1830 die Wahl der Commun-Repräsentanten in Leipzig und regelte insbesondere deren innere Organisation, ihre Rechte und Pflichten. An die zu Wählenden wurde ein hoher Anspruch gestellt. Neben Unbescholtenheit und Gemeinsinn wurden insbesondere Kenntnisse der städtischen Verfassung und der Kommunalangelegenheiten gefordert.²⁸ Nicht wahlfähig waren die Mitglieder des alten Magistrats und deren Verwandte 1. und 2. Grades. Ausnahmen waren im Einzelfall nur mit landesherrlicher Genehmigung möglich.²⁹

Am 28. Oktober 1830 veröffentlichte der königliche Kommissar die Liste der gewählten Repräsentanten und Substituten im Leipziger Tageblatt. Unter den Mitgliedern der 1830 gewählten Commun-Repräsentanten finden sich viele bekannte Namen wie der Buchdrucker und Verleger Wilhelm Ambrosius Barth, der Buchdrucker Christian Friedrich Dürr oder der Buchhändler und Buchdrucker Benedict Gotthilf Teubner.³⁰ Bemerkenswert ist, dass trotz der Kritik an den alten Bürgerrepräsentanten sechs von ihnen in die neue Vertretung gewählt wurden. Die meisten Commun-Repräsentanten gehörten dem Handelsstand an, darunter fünf Buchhändler und 23 Kramer/Kaufleute. Die zweite große Gruppe bildeten die Handwerker mit 20 Repräsentanten. Noch deutlicher wird dieses Verhältnis bei den Substituten mit insgesamt 26 Kramern/Kaufleuten sowie 24 Handwerkern. Vertreter dieser Gruppen stellten damit mehr als die Hälfte der Repräsentanten und der Substituten.³¹

Die bisherigen Bürgerrepräsentanten und die neu gewählten Commun-Repräsentanten versammelten sich am 30. Oktober 1830 unter Vorsitz des königlichen Kommissars auf der Alten Waage zur Amtsübergabe. Damit fand in Leipzig die offizielle Amtseinführung der Commun-Repräsentanten noch einen Tag früher als in Dresden statt, die dort am 31. Oktober gleichzeitig mit der Feier des Reformationstages verbunden war.³² Die neuen Repräsentanten wählten im Anschluss da-

gewählte Bürgervertretung – Die provisorischen Commun-Repräsentanten 1830, in: Stadtgeschichte. Mitteilungen des Leipziger Geschichtsvereins (2001) 1, S. 28–41.

28 Paragraph III des Regulativs, das weitere Verfahren bei der Wahl der Commun-Repräsentanten sowohl deren innen und äußeren Verhältnisse betreffend, StadtAL, Tit. VIII Nr. 357 Bd. 1, Bl. 140 und LT vom 20. September 1830.

29 Bekanntmachung des königlichen Kommissars zur Erläuterung des Wahlregulativs vom 11. Oktober 1830, in: LT vom 12. Oktober 1830, Beilage.

30 Teubner wurde von den Commun-Repräsentanten im März 1831 als unbesoldeter Stadtrat in den neuen Rat gewählt.

31 Alphabetisches Namensverzeichnis mit Berufsangabe und Zeitraum der Wahlfunktion für die Commun-Repräsentanten und Stadtverordneten 1830–1844, StadtAL, StVAKt S 133, bzw. Verzeichnisse der Stadtverordneten und Ersatzmänner in den Leipziger Adressbüchern unter der Rubrik »Bürgerschaft«.

32 In anderen sächsischen Städten wie beispielsweise Chemnitz oder Zwickau fanden die Wahlen der Commun-Repräsentanten erst im März 1831 statt, weitere Städte wie Pirna folgten 1832.

ran den Domherrn des Domkapitels Merseburg und Ordinarius der Juristenfakultät Dr. Carl Friedrich Günther als Vorsteher und den Senior der Handlungsdeputierten Jakob Heinrich Thieriot als Vizevorsteher. Archiv- und Siegelübergabe waren das äußere Zeichen für den Übergang vom feudalen Stadttregiment zur bürgerlichen Kommunalpolitik.

Geschäftsführung der Commun-Repräsentanten³³



Gebäude der (Alten) Waage

Aufnahme um 1860.

*Hier befand sich bis November 1830
das Sitzungslokal der
Commun-Repräsentanten.*

Die erste ordentliche Plenarsitzung der Commun-Repräsentanten wurde für den 1. November 1830 auf der Waage einberufen. Über diese wie über die nachfolgenden Plenarsitzungen erschienen im Leipziger Tageblatt ausführliche Berichte, die allerdings nur die öffentlich verhandelten Angelegenheiten beinhalteten.³⁴

Zur Sicherung einer geordneten Geschäftsführung wurden vier rechtsgelehrte Consulanten³⁵ berufen, von denen auch die Protokolle und die Hauptregistrande geführt sowie die schriftlichen Ausfertigungen erstellt wurden sowie die rechtliche Beratung erfolgte.³⁶

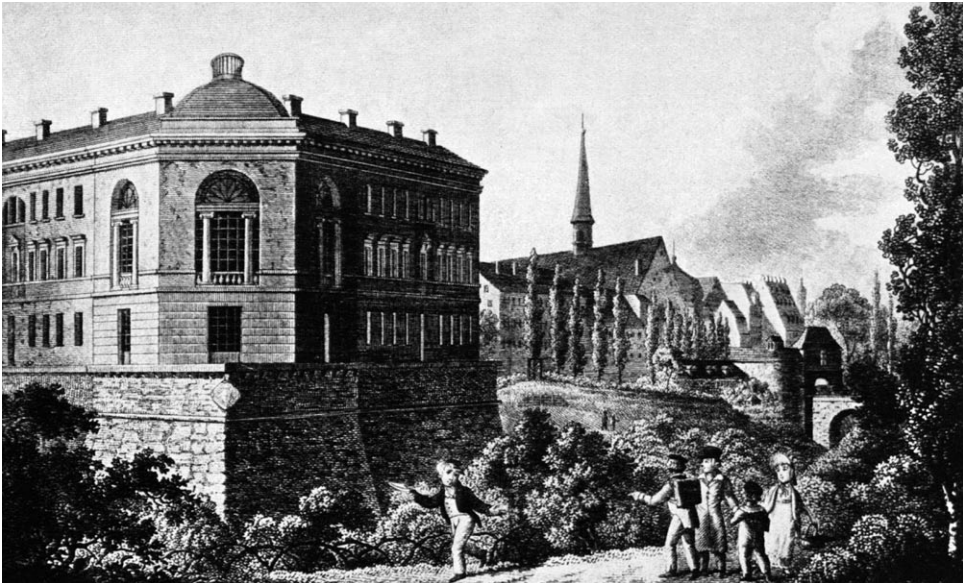
Bereits auf ihrer ersten Plenarsitzung beschlossen die Commun-Repräsentanten, dass die Substituten zu jeder Sitzung einzuladen waren, auch wenn sie keine Vertreterfunktion mit Stimmrecht wahrzunehmen hatten, um ständig über alle Vorgänge und Verhandlungen informiert zu sein. Durch die damit auf mindestens 120 gewachsene Teilnehmerzahl wurde ein neuer Sitzungssaal benötigt, den der Magistrat im Betsaal der 1. Bür-

³³ Grundsätzliche Angaben, teilweise mit Signaturen der Akten des Stadtarchivs Leipzig, können der Publikation »Erinnerungsgabe des Rates der Stadt Leipzig zum einhundertjährigen Bestehen des Kollegiums der Stadtverordneten am 7. Oktober 1931« entnommen werden.

³⁴ Nicht öffentlich waren z.B. alle personellen Entscheidungen wie die Besetzung von Ämtern in der Stadtverwaltung oder die Erteilung des Bürgerrechts.

³⁵ Mit Dr. Mothes, Advokat Steche, Dr. Seeburg und Dr. Wiesand ernannten die Commun-Repräsentanten Persönlichkeiten zu ihren Consulanten, die sich bereits bei der Ausarbeitung der Grundsätze der neuen Stadtverfassung verdient gemacht hatten, siehe Anm. 22.

³⁶ Festlegungen siehe Regulativ vom 9. Oktober 1830.



Bürgererschule 1830

Hier befand sich im Betsaal seit Dezember 1830 das Sitzungslokal der Commun-Repräsentanten.

gerschule zur Verfügung stellte.³⁷ Dort tagten die Commun-Repräsentanten erstmals am 13. November 1830. Der Saal besaß eine Galerie, die Zuhörer mit einer Eintrittskarte aufsuchen konnten. Die erste öffentliche Sitzung der Commun-Repräsentanten fand am 18. Dezember 1830 statt. Die Öffnung der Sitzungen für ein eingeschränktes Publikum fand allerdings nicht nur Zustimmung. Als Gegenargumente wurden solche Fragen angeführt, die heute unter Datenschutz, Amtsgeheimnis oder Personenschutz fallen. Berücksichtigt werden sollte dabei außerdem die mögliche »Hemmung weniger Sprachgeübter« beim Vortrag vor dem gesamten Gremium.³⁸ Als Grund für eine eher abwartende Position wurde daneben immer wieder angeführt, dass die Commun-Repräsentanten bis zum Inkrafttreten der Städteordnung nur eine provisorische Institution seien.

Grundsätze des Geschäftsganges der Repräsentanten enthielt das Regulativ vom 9. Oktober 1830, so zu den Befugnissen und Pflichten des Vorstehers, zu den Auf-

³⁷ Bekanntmachung der Commun-Repräsentanten vom 10. November 1830 zur Einberufung der Sitzung mit erweitertem Teilnehmerkreis für Sonnabend, den 13. Dezember 1830, 18.00 Uhr in der Bürgererschule, LT vom 11. November 1830, Titelseite f.

³⁸ Mitteilungen über die 11. Plenarsitzung der Commun-Repräsentanten am 18. Dezember 1830, in: LT vom 23. Dezember 1830, S. 1829–1831 und LT vom 26. Dezember 1830, S. 1869–1873.

gaben der schon erwähnten Consulanten, dem Ablauf der Sitzungen oder der Beschlussfähigkeit.

Den Geschäftskreis der Commun-Repräsentanten bestimmte Paragraph XXVI dieses Regulativs. Wichtigste Aufgabe war die Vorbereitung einer neuen Stadtordnung, die durch die Landesregierung zu genehmigen war. Als Grundlage für die dafür geplanten Konferenzen des königlichen Kommissars mit den Deputierten des Magistrates und der Commun-Repräsentanten dienten die bisher eingereichten Vorschläge aus dem Handels- und Bürgerstand. Bis zur Einführung der neuen Städteordnung sollten die Commun-Repräsentanten an die Stelle der bisherigen Bürgerrepräsentanten treten und deren Rechte und Pflichten nach dem alten Paragraph 20 des Regulativs von 1817 provisorisch übernehmen. Diese Formulierung hätte den Repräsentanten allerdings wiederum nur eine beratende Funktion zugestanden, was zwar dem Magistrat entgegenkam, aber weder von der Bürgerschaft noch vonseiten der Landesregierung gewollt gewesen wäre. So definierte der königliche Kommissar diesen Passus am 11. Oktober 1830 dahingehend, dass der Wirkungskreis der neuen Commun-Repräsentanten sich entsprechend Paragraph 1 des Regulativs von 1830 »auf alle die Communal-Angelegenheiten betreffenden Gegenstände ausdehnen und sich keineswegs in den Grenzen einer bloß beratenden Behörde bewegen soll«. Damit war die Zuständigkeit der Bürgerschaftsvertretung nicht mehr vom Wohlwollen des Rates abhängig, sondern wurde allein durch Landesrecht bestimmt.

Commun-Repräsentant – ein anspruchsvolles Ehrenamt mit breitem Aufgabenkreis

Das Amt der Commun-Repräsentanten war ehrenamtlich und lediglich mit Ehrenrechten verbunden. Wer ein Wahlmandat erhielt, durfte dieses nicht ohne ausreichende Begründung ablehnen.³⁹ Die Amtsausübung erfolgte ohne Aufwandsentschädigung oder Sitzungsentgelt. Die Repräsentanten hatten an den häufigen Sitzungen des Plenums teilzunehmen und waren zudem Mitglied in einer oder mehreren Deputationen. Allein im November 1830 fanden sieben ordentliche Sitzungen der Repräsentanten statt! Dementsprechend groß war die zeitliche Belastung, wobei die einzelnen Repräsentanten fast ausnahmslos Berufe ausübten, Firmen oder Verlage leiteten sowie für ihre Familie sorgen mussten. Eine Ablehnung des Amtes eines Repräsentanten oder eines Substituten durch den Gewählten war 1830 noch die Ausnahme, während

³⁹ Nach Paragraph XIV des Regulativs vom 9. Oktober 1830 wurden nur ein Alter über 65 Jahre, der beabsichtigte Wegzug von Leipzig, anhaltende Krankheit oder ständige geschäftliche Abwesenheit als berechtigte Gründe anerkannt, StadtAL, Tit. VIII Nr. 357 Bd. 2.

schon ein Jahr später bei den Stadtverordnetenwahlen allein 33 von 60 Gewählten ihr Mandat ablehnten.

Die Verhandlungen der Commun-Repräsentanten verliefen in der Regel nach folgendem Ablauf: Begrüßung durch den Vorsteher oder seinen Stellvertreter, meist mit einer Ansprache zu aktuellen Themen, Kontrolle der Anwesenheit, Verlesen des Protokolls der vorangegangenen Sitzung, Bekanntgabe allgemein interessierender Dinge (z. B. Presseartikel), Verlesen der bei der Registrande eingegangenen Vorgänge (v. a. vom Magistrat, von der Landesregierung oder vom königlichen Kommissar), einzelner Bitten und Beschwerden, ggf. Erteilung von Aufträgen oder Entgegennahme von Berichten der Deputationen zu einzelnen Sachfragen sowie Abstimmung und Beschlussfassung. Der teilweise schleppende Geschäftsgang (Vorgänge wurden mehrfach an den Magistrat zurückgewiesen, weil benötigte Ausarbeitungen und Zuarbeiten fehlten – es dauerte meist relativ lange, ehe dort eine Bearbeitung erfolgte) sowie das noch nicht endgültig geregelte Verhältnis zwischen der Stadtgemeinde (Repräsentanten) und dem Stadtrat (z. B. wer ist das Stadtoberhaupt, wer vertritt die Stadt nach außen) erschwerte die Arbeit der Repräsentanten, von denen nur die wenigsten Erfahrungen in Verwaltungsfragen besaßen. Dessen ungeachtet leisteten die neuen Commun-Repräsentanten bis zur Wahl der Stadtverordneten im Herbst 1831 eine sehr umfangreiche Arbeit, wenn auch nicht alle Probleme entschieden, einzelne Vorgänge nicht abschließend bearbeitet und teilweise bis zum Inkrafttreten der allgemeinen Städteordnung am 2. Februar 1832 vertagt werden mussten.

Zur Erledigung der anfallenden Aufgaben konnten die Commun-Repräsentanten ordentliche Deputationen zu verschiedenen Bereichen der laufenden Geschäfte sowie außerordentliche Deputationen zu einzelnen, besonderen Gegenständen, wie z. B. für örtliche Prüfungen, einsetzen. Im Verzeichnis der Anträge an die Repräsentantschaft widerspiegeln sich alle Bereiche des städtischen Lebens und der Verwaltung.⁴⁰ Neben Fragen zur Stellung und Besoldung der Bürgermeister und Ratsbediensteten waren dies beispielsweise die Erteilung des Bürgerrechts, Entscheidungen zur Stadtwehr und zum Einquartierungswesen, die Verwaltung der Kommungüter wie Stadtforsten, Mühlen, Wiesen und Hutungsbefugnisse, verschiedene Finanzangelegenheiten wie die Erhebung von Erbzinsen, Schutzgeld, Steuern und Abgaben, Anträge zum Handel und den Innungen, die Ordnung der Marktpolizei, die Organisation der Schulen, das Verbot der Sonntagskurrende, Regelungen zum Musikwesen und zur Gesundheitsfürsorge, Maßnahmen gegen die drohende Cholera, die Abgrenzung in der Stellung zur Universität und die Bewilligung von Baumaßnahmen. Auch Bitten und Beschwerden aus der Einwohnerschaft wurden bei allgemeinem Interesse behandelt, anonyme Schriften dagegen ignoriert.

40 StadtAL, Tit. VIII Nr. 120 m.

Die wichtigste Aufgabe für die Commun-Repräsentanten bestand in der Ausarbeitung einer neuen Stadtordnung mit folgenden Eckpunkten: die Entscheidung der Bürgerschaftsvertreter über die Einstellung von Beamten; die Mitwirkung bei der Verwaltung des städtischen Vermögens (insbesondere der Stiftungen, der Kirchen und Schulen sowie des Gesamtjahresbudgets) und deren Kontrolle; die Überprüfung des nicht mehr zeitgemäßen Schuldentilgungsplanes als Folge der Napoleonischen Kriege und die Neuordnung der Steuern; Festsetzung neuer Gehälter für die städtischen Beamten; die Rechnungslegung der Verwaltung vor den Bürgerschaftsvertretern; die Beteiligung der Bürgerschaftsvertreter bei Grundstücks- und Anlagegeschäften sowie die Überprüfung der Geschäftsführung des Rates. Die Vorbereitung des sogenannten Lokalstatuts wurde zwar durch die Commun-Repräsentanten nach einiger Verzögerung und erst auf nachdrückliche Mahnung des königlichen Kommissars in Angriff genommen, konnte aber auch von den nachfolgenden Stadtverordneten erst 1877 zum Abschluss gebracht werden.⁴¹ Allerdings war die Verordnung der Landesregierung vom 23. März 1831 »Das Lokalstatut der Stadt Leipzig betr.« zwar inhaltlich, aber nicht der Form nach ein Lokalstatut. Es enthielt unter Abschnitt B die in den Verhandlungen bereits getroffenen Festlegungen zur Besetzung, zur Geschäftsordnung und -verteilung der Commun-Repräsentanten.⁴²

Einzelfragen des Zusammenwirkens zwischen den Commun-Repräsentanten und dem Stadtrat, wie z.B. die Führung schriftlicher oder mündlicher Verhandlungen zu verschiedenen Sachfragen, wurden auf Antrag des Rates oder der Bürgerschaftsvertreter durch die Landesregierung, per Reskript des Königs und Mitregenten geregelt. Diese Details im Verhältnis zwischen Bürgerschaftsvertretung und Verwaltung und die dabei in Leipzig gewonnenen Erfahrungen flossen in die Endfassung der Städteordnung ein. Dieser besonderen Rolle waren sich die Leipziger Bürgerschaftsvertreter durchaus bewusst: Leipzig war »die erste Stadt des Vaterlandes, welche sich eines solchen Institutes erfreute, und dass die Umsicht, welche sie bey Ausübung ihrer Rechte bekunden werde, wesentlichen Einfluß auf die Wohlfahrt des ganzen Vaterlandes haben wird«.⁴³

Mit dem alten Rat in die neue Zeit?

Als schließlich das für Sachsen allgemein geltende »Mandat, die Wahlen provisorischer städtischer Commun-Repräsentanten und die denselben bis zur Einführung einer all-

⁴¹ StadtAL, Tit. VIII Nr. 125 bzw. Kap. 5 Nr. 2.

⁴² StadtAL, Tit. VIII Nr. 112, Bd. 1 Bl. 1–18.

⁴³ Niederschrift zum Interimistischen Regulativ für die Commun-Repräsentanten zu Leipzig, Ende September 1830, StadtAL, Tit. VIII Nr. 120 f.

gemeinen Städteordnung zu gebende Stellung betreffend« vom 15. Dezember 1830 erschien, war in Leipzig bereits alles in Gang gebracht.⁴⁴ Das Mandat bestimmte zwar in Paragraph 5, die Wahlen neuer Ratsmitglieder, auch der Bürgermeister und der Stadtrichterstellen, bis zum Erscheinen der sächsischen Städteordnung auszusetzen. Doch waren die bisherigen Mitglieder des Rates den neuen Anforderungen gewachsen? Den wenigsten der 26, teilweise schon über mehrere Generationen der Familie im Rat Sitzenden, wird damals an einem Amts- bzw. damit verbundenen Statusverlust gelegen haben. Allerdings hatte der Rat zu diesem Zeitpunkt nicht nur seine Mitarbeit an zeitgemäßen Umgestaltungen zugesagt, sondern legte selbst einen Entwurf für die Änderung der Ratsverfassung vor. Das Konzept stammte vom amtierenden Bürgermeister Johann Conrad Sickel (1769–1837) und wurde in mehreren Plenarsitzungen des Rates sowie in den vom königlichen Kommissar geleiteten gemeinsamen Sitzungen von Deputierten des Rates und der Commun-Repräsentanten beraten.⁴⁵ Im Rahmen dieser Verhandlungen betonte der königliche Kommissar die Bedeutung der Leipziger Debatten und Lösungsansätze als Ausgangspunkt für deren Ausdehnung auf Sachsen in Form der Städteordnung.⁴⁶ In Dresden, Chemnitz und Leipzig sollte allerdings schon vor Inkrafttreten der neuen Städteordnung ein neuer Rat eingesetzt werden.⁴⁷ Dabei wurde zunächst eine freiwillige Resignation unter angemessener Entschädigung der alten Ratsmitglieder angestrebt. Der Leipziger Rat wollte unterdessen erst einen »allerhöchsten Befehl« abwarten.⁴⁸ Im engen Zusammenwirken mit der Landesregierung drängten die Leipziger Commun-Repräsentanten jedoch den alten Magistrat zur Amtsaufgabe. Auch hier erwies sich der königliche Kommissar als agiler Verhandlungsführer. Die Commun-Repräsentanten erklärten in ihrem sehr geschickt abgefassten Schreiben vom 13. Februar 1831 die Notwendigkeit des Rücktritts angesichts des Übergangszustandes, gaben zugleich eine Ehrenerklärung für die alten Ratsmitglieder ab und modifizierten die Rücktrittsbedingungen. Die Commun-Repräsentanten bestätigten dem bisherigen Rat die Ordnungsmäßigkeit der Amtsführung, insbesondere die musterhafte Justizpflege und dass »auch in der Verwaltung im engeren Sinne nirgends eine Spur von Unredlichkeit gefunden worden sey, und wenn Mängel in der Verwaltung des städtischen Gemeinwesens bemerklich worden seyen«, lagen diese »größtenteils in der Eigenthümlichkeit der bisherigen Stadtverfassung«, die

44 Das Mandat regelte neben dem Wirkungskreis der Commun-Repräsentanten insbesondere deren Verhältnis zum Stadtrat, vgl. StadtAL, Tit. VIII Nr. 115..

45 StadtAL, Tit. I Nr. 60. Der Entwurf folgte in vielen Passagen der Petition der Bürgerschaft vom September 1830.

46 Ausführungen des königlichen Kommissars, aufgenommen im Sitzungsprotokoll vom 2. Dezember 1830, StadtAL, Tit. I Nr. 60, Bl. 66.

47 StadtAL, Tit. VII Nr. 116, Bl. 2.

48 StadtAL, Tit. I Nr. 60, Bl. 9.

»mit den Forderungen neuerer Zeit im Widerspruche standen«.⁴⁹ Die abschließenden Festlegungen zur Neubesetzung der Ratsämter erfolgten in ausschließlichen Verhandlungen zwischen der Commun-Repräsentantschaft und dem königlichen Kommissar, was seitens des Rates beklagt wurde. Schließlich erklärten die Ratsmitglieder, insbesondere nach Klärung der besoldungsrechtlichen Fragen, am 14. März 1831 ihren Rücktritt, der am 18. März durch ein königliches Reskript genehmigt wurde.⁵⁰

Die provisorischen Commun-Repräsentanten wählten noch im März 1831 die neuen Ratsmitglieder. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass mehrere Repräsentanten dem neuen Rat angehörten. Aus dem bisherigen Rat wurden drei Mitglieder in das neue Gremium gewählt.⁵¹ Die Amtseinführung des neuen Rates und des Stadtgerichtes fand am 5. April 1831 um 7.30 Uhr auf dem Rathaus mit der eidlichen Verpflichtung der Neugewählten durch den königlichen Kommissar Müller in Anwesenheit der überwiegenden Mehrzahl der Commun-Repräsentanten statt. Nach dem Gottesdienst in der Nikolaikirche folgten um 11.00 Uhr im festlich geschmückten Rathausaal die feierlichen Ansprachen des Regierungskommissars, des Oberbürgermeisters sowie des Vorstehers der Commun-Repräsentanten. Mit der Übergabe aller Schriften, Urkunden, Akten, Depositen und Gelder an das neue Ratskollegium und das Stadtgericht wurde die alte Ratsverfassung symbolisch aufgelöst. Dem vorausgegangen war die landesherrliche Bestätigung der gewählten Ratsmitglieder sowie der Mitglieder des Stadtgerichtes und der Sicherheitsbehörde am 2. April 1831.⁵²

Zu den Grundzügen der neuen Ratsverfassung gehörten die Einführung des Amtes eines Oberbürgermeisters, die Verringerung der Gesamtzahl der Ratsherren und deren Zusammensetzung aus einem weiteren Bürgermeister sowie aus mehreren besoldeten, d. h. auf Lebenszeit gewählten, über juristische Kenntnisse verfügenden sowie unbesoldeten, in der Regel zwei Jahre im Amt verbleibenden, Ratsmitgliedern. Das Gremium führte die Bezeichnung »Rat der Stadt Leipzig«.⁵³ Mit der Einrichtung des Stadtgerichtes, bestehend aus einem Stadtrichter als Dirigenten und fünf Beisitzern, die nicht mehr gleichzeitig Mitglieder des Rates sein durften, erfolgte die Tren-

49 StadtAL, Tit. VIII Nr. 116, Bl. 66.

50 StadtAL, Tit. VIII Nr. 116, Bl. 131.

51 Neben dem Bürgermeister Dr. Christan Adolf Deutrich waren dies Friedrich Heinrich Demuth und Gustav Koch, die zu den besoldeten Stadträten gehörten.

52 Veröffentlichung des landesherrlichen Reskripts zu den Verhältnissen in der Stadt Leipzig im LT, 10. April 1831, S. 889–890. Diese Bekanntmachung enthält auch die Geschäftskreise der ersten und zweiten Sektion des Rates (Verwaltungsstruktur), des Stadt- und Handelsgerichtes, der Sicherheitsbehörde und des Kriminalamtes sowie zur Beschlussfassung in diesen Behörden.

53 Diese Festlegung wurde in der ersten Ratssitzung am 4. April 1831 getroffen, StadtAL, Kap. 74 A Nr. 1 Bd. 1. Die Bezeichnung »Rat der Stadt Leipzig« galt außerdem als Behördenname für die Gesamtverwaltung und wurde bis 1994 beibehalten. Seit den Kommunalwahlen 1994 lautet die Benennung »Stadt Leipzig«.

nung der Justiz von der Verwaltung.⁵⁴ Die Mitwirkung der Bürger an der Administration der Kommunangelegenheiten und des städtischen Vermögens war durch die Beteiligung der Commun-Repräsentanten als Vertreter der Bürgerschaft in Kommissionen bzw. Deputationen verankert.⁵⁵

Damit war Leipzig die erste Stadt im Königreich Sachsen, deren Bürgerschaft bzw. deren Vertreter die öffentliche Verwaltung der Kommune einer frei gewählten »Stadtobrigkeit« übertrugen.⁵⁶ Mit der bereits zu diesem Zeitpunkt absehbaren Wahl der Stadtverordneten im Herbst 1831 wurde dann die Modernisierung der städtischen Verwaltung endgültig manifestiert. Die neue Stadtverfassung trat unabhängig von der noch nicht erfolgten Publikation der Städteordnung in Kraft und war nach den Worten des königlichen Kommissars dem »patriotischen Sinne der bisherigen Rathsmitglieder zu danken«.⁵⁷ Oberbürgermeister Schaarschmidt betonte in seiner Antrittsrede am 5. April 1831 diese Vorreiterrolle Leipzigs: »... um die neue Zeit vorzubereiten und zu empfangen, schritt Leipzig, das aufgeklärte, gebildete Leipzig voran.«⁵⁸ Die damalige Auffassung von bürgerschaftlichem Engagement, das keineswegs dem heutigen Demokratieverständnis entsprach, widerspiegeln die Worte des königlichen Kommissars, der von der Einwohnerschaft Gehorsamkeit gegenüber den Anordnungen des Rates »als erste Pflicht der Bürger gegen die Stadtobrigkeit« forderte. Die Leipziger sollten Vertrauen in die Fähigkeit und Kenntnisse der Ratsmitglieder zeigen sowie die Geschäftsfähigkeit der Commun-Repräsentanten und die Redlichkeit der neu erwählten Ratsmitglieder und der Bürgermeister anerkennen. Allerdings sollten sich die Bürger angesichts der Einführung einer neuen Ordnung in ihren Wünschen mäßigen, da es ihre Pflicht sei, »diese nicht durch ihre Ungeduld zu stören«. Gefordert war andererseits Gemeinsinn und die Beteiligung an freiwilligen Aufgaben.⁵⁹ Die große Dankbarkeit der Commun-Repräsentanten gegenüber Dr. Müller drückte sich in der

54 Die Besetzung des Stadtgerichtes oblag dem Stadtrat. Allerdings erfolgte die erste Besetzung des Stadtgerichtes auf Vorschlag der Commun-Repräsentanten, die ihre Kandidaten dem neuen Stadtrat unterbreiteten. Nach dessen Zustimmung und Genehmigung durch den König und den Mitregenten gab der königliche Kommissar diese per Verordnung am 5. April 1831 bekannt, LT vom 9. April 1831, S. 874.

55 Zusammenfassende Darstellung u.a. bei Otto Georgi, Vortrag, den Entwurf einer Geschäftsordnung für den Rath der Stadt Leipzig betr. Erster Theil. Zur Geschichte der Verfassung und Geschäftsordnung des Rathes der Stadt Leipzig, Leipzig 1894.

56 Rede des königlichen Kommissars Müller bei der Amtseinführung des neuen Rates am 5. April 1831, LT vom 8. April 1832, S. 862.

57 Ebd., S. 863.

58 LT vom 9. April 1831, S. 875.

59 Rede des königlichen Kommissars Müller bei der Amtseinführung des neuen Rates am 5. April 1831, LT vom 8. April 1831, S. 863–865.

Überreichung eines Gedichtes und dem Spielen einer Nachtmusik durch die Kommunalgarde aus.⁶⁰

Leipzigs neue Stadtspitze – der (Ober)Bürgermeister

Dr. jur. Carl Friedrich Schaarschmidt (1786–1864), gebürtig aus Guben, wurde von den Commun-Repräsentanten zum ersten Oberbürgermeister gewählt.⁶¹ Bei seinem Eintreffen in Leipzig am 2. April 1831 leistete er gemeinsam mit anderen gewählten Mitgliedern des Rates und des Stadtgerichtes den Bürgereid als Voraussetzung für die Ausübung des Amtes.⁶² Als sächsischer Hof- und Justizrat war Schaarschmidt gemeinsam mit dem königlichen Kommissar Müller maßgeblich an der Erarbeitung der sächsischen Städteordnung beteiligt. Seine Wahl war mit der Erwartung verbunden, die Vorstellungen der Regierung über die bürgerschaftliche Vertretung in Leipzig als Modell für Sachsen umzusetzen. Dies gelang ihm in seiner kurzen Amtszeit, unterstützt von Bürgermeister Deutrich, wie beispielsweise bei der Neuordnung der Geschäftsbereiche des Rates, nur begrenzt. Schaarschmidt selbst hatte als Nichtleipziger vermutlich auch einen schweren Stand im Ratskollegium.

Die Mitglieder des neuen Rates standen vor schwierigen Aufgaben. Die meisten von ihnen verfügten kaum über tiefgreifende Kenntnisse der örtlichen Verhältnisse und über frühere geschäftliche Vorgänge. Dazu kamen die nach allen Seiten noch recht lückenhaften Rechtsverhältnisse sowie neue Organisationen, die noch nicht völlig ausgebildet waren. Außerdem gab es im Jahr 1831 erneute Unruhen mit gewaltsamen Ausschreitungen, denen sich die leitende Spitze des Stadtrates gegenüber wenig gewachsen zeigte.⁶³

60 Als der königliche Kommissar Müller Leipzig am 10. April 1831 verließ, tat er dies mit »Erinnerungen, welche zu den schönsten meines Lebens gehören« und versicherte, »dass meine Blicke oft auf hiesige Stadt mit Dank und Liebe gerichtet seyn werden«, LT, 9. April 1831, Titelseite.

61 Schaarschmidt wird in der Literatur als geistvoller gebildeter Mann geschildert, der auch ein begabter Musiker und Orgelspieler war. Er war seit 1820 als Hof- und Justizrat, seit 1829 Referendar beim Geheimen Rat in der Landesregierung tätig. Leider konnte kein Portrait von ihm ermittelt werden.

62 Als neu gewählte Mitglieder des Stadtrates leisteten neben Schaarschmidt folgende Personen den Bürgereid: Jacob Friedrich Wilhelm Müller (vorher Ratsaktuar), August Lobegott Otto (bisher Gerichtsverwalter zu Eythra), Dr. Moritz Augustin Seeburg (Oberhofgerichts- und Konsistorialadvokat aus Torgau), Advokat Wilhelm Ferdinand Stengel aus Christgrün. Als Mitglied des Stadtgerichtes wurden als Bürger aufgenommen Carl Traugott Streubel aus Gräfenhainichen (bisher Assessor an der provisorischen Sicherheitsdeputation), Philipp Heinrich Hänsel (bisher Handlungsgerichtsaktuar), Ludwig Ferdinand Weber aus Magdeburg (vorher Vormundschaftsgerichtsaktuar), Advokat Eduard August Steche aus Sietzsch bei Landsberg und Carl Wilhelm August Porsche aus Schleiz (bisher in Zittau tätig), Bürgerverzeichnis 1821–1838, StadtAL, Tit. XXXIV Nr. 70 c.

63 Am 30. August 1831 sollte die Kommunalgarde ein neues Wachlokal beziehen. Auf dem Naschmarkt, wo sich das alte Wachlokal befand, kam es zu tumultartigen Zuständen, als sich auch ein Teil



Bürgermeister Christian Adolph Deutrich (1783–1839)

Schaarschmidt legte schon nach sechs Monaten am 13. September 1831 sein Amt nieder.⁶⁴ Die Bezeichnung Oberbürgermeister entfiel mit dem Weggang Schaarschmidts wieder und wurde erst nach Einführung des Ortsstatuts 1877 für Dr. Otto Georgi, der 1876 als Bürgermeisters gewählt wurde, erneut verwendet.

Nach dem Rücktritt des Oberbürgermeisters Schaarschmidt im September 1831 übernahm Dr. jur. Christian Adolph Deutrich (1783–1839) ohne Wahl die Leitung des Rates. Er gehörte als Senator schon dem alten Rat an und war als neuer Bürgermeister gleichzeitig Dirigent der I. Sektion des Rates. Das Bürgermeisteramt übte er bis zu seinem Tod am 23. Dezember 1839 aus. Deutrich war der erste Leipziger Bürgermeister, der nach Inkrafttreten der Sächsischen Städteordnung vom 2. Februar 1832 amtierte. Er war maßgeblich an der Ausprägung der kommunalen Selbstverwaltung in der Praxis beteiligt. Unter seiner Leitung wurde auch das städtische Steuerwesen 1834/35 neu geordnet, wodurch die steuerlichen Belastungen der Bürger und Einwohner gemildert werden konnten.⁶⁵

der Kompanien den angeordneten Maßnahmen widersetzte. Die Unruhen wurden schließlich mit Hilfe des herbeigerufenen Militärs und unter Anwendung von Schusswaffen eingedämmt, StadtAL, Tit. XLIII Nr. 11.

⁶⁴ Schaarschmidt wechselte als Geheimer Regierungsrat ins Dresdner Innenministerium. Er hatte sich allerdings bereits vor seiner Wahl vorbehalten, im Falle einer Berufung nach Dresden vorfristig aus dem Amt scheiden zu können, siehe StadtAL, Tit. VIII Nr. 112, Bd. 2.

⁶⁵ Angaben zu den Leipziger Bürgermeistern bzw. Oberbürgermeistern siehe auch Karin Kühling, Doris Mundus, Leipzigs regierende Bürgermeister vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Eine Übersichtsdarstellung mit biographischen Skizzen, Beucha 2000.

Neuer Name der Bürgerschaftsvertretung – Stadtverordnete

Da die 1830 eingeführten Commun-Repräsentanten zunächst mit dem Prädikat des »provisorischen Institutes« versehen waren, stand bereits vor der Einführung des neuen Rates die Frage der Neuwahl der Bürgerschaftsvertreter auf der Tagesordnung. Den darüber strittigen Auffassungen zwischen der Commun-Repräsentantschaft und dem noch amtierenden alten Rat trat die sächsische Regierung mit der Verfügung vom 23. März 1831 entgegen. Diese enthielt u. a. die Bestimmung, in Leipzig 60 Personen, davon 30 Ansässige und 30 Unansässige, als die zukünftigen Stadtverordneten zu wählen. Anstelle des provisorischen Zustandes sollte die neue Ordnung der Leipziger Stadtgemeinde endgültig manifestiert werden. Auch der neue Rat wollte mit der Neuwahl zunächst bis zur Veröffentlichung der allgemeinen Städteordnung warten. Der Vorsteher der Commun-Repräsentantschaft, Dr. Günther, wies jedoch nach, dass das Verfahren der Neuwahl gesetzmäßig und außerdem aus praktischen Gründen erwünscht sei.⁶⁶ Im Mai 1831 begannen die Wahlvorbereitungen, deren Umsetzung sich viel schwerfälliger erwies als noch ein Jahr zuvor. Die allgemeine Aufbruchstimmung vom Herbst 1830 schien verflogen, denn über die Hälfte der Gewählten lehnte zunächst das Ehrenamt eines Stadtverordneten ab.⁶⁷ Nur mit großen Mühen gelang es, die 60 Sitze, zuzüglich der 36 Stellvertreter, bis zur Einführung der neuen Stadtverordneten am Sonntag, dem 9. Oktober 1831 in der Nikolaikirche bzw. in der Ratsstube zu besetzen.⁶⁸ Die bisherigen Commun-Repräsentanten legten am 3. Oktober 1831 gegenüber dem Magistrat ihr Amt nieder. Sie bedankten sich in der Öffentlichkeit und beim Rat für die gute Zusammenarbeit, auch wenn »die letzte Zeit leider einen Beleg gegeben (hatte), daß der sociale Zustand Leipzigs noch nicht über jede innere Erschütterung erhaben ist ...«⁶⁹ Die erste Wahl- bzw. Amtsperiode der Stadtverordneten erstreckte sich von Oktober 1831 bis 1833.⁷⁰ Die Stadtverordneten erarbeiteten bereits im November 1832 eine neue Geschäftsordnung, die auf den Grundlagen der angekündigten Sächsischen Städteordnung beruhte und durch ein landesherrliches Regulativ am 17. Dezember 1832 vorab bestätigt wurde.

66 StadtAL, Tit. VIII Nr. 118 a und b sowie Nr. 358.

67 Die Wahlen erfolgten wiederum mehrstufig. Bei der Wahl der 140 Wahlmänner gaben von den rund 2100 stimmberechtigten Bürgern 657 ihren Stimmzettel nicht ab! Deshalb wurde für den 15. September 1831 ein weiterer Termin zur »nachträglichen« Stimmabgabe auf der Alten Waage einberaumt.

68 StadtAL, Tit. VIII Nr. 118a, b ; Nr. 358.

69 StadtAL, Tit. VIII Nr. 118 a, Bd. 1, Bl. 126–128. Das Zitat bezieht sich auf die Unruhen im August 1831, siehe Anm. 64.

70 Erstmals 1833, danach jährlich, schied jeweils $\frac{1}{3}$ der Stadtverordneten aus und wurde durch Neuwahlen ersetzt.

Mitleiden oder Energie sparen? Buddhismus und Monismus in Leipzig um 1900

Bernadett Bigalke / Katharina Neef

Das Wilhelminische Zeitalter wird durch seine Fixierung auf preußische Traditionen gemeinhin als protestantisch, zumindest kulturprotestantisch, wahrgenommen; auch das Königreich Sachsen weist in diesem Zeitraum eine relativ homogene protestantische Bevölkerung auf. Doch zerbröckelt dieses Primat seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kontinuierlich, spätestens mit dem Auftreten Ernst Haeckels als Popularisierer Darwins nimmt die Kirchengaustrittsbewegung Formen an, d. h. wird der Austritt aus der Landeskirche ein gesellschaftlicher Akt, der über ein individuelles Bekenntnis (oder eben Nicht-Bekenntnis) hinausgeht. Die Trennung von der landeskirchlichen Gemeinschaft vollzieht sich in aller Regel unter zwei Auspizien: Entweder der angehende Dissident pflegte freidenkerisches, d. h. tendenziell atheistisches, Gedankengut; Vertreter dieser Richtung konnten sich in mehreren freidenkerischen Vereinen organisieren, etwa dem *Deutschen Freidenkerbund* (gegründet 1881), dem *Zentralverband der Proletarischen Freidenker* (aus Vorgängervereinen gegründet 1908) oder dem *Deutschen Monistenbund* (gegründet 1906). Dabei sammelten *Freidenkerbund* und *Monistenbund* eher bürgerliche Klientel und der proletarische Freidenkerbund die Arbeiter. Oder der Dissident war mit der volksskirchlichen Frömmigkeit der Landeskirche unzufrieden und wandte sich nach der Trennung einem neuen Bekenntnis zu:¹ freireligiös (also weiterhin protestantisch), deutsch-katholisch, methodistisch, adventistisch, baptistisch, »bibelforscherisch« (die heutigen Zeugen Jehovas), theosophisch, buddhistisch oder neo-hinduistisch. Viele dieser Gruppen waren in Vereinen organisiert und zeigten einen großen Eifer, ihre Lehre zu verbreiten. Dabei konfigurierten viele sowohl mit der Mehrheitsgesellschaft (die die Rechte der anerkannten Religionsgemeinschaften, v. a. der Landeskirchen, juristisch und moralisch schützte) als auch mit anderen Vereinen ähnlicher Ausrichtung oder gar ähnlicher Filiation, sodass der Alltag der weltanschaulichen Vereine von Auseinandersetzungen mit Kirchenvertre-

1 Allerdings blieben vor 1900 viele deviant religiöse Akteure der Landeskirche erhalten (und sind als »Dissidenten« statistisch nicht erfasst). Erst nach 1908 wuchs die Kirchengaustrittsbewegung als kulturpolitisches Instrument an und agitierte »Gewohnheitschristen«, die keinerlei »innerliche« Bande mehr an die Kirche knüpften, zum Austritt. Denn bei aller statistischen Mehrheitsreligion: Die Kirchen leerten sich schon im Kaiserreich beträchtlich und die »Alltagsreligiosität« ging im Empfinden der Zeitgenossen zurück. Die bürgerliche Angst vor dem Kommunismus und dessen Revolution fußt unter anderem auf sinkendem Interesse der Arbeiterschichten an landeskirchlicher Observanz, woraus weiterhin ein sinkender Einfluss christlicher Moral- und Sittlichkeitsregeln vermutet wurde. Gesellschaftliche Dekadenzängste speisen sich auch aus dieser Quelle.

tern oder anderen weltanschaulichen Vereinen geprägt war. Durch diese ständigen Konflikte entwickelten die alternativkulturellen Vereine eine eigene interne Dynamik, die wiederum nach außen wirkte.²

Solche Abläufe sollen im Folgenden am Beispiel der buddhistischen und monistischen Vereine aufgezeigt werden, als Ergänzung müssen dabei Schlaglichter auf die theosophischen Vereine Leipzigs geworfen werden, da diese eng mit den Buddhisten (und umso weniger mit den Monisten) verbandelt waren.

Zwischen dem Monismus³ und dem Buddhismus in seiner europäischen Rezeption besteht kein offensichtlicher Nexus; zu groß sind die Ressentiments, welche die Monisten gegenüber den Buddhisten und die Buddhisten gegenüber den Monisten gehabt zu haben scheinen. Während die Monisten – gerade in der Ära Wilhelm Ostwalds (1911–1915) – ihren areligiösen Charakter betonten, sahen sich einige der deutschen Buddhisten als Teil eines alternativreligiösen Spektrums: Von ihren Zeitgenossen wurde diese relativ kleine Gruppe als ein Resultat der Fernostbegeisterung, die im späten Kaiserreich um sich griff, betrachtet.

Doch ist zum einen eine Relation der beiden Gruppierungen via Dritter möglich: So »netzwerkten« beide Vereine – der *Monistenbund* und die *Mahabodhi-Gesellschaft* – 1911 im *Weimarer Kartell*, einem Dachverband von Vereinen mit kulturellem bzw. kulturpolitischem Arbeitsfeld. Hier wirkte der *Deutsche Monistenbund* weitgehend dominierend, während die *Mahabodhi-Gesellschaft* zwar nicht als Mitglied, aber als »verwandte Organisation« aufgeführt wird.⁴

2 Zur Situation devianter religiöser Bewegungen in Leipzig zu Ende des Kaiserreichs befindet sich ein Band in Vorbereitung. Enthalten sind u. a. folgende Beiträge: Thomas Hase, Präsentation; Jörg Albrecht, Von Leipzig aus zu Fuß um die Welt. Der Buddhist und Vegetarier Ludwig Ankenbrand; Bernadett Bigalke, Okkulte Verleger um 1900 in Leipzig und das Spiel mit dem »Geheimnis«; Christian Espig, Die Religionsgesetzgebung im Deutschen Kaiserreich am Beispiel des Königreiches Sachsen; Johannes Graul, Zarathustra-Gesellschaft – Mazdaznan-Tempel-Vereinigung – Mazdaznan-Bund. Eine neureligiöse Bewegung in Leipzig zwischen Kaiserreich und NS-Diktatur; Madlen Krüger, Carl Theodor Strauss – ein buddhistischer Reformator zwischen Colombo und Leipzig; Heinz Mürmel, Lebensreformprogramme in okkultistischer Perspektive. Beiträge des Leipziger »Zentralorgans für praktischen Okkultismus: Prana«; Katharina Neef, Sozialgestalt im Sinne des Ostwaldschen Monismus; Annett Saupe, Die Anfänge der Leipziger Feuerbestattungsbewegung.

3 Der Monismus leugnet die Verschiedenheit von Stoff und Kraft bzw. Körper und Geist; solchen Dualismen setzt er das Postulat der Einheit der Welt entgegen. Praktisch resultiert daraus zumeist eine kirchenkritische oder sogar -ablehnende Haltung und ein Bekenntnis zu wissenschaftlicher Welterforschung.

4 Vgl. Horst Groschopp, *Dissidenten. Freidenkerei und Kultur in Deutschland*, Berlin 1997, S. 182–183. Weitere Mitglieder des *Weimarer Kartells* waren die *Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur*, der *Bund für Mutterschutz*, der *Deutsche Freidenkerbund*, der *Humboldt-Bund*, das *Komitee »Konfessionslos«* und der *Euphoristen-Orden*. Zu den »verwandten Organisationen« zählen ferner: der *Freimaurerbund Zur aufgehenden Sonne*, die proletarischen Freidenker, der *Bund der Konfessionslosen* und die freireligiösen Gemeinden. Vgl. Max Henning (Hg.), *Handbuch der freigeistigen Bewegung Deutschlands*, Öster-

Zum anderen reagierten beide Vereine auf einen von außen gekommenen Anstoß zur Vereinigung, zumindest vermutet dies Heinz Mürmel: Der Deutschamerikaner Paul Carus (1852–1919) war nicht nur persönlicher Bekannter Wilhelm Ostwalds und zugleich Finanzier der Leipziger *Mahabodhi-Gesellschaft*; er galt weithin sowohl als Monist als auch als Buddhist – er selbst meinte, keinerlei Bekenntnis zu haben, das ihm als dogmatisch galt.⁵ Zweifelsohne hatte er aber Kontakte in beide Szenen: Er gab ab 1890 die Zeitschrift *The Monist*⁶ heraus, eine populäre philosophische Zeitschrift, die über die Vereinigten Staaten hinaus bekannt war. Gleichzeitig kümmerte er sich um die Verbreitung buddhistischen Gedankenguts in den Staaten, dazu finanzierte er Aufenthalte »indischer Weiser« in Amerika und besorgte Übersetzungen von Quellentexten. Dieser amerikanische Popularisator habe nun während seiner Deutschlandaufenthalte mehrfach die Verbindung der beiden Gruppen, der Leipziger Buddhisten und der Monisten unter Vorsitz Wilhelm Ostwalds, angeregt.⁷ In Reaktion auf diesen Vorschlag soll – so Mürmel – Ostwald seine 67. Monistische Sonntagspredigt »Monismus und Buddhismus«⁸ verfasst haben. Der Chemiker Dr. Ferdinand Hornung, einer der führenden Leipziger Buddhisten, wiederum reagierte in einem zweiteiligen gleichnamigen Artikel⁹ sowohl auf die Äußerungen Ostwalds als auch auf Carus' Wünsche. Beide Autoren lehnten die Synthese ab – allerdings aus verschiedenen Gründen, wie im Folgenden gezeigt werden soll.

Vorstöße zur Vereinigung verschiedener Gruppen des lebensreformerischen und alternativ-religiösen Spektrums wurden relativ häufig gemacht; das hängt zusammen mit dem Anspruch der meisten Gruppierungen, eine *umfassende Kultur* zu repräsentieren. Mit der häufig von Gegnern kritisierten Herangehensweise, die Welt nur von einem Punkte aus kurieren zu wollen, konnte dieses Gesellschaftsverbesserungsprojekt zum Beispiel eine Selbstreform durch vegetarische Ernährung, die volksbildnerische Initiative zur Hebung des Bildungs- und Sittlichkeitsniveaus der Bevölkerung

reichs und der Schweiz. Herausgegeben im Auftrag des Weimarer Kartells, Frankfurt am Main ²1914, besonders S. 45–62 (*Deutscher Monistenbund*) und 152–157 (*Mahabodhi-Gesellschaft*).

5 »I am as much and as little a Buddhist as I am Christian or any other religion.« Carus an seinen Verleger Guthrie, 3. März 1900, zitiert nach Martin J. Verhoeven, *The Dharma through Carus's Lens*, in: Paul Carus, *The Gospel of Buddha. According to old records*, Chicago/La Salle, Illinois 2004 [kommentierte Neuausgabe, Erstausgabe: Carus 1894], S. 1–102, hier S. 2.

6 *The Monist* (1890–1936 und ab 1962), Chicago/La Salle, Illinois: Open Court Publishing.

7 Heinz Mürmel, *Der Beginn des institutionellen Buddhismus in Deutschland. Der Buddhistische Missionsverein in Deutschland (Sitz Leipzig)*, in: Klaus-Dieter Mathes (Hg.), *Erneuerungsbewegungen (Buddhismus in Geschichte und Gegenwart 11)*, Hamburg 2006, S. 157–173, hier S. 166.

8 Wilhelm Ostwald, *Monismus und Buddhismus. Siebenundsechzigste Predigt*, in: ders., *Monistische Sonntagspredigten. Dritte Reihe*, Leipzig 1913 [Erstausgabe: 1. November 1912], S. 113–120.

9 Ferdinand Hornung, »Monismus und Buddhismus«, in: *Mahabodhi-Blätter* 1 (1912/13) Nr. 5, S. 65–89 und Nr. 6, S. 97–110.

oder die Organisation in einer Reform-Freimaurerloge¹⁰ sein. Die Lebensreformer betrieben in allem Optimismus das, was der Wissenschaftstheoretiker Karl Popper (1902–1994) fünfzig Jahre später als »Holismus«, als ganzheitlichen Erklärungszusammenhang, kritisiert hat.¹¹

Aus dieser Perspektive heraus wurden viele Gruppierungen als anschlussfähig an die eigene Gruppe angesehen; regelmäßig verlautbarten die Sprachrohre der verschiedenen Bewegungen Aufrufe zur Vereinigung mit als interessengleich angesehenen Gruppierungen. Der Buddhist, Vegetarier, Freidenker und Tierschützer Ludwig Ankenbrand meinte etwa, dass der Buddhismus »alle Bewegungen fortschrittlicher Art in sich [begreift], sei es Freidenkerbewegung, sei es Naturheilwesen, Vivisektions- und Impfgegnertum, Abstinenz, Vegetarismus, Friedensbewegung«.¹²

Wenig später führt Willy Bloßfeldt, der Schriftleiter des Monistischen Jahrhunderts, aus: »Der Monismus ergibt sich immer mehr als das organisierende Prinzip für die gesamte praktische Kulturarbeit, auch wenn diese innern Zusammenhänge zwischen Denken und Tun, zwischen Wissenschaft und Wirtschaft, zwischen Ethik, Technik und Politik noch längst nicht in aller Bewußtsein klar liegen, auch nicht in dem aller Monisten. So ergreift die Schriftleitung mit Freuden [...] die Möglichkeit, eine Kette zwischen den einzelnen Reformarbeiten zu schließen [...], die inneren Beziehungen aufzudecken, Fortschritte mitzuteilen, Klarheit über die bisherigen Experimente zu bringen, – kurz, den Weg zu bahnen für zukünftige *gemeinsame, organisierte, einheitliche Kulturarbeit*.«¹³ Zunächst gab es die Abteilungen »Naturwissenschaft und Medizin«, »Technik«, »Schulreform«, »Mutterschutz und Sexualreform«, »Bodenreform« und »Friedensbewegung«. Bis 1914 kamen das »Genossenschaftswesen«, die

10 1906 hatte sich in Nürnberg die *Deutsche Freidenkerloge* konstituiert, die aufgrund ihres fehlenden Bekenntnisses zum »großen Baumeister« (dem Schöpfergott) und ihres unhierarchischen Aufbaus ohne Filiation war. Seit 1907 firmierte der Verband als *Freimaurerbund Zur aufgehenden Sonne* (F. Z. a. S.). Entgegen der klandestinen Tradition der Freimaurer warben die Reformfreimaurer relativ offen um Mitglieder und wurden unter anderem dafür von den etablierten Logen scharf kritisiert. Zur Reklame siehe beispielsweise *Das Monistische Jahrhundert 1* (1912) 14, S. 493.

11 Vgl. Karl R. Popper, *Das Elend des Historizismus*, Tübingen 1987, S. 14–16. Popper kritisiert als Historizisten jene Geistes- und Sozialwissenschaftler, die ihren Objekten naturwissenschaftliche Gesetze zugrunde legen wollen. Im Zuge ihrer Charakterisierung nennt Popper dabei ihren Hang zum Holismus, d.h. zu der Überzeugung, Gesellschaft und Kultur als ganzheitliche Gebilde darstellen und damit ihren gesetzmäßigen Verlauf bestimmen zu können. Zwar richtet sich Poppers Kritik gegen akademische Protagonisten und lässt die lebensreformerischen Milieus außen vor, doch ist gerade für die Zeit vor 1914 eine strikte Trennung von professionellen und dilettantischen Gesellschaftstheoretikern mangels Institutionalisierung der Soziologie schlechterdings nicht machbar und so treffen die kritischen Argumente Poppers gleichfalls die Konzepte lebensreformerischer Gesellschaftsreformer, die sich besonders prominent im *Deutschen Monistenbund* tummelten.

12 Ludwig Ankenbrand, *Der Buddhismus und die Reformbestrebungen*, in: *Buddhistische Werte* 3 (1911), S. 61; zitiert nach Mürmel, *Beginn* (Anm. 7), S. 168.

13 *Monistisches Jahrhundert 2* (1913), S. 13 (hier und im Folgenden sind *kursive Setzungen* vereinheitlichte Hervorhebungen im Original, eigene Hervorhebungen sind unterstrichen).

»Rechtsreform«, die »Frauenbewegung«, die »Abstinenzbewegung«, »Anorganische Naturwissenschaft« und der »Deutsche Werkbund« als Themen hinzu.

Während also aus buddhistischer Sicht durchaus Anknüpfungsmöglichkeiten zu den Freidenkern, d.h. auch zu den Monisten, gesehen wurden, galt der Buddhismus den Monisten nicht als entwicklungsfähiger Teil »praktische[r] Kulturarbeit«. Bemerkenswert ist das gemeinsame Buhlen beider Gruppen um die Abstinenzler und die Friedensbewegung, wohingegen mit den restlichen Anknüpfungspunkten – hier Antivivisektionisten,¹⁴ Impfgegner¹⁵ und Vegetarier, da Schul-, Boden-, Rechts- und Sexualreformer, sowie Frauen- und Genossenschaftsbewegung – ein deutliches programmatisches Auseinanderfallen angezeigt ist: Während die Buddhisten ihre Klientel vor allem bei den Bewegungen suchen, die von einer individuellen Veränderung des Lebensstils auf gesellschaftliche Zusammenhänge zielen, haben die Monisten eher die politisch-gesellschaftlich aktiven Gruppierungen als potenzielle Verbündete im Auge.

Ein weiterer, allerdings recht pragmatischer Grund für anvisierte Vereinsverschmelzungen ist letztlich die zumeist ständig labile Finanzsituation der Vereine, die durch Zusammenschlüsse und somit Konzentration von Mitgliedern und Mitgliedsbeiträgen stabilisiert werden konnte.

Anschließend an einige einführende Worte zur schon angesprochenen Situation der beiden Gruppen (unter Hinzunahme der Theosophen) sollen fünf Äußerungen zu der Frage monistisch-buddhistischer Synthese betrachtet werden: eine Meinung von 1909, die Argumentation Wilhelm Ostwalds 1912, Ferdinand Hornungs Replik ebenfalls von 1912/13, ein Leserbrief in den Mahabodhi-Blättern von 1914/15 und die buddhistische Selbstdarstellung aus dem Handbuch des *Weimarer Kartells* aus dem Jahre 1914. Abgeschlossen wird der Artikel mit einem Fazit, in dem gemeinsame und trennende Motive der beiden Gruppen summiert und ihre Verortung in den lebensreformerischen Diskursen des Spätwilhelminismus vorgenommen werden.

14 Die Antivivisektionisten als Teil der Tierschutzbewegung wandten sich gegen die empirische Methode des Experimentierens mit Tieren in Biologie und Medizin. Im Jahr 1879 gründete Ernst von Weber den *Internationalen Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter*, deren prominentestes Mitglied Richard Wagner (1813–1883) wurde. Siehe Miriam Zerbel, Tierschutz und Antivivisektion, in: Diethart Kerbs (Hg.), *Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933*, Wuppertal 1998, S. 35–46, hier S. 35–38.

15 Impfgegner wandten sich gegen die obligatorische Pockenschutzimpfung für die Bevölkerung (Pionier war hier Bayern 1807, reichsweit erst 1874), weil sie ihrer Ansicht nach keinen wirksamen Schutz bot. Während bis 1896 Impfgegnerschaft Teil der Agenda des Naturheilkunde-Bundes war, kam es dann in diesem Jahr zur Gründung des *Bundes deutscher Impfgegner*. Vgl. Eberhard Wolff, *Medizinkritik der Impfgegner im Spannungsfeld zwischen Lebenswelt und Wissenschaftsorientierung*, in: Martin Dinges (Hg.), *Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich (ca. 1870–ca. 1933)*, Stuttgart 1996, S. 79–108.

Der Buddhismus in Leipzig um 1900

Mit der Gründung eines buddhistischen Vereins im Jahre 1903 kulminierte in Leipzig eine Entwicklung, die von ersten zaghaften Rezeptionsversuchen indischer Kultur seit 1800 bis hin zur Adaption derselben durch das Bekenntnis zum Buddhismus reichte. Dieser Weg von einer philosophischen Vorliebe für den Buddhismus bei Arthur Schopenhauer (1788–1860) hin zu einer Sozialform des Buddhismus als religiöser Lebensführungsoption ist keinesfalls geradlinig. Schopenhauer war der erste deutsche Philosoph, der den Buddhismus positiv präsentierte und ihn dem deutschen bildungsbürgerlichen Lesepublikum mit einer kulturkritischen Note attraktiv machte.¹⁶ Zunächst war die buddhaisierende Philosophie also auf einzelne Individuen beschränkt. Die am Buddhismus interessierten Leser bezogen sich anfangs hauptsächlich auf Sekundärliteratur, bei steigender Verfügbarkeit jedoch zunehmend auch auf Übersetzungen religiöser Primärtexte.¹⁷ »Das, was als Buddhismus verbreitet wurde, war zunächst ein konstruiertes Phänomen oder ein Interpretationsprodukt der Philosophiegeschichte und der Religionsdiskurse der Zeit«¹⁸: Im Zeichen der Christentums- und Zivilisationskritik wurde er von seinen Sympathisanten zur einzig authentischen und zeitgemäßen »Religion der Vernunft« stilisiert, die zunehmend eine gemeinschaftsbildende Trägerschicht ansprach und mobilisierte. Neben »buddhistischen Protagonisten, die einen Dokortitel führten, und einzelnen Buddhisten in gesellschaftlich gehobener Position fanden sich ebenso viele Buddhisten, die in kaufmännischen und selbstständigen Berufen oder als Angestellte tätig waren. Von daher dürften Buddhisten und Buddhistinnen dieser frühen Rezeptionsphase vornehmlich den Mittelschichten angehört haben«.¹⁹ Diese Buddhisten versuchten mit Hilfe philosophischer Argumentationen, den »Urbuddhismus« als die ursprüngliche Menschheitsphilosophie zu propagieren und dann auch gemeinschaftlich zu leben.²⁰ Der Stuttgarter Mathematiker Friedrich Zimmermann (1852–1917) verfasste unter

16 Vgl. Jürgen Mohn, »Von der gelesenen zur gelebten Religion«. Die Rezeption des Buddhismus in der deutschsprachigen Philosophie – Beispiele religiöser Optionen von Intellektuellen in der europäischen Religionsgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Anne Koch (Hg.), Watchtower Religionswissenschaft. Standortbestimmungen im wissenschaftlichen Feld, Marburg 2007, S. 15–31, hier S. 16–18.

17 Der erste Lehrstuhl für Sanskrit und Indologie wurde im Jahr 1818 in Bonn errichtet. Die 1850er Jahre waren sehr fruchtbar für die aufkommenden Buddhismusstudien. Bis in die 1870er Jahre wurden vornehmlich chinesische und tibetische Quellen sowie Sanskrit-Texte übersetzt. Später verschob sich das wissenschaftliche Interesse hin zum südlichen Buddhismus und dessen Pali-Texten. Der Indologe Hermann Oldenberg schrieb im Jahr 1881 eine Buddha-Biografie, die in Deutschland sehr erfolgreich wurde. Martin Baumann, *Deutsche Buddhisten: Geschichte und Gemeinschaften*, Marburg 1995, S. 46–48.

18 Mohn, *Rezeption* (Anm. 16), S. 18.

19 Baumann, *Buddhisten* (Anm. 17), S. 55–56.

20 Mohn, *Rezeption* (Anm. 16), S. 30.

dem Pseudonym Subhadra Bhikshu im Jahr 1888 einen auf Pali-Quellen fußenden buddhistischen Katechismus,²¹ der den Beginn der deutschen buddhistischen Bewegung markiert.²²

Seit den 1890er Jahren gab es in Deutschland bereits Gruppen, die sich zwar nicht explizit als »buddhistisch« verstanden, aber aus unterschiedlichen Motiven buddhistisches Gedankengut rezipierten und für die Popularisierung dieser Ideen eine maßgebliche Rolle spielten:

So existierte die im Jahr 1892 gegründete *Deutsche Gesellschaft für Ethische Kultur*, die personell der Friedensbewegung nahe stand. Ziel der *Gesellschaft* war die Formulierung einer »gottlosen Ethik«, d. h. einer Ethik, die ohne eine transzendente Letztbegründung auskommen sollte. Diese Ideen fanden die Mitglieder in bestimmten Aussagen des Buddhismus bestätigt, z. B. im Streben nach Selbsterkenntnis und eigenverantwortlicher Sittlichkeit.²³ Nach 1909 gehörte die *Gesellschaft für Ethische Kultur* zu den Initiatoren des *Weimarer Kartells* und hatte mit dessen Engagement in der Kirchenaus trittsbewegung den Schritt ins dezidiert christentumskritische Lager getan.

Eine andere Gruppierung waren die Theosophen. Die Theosophie war ein 1875 begründeter religiöser Import aus den USA und zunächst ein Produkt der spiritistischen Bewegung. Nach Verlegung des Zentrums der Bewegung nach Indien (Adyar bei Madras, heute Chennai) rezipierten ihre Begründer v. a. hinduistisches und buddhistisches Gedankengut.²⁴ Die Theosophen forderten das Studium der okkulten Wissenschaften ebenso wie die Beschäftigung mit orientalischer Weisheit und Philosophie und sahen ihr Ziel in der Formung einer »Bruderschaft der Menschheit«. Die Theosophen in Adyar wollten ihren Anhängern den Buddhismus als die eigentliche Grundlage abendländischer Religion nahebringen und können so als primäre Anreger einer breiten und vor allem aktiven Buddhismusrezeption in lebensreformerischen Milieus Europas und Nordamerikas gelten. Im sog. »prähistorischen Buddhismus« sah die Deutschrussin Helena Petrovna Blavatsky (1831–1893) – gemeinsam mit Henry

21 Friedrich Zimmermann, *Buddhistischer Katechismus zur Einführung in die Lehre des Buddha Gotama*, Berlin 1888. Der Katechismus wurde in mehrere Sprachen übersetzt und erreichte bis 1921 14 Auflagen.

22 Ebsen solcher Verdienst kommt in dieser Hinsicht dem Indologen Karl Eugen Neumann zu, der umfangreiche Übertragungen aus dem Pali-Kanon leistete. Vgl. Baumann, *Buddhisten* (Anm. 17), S. 49–50. Der vom Judentum zum Katholizismus konvertierte Neumann (1865–1915) kam über die Lektüre Schopenhauers zum Buddhismus. Nach einem Studium der Indologie und Philosophie und einer Promotion in Leipzig zum Dr. phil. veröffentlichte er im Jahr 1892 seine erste buddhistische Anthologie. Sein Interesse am Buddhismus war primär philosophisch. Eine buddhistische Gemeinschaftsbildung verfolgte er nicht in seiner Suche nach einem »authentischen« Buddhismus.

23 Baumann, *Buddhisten* (Anm. 17), S. 51.

24 Zur Entstehung und Entwicklung der Theosophischen Gesellschaft siehe James A. Santucci, *Theosophical Society*, in: Wouter J. Hanegraaff (Hg.), *Dictionary of Gnosis & Western Esotericism*, Leiden 2005, S. 1114–1123.

Steel Olcott (1832–1907) die Begründerin der Organisation – nicht nur die »Urreligion Indiens«, sondern die aller Religionen. Das war eine zu der Zeit atypische Ansicht, sahen doch viele Europäer aus einem evolutionistischen Religionsverständnis heraus im Buddhismus ein überlebtes Relikt der Religionsgeschichte. Praktischer Ausdruck des Projektes, den Buddhismus als neue »Weisheitsreligion« zu propagieren, war es unter anderem, dass Olcott im Jahr 1881 einen buddhistischen »Katechismus«²⁵ verfasste, der für die Reformbewegung innerhalb des ceylonesischen Buddhismus relevant wurde.²⁶ Zwischen den Buddhisten und Theosophen auf Ceylon entstanden alsbald unterschiedliche Auffassungen um das »Wesen« des Buddhismus: Im Jahr 1891 kam es zur Gründung der *Mahabodhi-Society*, eines reformbuddhistischen Vereins unter Olcott und dem Reform-Buddhisten Anagarika Dharmapala (1864–1933), die später für die Leipziger Vereine von großer Bedeutung sein sollte.²⁷

Gründung und Situation der theosophischen Vereine in Leipzig nach 1900

Nach Leipzig kam die organisierte Form der Theosophie in den 1890er Jahren: Seit 1895 bestand in der Messestadt ein informeller Kreis von Theosophen, die sich wöchentlich im Café »Hartmann« (dieser Name geht nicht auf Franz Hartmann zurück) im Grimmaischen Steinweg trafen. Dieser Kreis gründete am 15. Oktober 1896 die *Theosophische Gesellschaft in Leipzig* und war von anderen theosophischen Gesellschaften unabhängig. Nachdem der Arzt Franz Hartmann (1838–1912), der als Freimaurer, Rosenkreuzer und Theosoph agierte, im Jahr 1897 in München die *Internationale Theosophische Verbrüderung (ITV)* gegründet hatte, wurde mit dem Beitritt der Leipziger *Gesellschaft* im selben Jahr diese Ortsgruppe zum aktivem Kern der *ITV*.²⁸ Daher verlegte

25 Henry Steel Olcott, *Buddhist Catechism according to the canon of the Southern Church*, approved and recommended for use in Buddhist schools by H. Sumangala, Colombo 1881 und vgl. dazu Helmut Zander, *Anthroposophie in Deutschland*, 2 Bände, Göttingen 2007, hier Bd. 1, S. 93 f. und 120.

26 Zudem stieß Olcott auf Ceylon etwa 60 Schulgründungen an, die im Vergleich zu den christlichen Missionsschulen ein auf die buddhistische Tradition bezogenes Bildungsprogramm anboten. Siehe dazu Stephen Prothero, *The White Buddhist. The Asian Odyssey of Henry Steel Olcott*, Bloomington, Indiana 1996. Doch Olcott wurde auch in Europa gelesen: Eine deutsche Übersetzung seines Buches erschien im Jahr 1887 in Leipzig, Henry Steel Olcott, *Ein buddhistischer Katechismus*, nach dem Kanon der Kirche des südlichen Indiens bearbeitet. Geprüft und zum Gebrauche für buddhistische Schulen empfohlen von H. Sumangala, Leipzig 1887.

27 Vgl. dazu Heinz Mürmel, *Buddhismus und Theosophie in Leipzig vor dem Ersten Weltkrieg*, in: Manfred Hutter (Hg.), *Buddhisten und Hindus im deutschsprachigen Raum* (Religionswissenschaft 11), Frankfurt am Main 2000, S. 123–136.

28 Zander, *Anthroposophie* (Anm. 25), S. 286.

Hartmann 1898 den Vereinssitz der ITV nach Leipzig, weil die hiesige Ortsgruppe die meisten Mitglieder zählte (im Jahr 1899 65 Mitglieder).²⁹

Seit Gründung der Leipziger Lokalgesellschaft 1895 fanden die öffentlichen Veranstaltungen (v. a. Vorträge) und die Vereinsversammlungen in vegetarischen Speisehäusern statt, z. B. im »Manna« und ein Jahr später im Café »Pomona«, beide im Stadtzentrum gelegen.³⁰ Dass sich die Leipziger Theosophen in vegetarischen Restaurants trafen, die meist auch auf den Ausschank von Alkohol verzichteten, stellte in diesem Kreisen keine Besonderheit dar. In den Speisehäusern befanden sich vom regulären Gasthausbetrieb abtrennbare Hinterräume, in denen sich die alternativkulturellen Vereine trafen. Beispielsweise kam in der »Pomona« mittwochs der hiesige Vegetarierverein für seine Vorträge und Familienabende zusammen, während die Theosophen dort donnerstags tagten.³¹

Bis zum Ersten Weltkrieg etablierten sich mehrere theosophische Vereine in Leipzig, wobei es sich zumeist um Abspaltungen bestehender Gruppen handelte.

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass mit der Stilisierung des Buddhismus zur »Religion der Zukunft« der Grundstein gelegt war, diesen als ideale »undogmatische« Hintergrundideologie für die unterschiedlichsten lebensreformerischen Absichten, beispielsweise der *Gesellschaft für Ethische Kultur* und der Theosophen, benutzen zu können. In Leipzig hatten sich seit Entstehung der Vereine »Verbindungen zwischen der jungen buddhistischen Bewegung und der Tierschutzbewegung, der deutschen Friedensgesellschaft, den Anti-Alkoholikern und den Vegetariern entwickelt«,³² wobei gerade die Theosophen, gleichzeitig auch schärfster Konkurrent der Buddhisten, nicht vergessen werden dürfen.

Am 15. August 1903 kam es in Leipzig zur Gründung der ersten buddhistischen Gesellschaft in Europa. Der Indologe Karl Seidenstücker (1876–1936),³³ der Che-

29 Norbert Klatt, *Theosophie und Anthroposophie. Neue Aspekte zu ihrer Geschichte aus dem Nachlass von Wilhelm Hübbe-Schleiden (1846–1916)* mit einer Auswahl von 81 Briefen, Göttingen 1993, S. 66.

30 Das »Manna« befand sich am Neumarkt 29. Die »Pomona« führte ihren Betrieb in der Kurprinzstraße 3, I. (heute Grünwaldstraße in der südöstlichen Vorstadt) (*Theosophischer Wegweiser*, 1899/1900, S. 221 und 235).

31 *Vegetarische Warte* (1898) 8, S. 242.

32 Baumann, *Buddhisten* (Anm. 17), S. 51.

33 Der Sohn eines protestantischen Geistlichen studierte in Göttingen und Leipzig Indologie und wandte sich ab 1902 dem Buddhismus zu. Seine polemischen Auseinandersetzungen mit dem Christentum veröffentlichte er unter dem Pseudonym Bruno Freydank. Er war maßgeblich an der Gründung mehrerer buddhistischer Gemeinschaften in Deutschland beteiligt und betätigte sich als Herausgeber und Redakteur buddhistischer Zeitschriften wie *Der Buddhist* (1905–10), *Die Buddhistische Welt* (1905–10), *Buddhistische Warte* (1907–12) – jeweils mit kurzen Unterbrechungen. Die Splitterung der buddhistischen Vereine spiegelt weniger die für das Kaiserreich typische Trennung der Klassen, sondern eher inhaltliche Differenzierungen der Buddhisten, die gerade nicht entlang der Klassengrenzen verläuft.

miker und Geologe Dr. Ferdinand Hornung, auf den noch einzugehen ist, Gustav Dietze, ein Mitarbeiter der Ortskrankenkasse, und vier weitere Leipziger gründeten den *Buddhistischen Missionsverein in Deutschland (Sitz Leipzig)* im Markt 9. Von Oktober 1903 bis März 1904 veranstaltete der kleine Verein wöchentlich Vorträge im »Internationalen Reform-Speisehaus« im Markt 9 (1. Etage), der auch als Vereinssitz angegeben wurde. Im Jahr 1906 wurde der Verein in *Buddhistische Gesellschaft für Deutschland* umbenannt. Er hatte zu dieser Zeit 50 Mitglieder, während das Vereinsorgan (der *Buddhistischen Gesellschaft* bzw. der *Mahabodhi-Centrale*) Buddhistische Welt zwischen 1906 und 1910 insgesamt immerhin 500 Abonnenten hatte. Zwar löste die Gesellschaft sich im darauffolgenden Jahr auf, doch kam es auf Initiative Seidenstückers zur Gründung der *Mahabodhi Centrale* bzw. 1911 zur *Mahabodhi-Gesellschaft (Deutscher Zweig)* mit der Geschäftsstelle in Leipzig, die sich nicht nur der Beschäftigung mit dem Pali-Buddhismus³⁴ verschrieb. Fast alle Mitglieder der aufgelösten *Buddhistischen Gesellschaft für Deutschland* schlossen sich dieser neuen Vereinigung an, der Nachfolgeverein übernahm auch das Vereinsorgan, die Buddhistische Welt.³⁵ Der Vorsitzende des neuen Vereins wurde der oben genannte Stuttgarter Friedrich Zimmermann; ab 1913 übernahm Hornung die Führung des Vereins.

Eine weitere Gruppierung, der *Bund für buddhistisches Leben*, wurde von dem Vegetarier und Buddhisten Dr. Wolfgang Bohn aufgrund der Kritik einiger Buddhisten an der rein wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Buddhismus im Jahr 1912 in Halle gegründet. Deren Ziel war es, nicht nur buddhistisch zu denken, sondern die Lehre (in monastischer Theravāda-Tradition) zu praktizieren. Die Hallenser Gründung ist damit dezidiert ein Konkurrenzverein zur *Mahabodhi-Gesellschaft*.

Dass die buddhistischen Vereine aufgrund innerer und äußerer Querelen und Streitigkeiten in rascher Folge Zusammenbrüche und Neugründungen erlebten, verweist auf die typische Instabilität und die inhärenten Dynamiken der Szene.³⁶ Von Anfang an gab es spannungsreiche Beziehungen zu den nach 1900 bereits etablierteren Leipziger Theosophen. Die Buddhisten versuchten, sich von den Theosophen zu distanzieren: »Vornehmlich am Konzept eines esoterischen, okkulten bzw. »geheim überlieferten« Buddhismus, der [...] im asiatischen Kontext der Begegnung von Theosophie und Buddhismus nur eine untergeordnete Rolle spielte[, entzündeten] sich in

34 Pali-Buddhismus wird als Synonym für Theravāda-Buddhismus verwendet. Der Begriff bezieht sich auf die Schriftsprache Pali, in der die meisten kanonischen Texte der Theravāda-Schule überliefert wurden. Diese buddhistische Richtung ist hauptsächlich auf Sri Lanka und dem größten Teil des Festlandes Südasiens verbreitet und wird zu den konservativen buddhistischen Strömungen gezählt, auch aufgrund ihrer traditionellen Auffassung vom Sangha (die Mönchsorden).

35 Buddhistische Warte 3 (1911), S. 63.

36 Mürmel, Buddhismus und Theosophie (Anm. 27), S. 130; Mürmel, Beginn (Anm. 7), passim; Hellmuth Hecker, Lebensbilder deutscher Buddhisten. Ein Bio-Bibliographisches Handbuch. Die Gründer. Bd. 1, Konstanz 1990, S. 157.

Deutschland die Abwehrbemühungen der »eigentlichen« Buddhisten [...].³⁷ Für die deutschen Buddhisten um 1900 war die Bezugnahme auf den Pali-Kanon charakteristisch, obgleich man sich nicht mit einer bestimmten buddhistischen Schule identifizierte. Man war der Auffassung, der Buddhismus der Pali-Schriften sei den »ursprünglichen« Lehren des Buddha am nächsten. Der Mahayana-Buddhismus hingegen sei nur eine durch Priester korruptierte Degeneration der Lehre.³⁸ Schon im Jahr 1903 distanzierte sich Seidenstücker in der Satzung des *Buddhistischen Missionsvereins* vom »esoterischen Buddhismus«. In einer Klassifizierung von Buddhismen unterschied er a) Anhänger des reinen Pali-Buddhismus, b) philosophische Buddhisten, c) ethische Buddhisten (wie Tierschützer, Vegetarier und die *Gesellschaft für Ethische Kultur*), d) esoterische Buddhisten (Theosophen), e) buddhaisierte Christen (Reinkarnationsgedanken seien in der Bibel zu finden) und f) Christus-Buddhisten (Jesus habe den Buddhismus gekannt).³⁹

Von theosophischer Seite aus verwunderten diese strikten Distinktionsbemühungen Seidenstückers, denn persönlich war man sich sehr nahe: »Einige Leipziger Hauptakteure [waren] ihrem Selbstverständnis nach, ganz nach dem Vorbild von Colonel Olcott, zugleich Buddhisten wie Theosophen, ohne darin auch nur ein Problem zu sehen. Zu nennen sind hier z. B. die Verleger Arthur Weber sowie vor allem Hugo Vollrath und Hans Fändrich.«⁴⁰ Doch die Differenzen waren aus Sicht der Buddhisten nicht nur inhaltlicher Art. Es gab enge verlegerische und persönliche Verbindungen, die für Konflikte sorgten, zumal die Theosophen nicht nur zahlenmäßig,⁴¹ sondern auch finanziell stärker aufgestellt waren: So erschien Friedrich Zimmermanns buddhistischer Katechismus bei theosophischen Verlagen, ebenso die Vereinszeitschrift *Die buddhistische Welt*,⁴² die in der Theosophischen Zentral-Buchhandlung erschien. Eine buchhändlerische Trennung gelang erst im Jahr 1910.⁴³ Verschärft wurde die

37 Mürmel, Buddhismus und Theosophie (Anm. 27), S. 128–129.

38 Baumann, Buddhisten (Anm. 17), S. 55–56.

39 Mürmel, Buddhismus und Theosophie (Anm. 27), S. 133.

40 Mürmel, Beginn (Anm. 7).

41 Zum Vergleich: Die *Internationale Theosophische Verbrüderung (ITV)* hatte insgesamt im Jahr 1904 bereits 31 Zweige und 650 Mitglieder, die Leipziger Lokalgruppe der *ITV* um 1912 etwa 267 Mitglieder. Im Vergleich dazu nehmen sich die 50 Mitglieder, die der *Buddhistische Missionsverein* im Jahr 1906 hatte, ziemlich gering aus. Vgl. Zander, Anthroposophie (Anm. 25), S. 290–292.

42 *Die buddhistische Welt*. Deutsche Monatsblätter zur Orientierung über die buddhistische Mission im Morgen- und Abendlande. Publikationsorgan des Buddhistischen Missions-Vereins in Deutschland. Hg. von Karl B. Seidenstücker, Leipzig: Buddhistischer Verlag [der Theosophischen Zentral-Buchhandlung affiliert] 1905/06–1911/12. Nach 1912 gerieten die Theosophische Zentral-Buchhandlung und der ihr affilierte Buddhistische Verlag in Zahlungsschwierigkeiten. Vgl. *Buddhistische Warte* 3 (1911), S. 63.

43 Mürmel, Buddhismus und Theosophie (Anm. 27), S. 131–132. Seidenstücker verkündet dies 1910 in der *Buddhistischen Welt*. Wie diese Trennung praktisch vonstatten ging, ist anhand der Quellen nicht nachzuvollziehen. Vgl. *Buddhistische Warte* 4 (1910/11), S. 57.

Konkurrenz zusätzlich durch den Umstand, dass man um die gleiche Klientel warb. Weiteres Konfliktpotenzial brachte Seidenstücker selbst mit ein, da er durch Wohnnetzwerke und persönliche Beziehungen an die Theosophen gebunden war.⁴⁴

Neben den Auseinandersetzungen mit den Theosophen gab es auch interne Debatten, so zwischen Hornung und Seidenstücker um die Herausgabe populärer buddhistischer Kompilationen, wogegen sich Hornung aussprach. In den Publikationen des Vereins wurde zur Steigerung der Attraktivität und zur Mitgliedergewinnung eine Annäherung buddhistischer Inhalte an das Verständnis der westlichen Rezipienten versucht; so wurden die Titel an christliche Schriften angepasst, wie etwa »Evangelium des Buddha« von Carus oder »Buddhistischer Katechismus« von Zimmermann.⁴⁵ Weitere Streitigkeiten gab es zwischen Seidenstücker und Dr. Karl Strücnkmann (1872–1953)⁴⁶ bezüglich Geldspenden. Im Zuge dieses Streites kam es zu mehreren Vereinsaustritten.⁴⁷

Neben den konfliktreichen Entwicklungen gab es auch Erfolge für die kleine buddhistische Gruppe zu melden: Im Frühjahr 1907 reiste Paul Carus durch Deutschland, traf dabei Seidenstücker und übertrug diesem für sämtliche in seinem Open Court-Verlag erschienenen und noch erscheinenden buddhistischen Werke die deutschen

44 Seidenstücker wohnte im Jahr 1903 in der 3. Etage des Hauses Inselstraße 23/25, wahrscheinlich im Untermietverhältnis mit den Leipziger Theosophen Böhme und Fändrich. Zugleich war diese Adresse auch Sitz der ITV. Im Jahr 1904 zog er als Untermieter in die Blumengasse 12 (die heutige Scherlstraße), Hauptmieter waren wieder Fändrich und Böhme. Die Bundesgeschäftsstelle der ITV befand sich nun ebenfalls hier. Seidenstückers Ehefrau Martha Dönig (Heirat 1908) war selbst Theosophin. Ferner waren weitere Mitglieder der Familie Dönig in der lokalen *Theosophischen Gesellschaft* aktiv. Vgl. Theosophische Rundschau 1 (1902/03) 8/9, S. 66, 2 (1903/04) 6/7, S. 59 und ebd., 11, S. 86.

45 Die Katechismusform ist aber auch eine Anpassung an das, was sich im christlichen Religionsunterricht didaktisch bewährt hatte. Vgl. Baumann, *Buddhisten* (Anm. 17), S. 55 und ferner Alois Payer, *Materialien zum Neobuddhismus*. 3. Deutschland. 2. Die Entwicklung in Deutschland 1860–1890, o. O. 2005, online unter: www.payer.de/neobuddhismus/neobud0302.htm (Zugriff am 11. Juni 2008).

46 Strücnkmann startete seine weltanschauliche Laufbahn als Sozialdemokrat im Alter von 16 Jahren. Im Jahr 1896 wurde er Buddhist, blieb aber weiter Sozialdemokrat. Während seines Medizinstudiums in Leipzig schwor er sowohl dem Alkohol als auch dem Nikotin ab. Im Jahr 1897 reichte er an der hiesigen Medizinischen Fakultät seine Promotion ein. Als Arzt wandte er sich der Naturheilkunde und der Lebensreform zu. Hellmuth Hecker, *Lebensbilder deutscher Buddhisten*. Ein Bio-Bibliographisches Handbuch. Die Nachfolger, Bd. 2, Konstanz 1992, S. 341 f.

47 1912 verlangte Strücnkmann von der *Mahabodhi-Gesellschaft* 600 Mark zurück, die er um 1907 Seidenstücker zur Herausgabe der *Buddhistischen Warte* geschenkt hatte. Daraufhin legte Seidenstücker sein Vorstandsamt nieder und trat aus der *Gesellschaft* aus. Die *Mahabodhi-Gesellschaft* wies Strücnkmanns Forderung zurück. Als Strücnkmann drohte, an die Öffentlichkeit zu gehen, wurde er aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Vgl. Alois Payer, *Materialien zum Neobuddhismus*. 3. Deutschland. 4. Buddhistische Vereinigungen in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg, o. O. 2006, online unter: <http://www.payer.de/neobuddhismus/neobud0304.htm> (Zugriff am 11. Juni 2008).

Übersetzungsrechte, welches die finanzielle Lage der Buddhisten konsolidierte.⁴⁸ »Seitdem blieben beide in enger schriftlicher und persönlicher Verbindung, die bis zum Ausbruch des Weltkrieges anhalten sollte. 1913 traf man sich zum letzten Mal. Wie eng und tief die Beziehungen waren, kann man im Vorwort zur 2. deutschen Auflage des »Evangelium des Buddha« nachlesen, das der Übersetzer, Seidenstücker, im Mai 1919 kurz nach dem Tode von Carus verfasste.«⁴⁹

Die Leipziger Gruppe verstand sich als Teil einer stetig wachsenden internationalen buddhistischen Missionsbewegung, weshalb zahlreiche Kontakte nach Asien und Nordamerika gepflegt wurden.⁵⁰ So besuchten buddhistische Gelehrte aus Japan im Jahr 1909 Leipzig.⁵¹ Auch hielt man sehr gute Kontakte zur *Mahabodhi-Society* in Ceylon. »Diese Wertschätzung drückte sich u. a. auch darin aus, dass am 12. Juni 1912 der große singhalesische Reformers und Führer der »Mahābodhi Society«, der Anagārika Dharmapāla, vor dem Friedensrichter in Colombo nach Testat des Vertreters des kaiserlichen Konsuls, Freudenberg, dieser Gruppe die Vollmacht erteilte, einzig berechtigt zu sein, im Namen der MBS zu agieren.«⁵² Mit diesem Zertifikat fühlte sich der Leipziger Verein autorisiert, den »reinen unverfälschten« Buddhismus, nämlich den Pali-Buddhismus, zu verbreiten.⁵³ Der Erste Weltkrieg führte zum Zusammenbruch der zahlenmäßig noch kleinen buddhistischen Bewegung; die buddhistischen Zeitungen stellten vorerst ihr Erscheinen ein.

Der Monismus in Leipzig um 1900

Während der *Deutsche Monistenbund* (DMB) unter Federführung Ernst Haeckels (1834–1919) sich am 11. Januar 1906 konstituierte, gab es einen monistischen Verein in Leipzig schon seit dem 16. September 1905. Dessen Vorsitzender, der Fabrikant Friedrich Kaufmann, unterzeichnete im darauffolgenden Jahr auch den Gründungs-

48 Buddhistische Warte (1907) 1, S. 134.

49 Mürmel, Beginn (Anm. 7), S. 167.

50 Baumann, Buddhisten (Anm. 17), S. 54. Ein weiterer Kontaktpartner der Leipziger Buddhisten war die *Buddhist Mission in America*. Siehe Mürmel, Beginn (Anm. 7), S. 163.

51 Die Identifikation mit der buddhistischen Lehre über Übersetzungsarbeiten hatte auch zu Konversionen geführt, die zur praktischen Umsetzung der monistischen Lehren Buddhas führten. Praxis bedeutete damals noch vornehmlich Orientierung am monastischen Ideal. Der deutsche Musiker Anton Gueth (1878–1957) ließ sich im Jahr 1903 in Rangoon in Birma als erster deutscher Novize als Nyanatiloka ordinieren und ordinierte später selbst. Er gründete auf Ceylon die Einsiedelei Polgasduwa und gewann internationale Anerkennung durch seine Pali-Übersetzungen. Vgl. dazu Baumann, Buddhisten (Anm. 17), S. 53.

52 Mürmel, Beginn (Anm. 7), S. 165.

53 Mürmel, Buddhisten und Theosophie (Anm. 27), S. 133 f.

auf der des *Monistenbundes*.⁵⁴ Neben sogenannten »Haeckel-Lesekreisen«, die sich seit 1899, nach Veröffentlichung der *Welträtsel*, spontan in mehreren Städten Deutschlands und darüber hinaus gebildet hatten,⁵⁵ gab es schon seit 1903 eine *Monistische Gesellschaft* in Hamburg, die im Januar 1906 alle Namensrechte abgab und sich als Hamburger Ortsgruppe dem Haeckelschen *Bund* anschloss. Die Initiatoren der Hamburger *Gesellschaft*, Christian Carstens und August Kahl, waren wie Kaufmann in Jena zugegen und zeichneten den Gründungsauf der übernationalen Vereinigung.⁵⁶ Ostwald spielte bei diesen Entwicklungen bis 1911 keinerlei Rolle;⁵⁷ er selbst betont, dass die Kontaktaufnahme durch Haeckel sein erhöhtes Interesse am Monismus erst hervorrief.⁵⁸ Diese Absage ist zu relativieren, da Ostwald seit 1910 durchaus Vorträge für Ortsgruppen des *Monistenbundes* gehalten hatte – wie gesagt: nicht in Leipzig! – aber eine beiderseitige Annäherung fand wohl nicht statt. In Ostwalds Schriften sind bis Ende 1910 wenig Bezüge zum Monismus zu finden, wohingegen die Monisten ihn durchaus rezipierten.⁵⁹ So finden sich bis 1910 mehrere Rezensionen in der

54 Als weitere, schon institutionalisierte Akteure treten bei der Versammlung C. Eberle, »Vorsitzender des Monistischen Lesekreises, Neu-Ulm« und Anton Pretzlik, »Vorsitzender der Haeckel-Gemeinde, Salzburg« auf. Vgl. dazu den Gründungsauf der, der u.a. wieder abgedruckt wurde in: *Monistisches Jahrhundert 1* (1913) 22, S. 748 f.

55 Ernst Haeckel, *Die Welträtsel*. Gemeinverständliche Studien über Monistische Philosophie, Jena 1899. Die *Welträtsel* gehörten zu den *Topsellern* des Kaiserreichs. Das Werk wurde als Affront zur kirchlichen Ethik gelesen und einerseits als materialistisches Pamphlet verdammt und andererseits als modernistischer Katechismus zelebriert. Die »gemeinverständliche« Sprache des Werkes vervielfachte seine Verbreitung in bildungsbürgerlichen und auch proletarischen Kreisen. In Anschluss auf die positive Reaktion des Werkes gründeten sich Lesekreise, in denen Werke Haeckels und verwandter Autoren zirkulierten und kritisch diskutiert wurden. Solche Haeckel-Kreise waren oft die Keimzelle freidenkerischer Vereine auf lokaler Ebene.

56 Neben diesem Aufgehen im *Bund* bewahrte sich die Hamburger Ortsgruppe allerdings immer einen Sonderstatus: Sie war als einzige separat Mitglied im *Weimarer Kartell*. Diese Stellung resultiert wohl aus ihrer Stärke: Nach Max Henning hatte die Hamburger Ortsgruppe des DMB 935 Mitglieder – und damit fast ein Sechstel der 6000 Gesamtmitglieder des *Deutschen Monistenbundes*. Vgl. Henning, *Handbuch* (wie Anm. 4), S. 97.

57 Dass Wilhelm Ostwald bei der Konstitution des Leipziger Vereins »eine ausschlaggebende Rolle gespielt« habe, wie Heinz Mürmel annimmt, lässt sich aus dem Quellenmaterial vorerst nicht belegen: Weder hatte Ostwald Briefkontakt mit Mitgliedern der Leipziger Ortsgruppe, noch führte diese ihn in ihren Jahresberichten 1908 bis 1911 als Mitglied, Funktionsträger, Referenten oder Diskutanten auf. Das Zitat und die These finden sich bei Heinz Mürmel, Wilhelm Ostwald – Ein Leipziger Nobelpreisträger und religiöser Dissident?, in: *Mitteilungen der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft* 8(2003) 3, S. 4–24, hier S. 6 f. Zu den Berichten der Leipziger Monisten vgl. *Der Monismus* 4(1909) 33, S. 137–138; ebd. 37, S. 329; ebd. 41, S. 522; ebd. 5(1910) 46, S. 186; ebd. 53, S. 519 f. und ebd. 6(1911) 57, S. 132 f. Im *Monistischen Jahrhundert 2* (1913) 6, S. 165 f. berichtet die Ortsgruppe Leipzig, nun unter der Ägide Ostwalds zu stehen; Ostwald scheint erst jetzt zur Ortsgruppe gestoßen zu sein; er übernahm allerdings keinerlei Funktionen.

58 Vgl. Wilhelm Ostwald, *Lebenslinien*. III. Großbothen und die Welt, 1905–1927, Leipzig 1927, S. 222–226.

59 *Der Monismus* 5 (1910) 45, S. 110–113 gibt einen mehrseitigen Abdruck aus Wilhelm Ostwalds *Energetische Grundlagen der Kulturwissenschaft*, Leipzig 1909. Die von Ostwald herausgegebene

Bundeszeitung,⁶⁰ auch wurde die Tatsache, dass er den Nobelpreis erhielt, wohlwollend in Der Monismus vermeldet.⁶¹

Den regelmäßigen Meldungen in der Bundeszeitschrift ist zu entnehmen, dass die Ortsgruppe Leipzig recht rege war: So werden im Winterhalbjahr monatlich öffentliche Vorträge angeboten, wobei mitunter überregional bekannte Redner gebucht wurden.⁶² Die Veranstaltungen waren allerdings nach Bekunden der Ortsgruppe schlecht besucht, und der Kartenverkauf deckte die entstandenen Kosten bei weitem nicht: Im Jahresbericht 1910 stehen Ausgaben für Vorträge (1 148,60 M) Einnahmen aus Kartenverkäufen (299,27 M) gegenüber; der Bericht kann nur positiv geschlossen werden, weil mit 761 Mark »freiwilliger Beiträge«, sprich: Spenden, der Saldo ausgeglichen erscheint.⁶³ Diese nicht kostendeckende »Propagandaarbeit« scheint aber kein alleiniges Problem der Monisten gewesen zu sein.⁶⁴

Zeitschrift Annalen der Naturphilosophie wurde ebenfalls von Monisten gelesen, in: Der Monismus 4 (1909) 38, S. 364 f. findet sich eine Passage aus Jacques Loeb's Artikel »Zur neueren Entwicklung der Biologie«, der in den Annalen der Naturphilosophie 4 (1905), S. 188–203 erschien.

60 Vgl. die »Physikalisch-chemische Rundschau« in der Zeitschrift. Der Magdeburger Monist Erich Ewers rezensiert hier mehrfach Ostwalds Werke: Die Energie (Leipzig 1908), in: Der Monismus 4 (1909) 33, S. 130 f.; Grundriß der Naturphilosophie (Leipzig 1908), in: ebd., S. 131; Der Werdegang einer Wissenschaft (Leipzig 1908), in: Der Monismus 4 (1909) 37, S. 324 f. Ferner bespricht Alfred Dieterich Große Männer (Leipzig 1909), in: Der Monismus 4 (1909) 42, S. 563 f. unter der Rubrik »Geschenkbücher« (es handelt sich um die Dezemberausgabe der Zeitschrift).

61 Der Monismus 4 (1909) 42, S. 551: Dem »Energetiker und Monist« Ostwald, der zu diesem Zeitpunkt noch kein Mitglied des Bundes war, wird gratuliert. Gleichzeitig vermeldet die Zeitschrift, dass der Vortrag »Die Einheit der physikalisch-chemischen Kräfte«, den Ostwald im November 1909 in der Ortsgruppe Berlin gehalten hat, im Druck erschienen ist. Im Ortsgruppenbericht vom November (Nr. 41, S. 521) wird allerdings ein Referent »Ostwald« angekündigt.

62 1908 sprach zur »Trennung von Staat und Kirche« Henrik Molenaar, der auch bei der Jenaer Gründungsveranstaltung anwesend war und den Aufruf zur Gründung des Monistenbundes unterzeichnet hatte. 1910 referierte der Pädagoge und Ethiker Rudolf Penzig zu »Religion und Kind«. Im Winter 1910/11 war eine Vortragsreihe geplant, es sollten der freireligiöse Pfarrer Emil Felden, der Verfechter der Freikörperkultur Heinrich Pudor, die Dozenten der Freien Hochschule Berlin Ernst August Georgy und Max Hermann Baege sowie der erwähnte Hamburger August Kahl verpflichtet werden.

63 Der Monismus 6 (1911), S. 132 f.

64 Wilhelm Ostwald lehnte noch 1911 eine Anfrage der Goethe-Gesellschaft zu einem öffentlichen Vortrag mit den Worten ab: »Da ich noch vor kurzem die Erfahrung gemacht habe, dass mein Name nicht im Stande ist, auch nur 50 Zuhörer in Leipzig zu versammeln, so muss ich in Ihrem Interesse mich Ihrem Wunsch versagen. Ergebnis W/Ostwald« (Postkarte Wilhelm Ostwalds an Otto Siedel/Goethe-Gesellschaft Leipzig vom 22. Mai 1911, in: Universitätsbibliothek Leipzig, TAUT, Gelehrte 503). Zu dieser Auskunft in grobem Gegensatz steht der Erfolg des Redners Wilhelm Ostwald in anderen Städten; so schreibt der spätere österreichische Bundespräsident (1920–28) Michael Hainisch als Mitglied der Soziologischen Gesellschaft aus Wien: »Ihr Vortrag hat uns alle gestern in eine solche Begeisterung versetzt, dass ich nur der Meinung der überwältigenden Mehrheit der gestrigen Versammlung Ausdruck verleihe, wenn ich Ihnen unseren herzlichsten Dank ausspreche. Leider haben nur 500 Personen den Vortrag gehört. Um ihn den weitesten Kreisen zugänglich zu machen u. damit die öffentliche Meinung zu beeinflussen, möchten wir ihn als billige Brochure massenhaft verbreiten.« Vier Tage später fragt er an: »Die österr. Rundschau, ein sehr vornehmes Wochenblatt, bewirbt sich

Laut Jahresbericht für das Jahr 1910 hatte die Ortsgruppe 43 Mitglieder, die Zahl verdoppelte sich damit im Vergleich zum Vorjahresstand von 20. Im Vergleich zu den Teilnehmern der immerhin 24 Vereinsabende, die zwischen 11 und 23 variierten, lässt sich also ein aktiver Kreis von höchstens 50 Prozent der Mitglieder ausmachen.⁶⁵

Willy Hacker: Monist und Buddhist⁶⁶

Im monistischen Vereinsblatt wurde 1909 ein kurzer Aufsatz veröffentlicht, in dem ein Dresdner Monist anhand des Katechismus von »Subhadea Rhikschu«⁶⁷ die Nähe zum und gar Identität mit dem Buddhismus aufzeigt.

Hacker begründet eingangs sein Interesse als Monist für den Buddhismus, jene »uralte Religion der Inder«, die in ihrer südasiatischen Ausprägung, also in Birma, Siam und Ceylon (d. h. Myanmar, Thailand und Sri Lanka), »mit den religiösen Grundlagen des Monismus harmoniert«.⁶⁸ Daraufhin zitiert er katechetische Fragen und Antworten zum Status Buddhas, der weder als Gott noch Gottgesandter, sondern als Mensch und Denker angesehen wird, wie sie regelmäßig die Menschen belehren und kulturell vorwärts brächten – »so eigentümlich es auch sein mag: aber dem Sinne dieser Lehre entsprechend, wären Goethe, Darwin, Lamarck u. a. für uns Buddhas und sind es auch«.⁶⁹

Weitere Schnittstellen sind die Verwerfung des Erlösungsgedankens und die buddhistische Verneinung der Schöpfung *ex nihilo* sowie der Existenz eines schöpfenden

um Ihren Vortrag. Wenn Sie damit einverstanden sind, könnte er in dieser Wochenschrift erscheinen« (Archiv der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Nachlass Ostwald, Nr. 1053, Briefe vom 4. bzw. 8. Dezember 1907, je S. 1).

65 Vgl. Der Monismus 6 (1911), S. 132 f. Die Zahlen dürften das generelle Verhältnis aktiver Mitglieder zu »Karteileichen« ungefähr widerspiegeln: Die meisten (nicht nur weltanschaulichen) Vereine hatten nicht nur aktive Mitglieder, sondern einen – nominell meist geringen – Mitarbeiterstamm, zu dem sich ein passiver Kreis Mitglieder ohne rege Partizipation gesellte. Das Verhältnis 1:1 dürfte dabei noch ein recht günstiges Verhältnis darstellen.

66 Biografisch bleibt Willy Hacker im Dunkeln: Vorerst sind keinerlei Daten über ihn verfügbar, er trat weder als buddhistischer noch monistischer Vereinsfunktionär in Erscheinung. Er ist allerdings nicht identisch mit Prof. Willy Hacker, der in den 1930er Jahren in Köln als Kolloidchemiker tätig war, denn dieser war Jahrgang 1900, womit er für den Artikel in Der Monismus 1909 nicht infrage kommt.

67 Und meint damit definitiv den Katechismus Friedrich Zimmermanns. Die Korruption des Namens von Subhadra Bhikshu zu Subhadea Rhikschu sowie die falsche zeitliche Zuordnung des Katechismus – er erschien 1888, während Hacker die Veröffentlichung auf »vor 24 Jahren«, also um 1885, datiert – sind unklar. Vgl. Willy Hacker, »Monismus und Buddhismus«, in: Der Monismus 4 (1909) 40, S. 446–449, hier S. 447.

68 Beides ebd., S. 446.

69 Ebd., S. 447. Man beachte die Wahl der »modernen Buddhas«, d. h. der monistisch relevanten Denker! (Hier und im Folgenden sind eigene Hervorhebungen unterstrichen).

Gottes. Die buddhistische Ablehnung eines Gottes, der in das Weltgeschehen eingreift, wird von Hacker als Anerkennung der Naturgesetzmäßigkeit dieses Geschehens interpretiert. Damit findet sich schon hier ein Motiv, das auch bei Ostwald zu finden sein wird: Hacker anerkennt den Verdienst des Buddhismus, eine Weltanschauung ohne metaphysische Bestandteile formuliert zu haben. Dieses Verdienst erscheint zentral im Hinblick auf eines der Ziele des Monismus und anderer freidenkerischer Organisationen: die Formulierung einer atheistischen Ethik.

Generell lässt sich feststellen, dass der Katechismus Zimmermanns weniger umfassend, als vielmehr durch die »monistische Linse« rezipiert wird, d. h. er wird nach relevanten Themen durchkämmt: So erwähnt Hacker weiterhin den Verzicht auf verbindliche »heilige Schriften«. Die Ergänzung »Siehe Bibel« und der Hinweis, dass die »Göttlichkeit Christi [...] bekanntlich von beinahe allen modernen Forschern ausgeschaltet worden« ist, klären die Stoßrichtung Hackers, der sich damit zu den Ergebnissen und Methode der Historisch-kritischen Theologie bekennt, der er mit dem Attribut »modern« monistische Anerkennung erweist.⁷⁰

Ein weiterer Aspekt, der bis heute die westliche populäre Buddhismus-Rezeption prägt, findet sich schon 1909 bei Hacker gläubig reproduziert: »Niemals und nirgendwo ist für [seine] Ausbreitung Blut geflossen, nie hat [er], wo er zur Herrschaft gelangte, Andersgläubige verfolgt oder unterdrückt.«⁷¹ Etwaige Gegenbeispiele, wie Schilderungen des tibetischen Lamaismus, wurden als Auswüchse, Degenerations- oder Synkretismuserscheinungen klassifiziert, die dem »Wesen« des Buddhismus fremd seien.

Wilhelm Ostwald und die Monistischen Sonntagspredigten

In der konstituierenden Vereinssitzung des *Monistenbundes* im Januar 1906 wurde der Bremer freireligiöse Pastor Alfred Kalthoff zum (durch seinen baldigen Tod kurzzeitigen) Vorsitzenden gewählt; Haeckel hatte sich unter Berufung auf sein fortgeschrittenes Alter – zu dem Zeitpunkt 69 Jahre – jeglicher aktiven Präsidentschaft versagt und gab als Ehrenpräsident die Eminenz im Hintergrund. Die Wahl Kalthoffs spiegelt den Einfluss der Freireligiösen in dieser ersten Phase der Bundesgeschichte deutlich wider; dieser ging in den folgenden Jahren sukzessive zugunsten der freidenkerischen, d. h. areligiösen, Kreise verloren: Die Ära Ostwald ist gekennzeichnet von einem weiteren Rückgang der freireligiösen Elemente im Bund und einem Hervortreten dezidiert kirchen- und religionskritischer Positionen, der Schwerpunkt der Bun-

⁷⁰ Zitate ebenso, S. 449 und 447. Der Monismus sieht sich selbst als »moderne Weltanschauung« (ebd., S. 446) und »Modernität« gilt als Richtwert und Prestigeattribut gleichermaßen.

⁷¹ Ebenso, S. 448 f.

desagitation verlegte sich auf die »monistische Kulturarbeit«, d. h. auf Engagement bei konkreten Fragen gesellschaftlichen Zusammenlebens wie bspw. der Frage nach der Verfasstheit der Schule in einem modernen industrialisierten Staat. Unklarheiten zur Frage der ideologischen Grundlegung, also danach, was Monismus eigentlich sei, wurden weitestgehend ignoriert. So »beschwerte« sich eingangs erwähnter Paul Carus 1913 im *The Monist* darüber, dass Ernst Haeckel sich beharrlich weigere, mit ihm, dem Philosophen, die offenbaren Unterschiede in ihren Monismuskonzeptionen zu disputieren; Haeckel bestehe bei der kleinsten Unzulänglichkeit darauf, dass derlei Einzelheiten irrelevant seien vor der einigenden Tatsache, dass sie beide sich zum Monismus bekennen.⁷² Ähnlich argumentierten Ostwald und weitere Größen des *Monistenbundes*.⁷³

Durch Ostwalds Vermittlung wurde das Entwicklungsschema Auguste Comtes im *Monistenbund* sehr populär, das nach den Zeitaltern der Magie und der Religion das der Wissenschaft postuliert; Ostwald hielt dieses Zeitalter nun für gekommen bzw. im Kommen begriffen und stellte seine Kraft in den Dienst der Durchdringung der Moderne mit modernen, sprich: wissenschaftlichen, Ansichten.

Unter Ostwalds Herausgeberschaft erhielt die Bundeszeitschrift neben ihrem neuen Namen (von *Der Monismus* zu *Das Monistische Jahrhundert*) einen neuen Untertitel: Aus der »Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik« wurde im April 1912 eine »Zeitschrift für wissenschaftliche Weltanschauung und Kulturpolitik« bzw. ab April 1913 eine »Wochenschrift für wissenschaftliche Weltanschauung und Weltgestaltung«. Für religiöse Ansichten war kein Platz mehr im *Monistenbund* und bei Ostwald, der im Frühjahr 1911 mit Übernahme des Bundesvorsitzes aus der

72 Paul Carus, *The Monism of 'The Monist'*. Compared with Professor Haeckel's Monism, in: *The Monist* 23 (1913), S. 435–439, hier S. 435.

73 Während Haeckel einen auf dem Substanzbegriff fundierten Monismus propagierte, arbeitete Ostwald mit einem energetischen Monismus (als einem Konstrukt, das auf Energiebilanzen und -transformationen basierte) und der Physiologe August Forel (1848–1931) optierte für einen Monismus, der auf psychologischem Fundament stand. So grundverschieden also die monistische Basis auch sein konnte, es herrschte ein interner Burgfrieden und man verwies auf die systematische Einheit der Konzepte, indem man die Definition der endgültigen Basalkategorie als Erkenntnis Aufgabe in die Zukunft verschob. Vgl. dazu etwa Ernst Haeckels Rede auf dem Magdeburger Monistentag von 1912: »Die Adresse [...] soll zur Klärung und Versöhnung gewisser naturphilosophischer Differenzen dienen, welche zwischen Wilhelm Ostwald und mir hinsichtlich der Auffassung der Verhältnisse zwischen Energie und Materie bestehen [...]. Demgegenüber möchte ich ausdrücklich betonen, [...] dass unsere monistischen Grundanschauungen in allen wesentlichen Punkten vollkommen übereinstimmen; unser gemeinsames Ziel ist gleichermaßen, die Weltanschauung ausschließlich auf die Wissenschaft zu gründen, und deren sichere Ergebnisse auch für die Lebensführung praktisch zu verwerten.« (Ernst Haeckel, *Energetik und Substanzgesetz*, in: Willy Bloßfeldt (Hg.), *Der Magdeburger Monistentag*, München 1913, S. 29–35, hier S. 18.) Vgl. ferner die Sonntagspredigt Wilhelm Ostwald, Haeckel und Ostwald. Fünfunddreißigste Predigt, in: *Monistische Sonntagspredigten*. Zweite Reihe, Leipzig 1912 [Erstausgabe 26. November 1911], S. 273–280.

Landeskirche ausgetreten war und sich in den kommenden Jahren für die Kirchenaus trittsbewegung engagierte.

Das publizistische Moment war zentral für Ostwalds Arbeit im *Deutschen Monistenbund*: Bei der Übernahme des Vereinsvorsitzes hatte Ostwald sich ausbedungen, aktiv werden zu dürfen, indem er den Mitgliedern wöchentlich Essays zu monistischen Themen bzw. zu tagespolitischen Themen aus monistischer Perspektive, die sog. Monistischen Sonntagspredigten, zusenden wolle.⁷⁴ In den kommenden vier Jahren erschienen 139 Essays⁷⁵ zu vielfältigen Themen: Neben dem technologischen Fortschritt, der Wissenschaft als weltanschaulicher Leitinstanz, dem energetischen Imperativ, der Frauenfrage, dem »Internationalismus« und weiteren Themen monistischer Kulturarbeit beschäftigte sich Ostwald regelmäßig auch mit Fragen der Religion, etwa in den Sonntagspredigten »Religion und Wissenschaft«, »Vom Tode«, »Unsterblichkeit«, »Gebet«, »Menschentat oder Gottestat?« oder »Der Glaube«;⁷⁶ er geht allerdings nur in der zu besprechenden 67. Predigt »Monismus und Buddhismus« direkt auf eine (deviante) Religion ein, die anderen Predigten, die Religiöses thematisierten, beschränken sich weitestgehend auf die Feststellung der Überholtheit der kirchlichen Strukturen und der religiösen Metaphysik. Insofern hat »Monismus und Buddhismus« durchaus einen Alleinstellungswert.

74 So erreichte der »Sonntagsprediger« seine Leser im Jahreszyklus April 1911 bis März 1912 wöchentlich, danach vierzehntägig bis Juni 1915 als Beilage des Monistischen Jahrhunderts, der ebenfalls von Ostwald herausgegebenen Bundeszeitschrift. Nach Juli 1915 – Ostwald hatte mittlerweile seinen Vorsitz im *Bund* niedergelegt – erscheinen noch fünf »Predigten«: vier monatlich bis Oktober und eine letzte separat (die Zeitschrift war kriegsbedingt eingestellt worden) im März 1916.

75 Es erschienen in vier Reihen 101 Sonntagspredigten und in einer fünften Reihe weitere 38 Essays unter neuer Folge. Zwar ist die letzte »Predigt« aus dem März 1916 eine Doppelnummer 37/38, doch kommt dafür eine »Predigt« hinzu, die zwar als Beilage, nicht aber in der Bibliotheksausgabe der Sonntagspredigten erschien: Die am 17. Mai 1913 erschienene achtzigste Sonntagspredigt »Kolonie Unesma« ist in der Ausgabe der vierten Reihe (Leipzig 1914) kommentarlos durch »Wahrer und Falscher Monismus« ersetzt.

76 Vgl. Wilhelm Ostwald, Religion und Wissenschaft. Vierte Predigt, in: Monistische Sonntagspredigten. Erste Reihe, Leipzig 1911, S. 25–32 [Erstausgabe 23. April 1911]; ders., Vom Tode. I. Einundzwanzigste Predigt, in: ebenso, S. 161–168 [Erstausgabe 20. August 1911]; ders., Vom Tode. II. Dreiundzwanzigste Predigt, in: ebenso, S. 177–184 [Erstausgabe 3. September 1911]; ders., Unsterblichkeit. Vierundzwanzigste Predigt, in: ebenso, S. 185–192 [Erstausgabe 10. September 1911]; ders., Gebet. Sechszwanzigste Predigt, in: ebenso, S. 201–208 [Erstausgabe 24. September 1911]; ders., Menschentat oder Gottestat? Fünfundsiebzigste Predigt, in: Sonntagspredigten III (Anm. 8), S. 177–184 [Erstausgabe 1. März 1913]. Die Predigt »Der Glaube« ist nicht als Bibliotheksausgabe erschienen und findet sich nur in Broschurausgaben der Beilage zum Monistischen Jahrhundert, dort den Predigten nach August 1914 vorangestellt: Kriegspredigten (Monistische Sonntagspredigten. Fünfte Reihe), Leipzig 1916, S. 65–79 [Erstausgabe 30. Mai 1914].

»Monismus und Buddhismus. 67. Predigt«

Wie eingangs erwähnt, wurde der Essay am 1. November 1912 veröffentlicht und den Mitgliedern des *Deutschen Monistenbundes* sowie den weiteren Abonnenten des Monistischen Jahrhunderts zugesandt.

Fast entschuldigend erläutert Wilhelm Ostwald eingangs, wie es zu seiner Beschäftigung mit dem Buddhismus kam: Unter den vielen Zusendungen, die ihn erreichen,⁷⁷ habe sich »Das Wesen des Buddhismus« (The Essence of Buddhism) befunden, ein Werk des indischen Professors Lakshmi Narasu⁷⁸, das Ostwald allein deshalb gelesen haben will, weil in dem beiliegenden Schreiben des Professors dieser auf die frappante Ähnlichkeit zwischen Buddhismus und Monismus hingewiesen habe. Dass Ostwald diesem Schreiben glaubte und das Buch tatsächlich las, lag wohl daran, dass Narasus Ausführungen unter anderem auf Zitate Ostwalds verwiesen – was weniger als Akt von Selbstsucht zu deuten ist, als vielmehr auf eine Praxis des Chemikers verweist, die er an anderer Stelle verdeutlicht: Im Zusammenhang seiner naturphilosophischen Publizistik meint er, dass eines Autors »Auffassung der Energiegesetze das zuverlässigste Kennzeichen [dafür] zu sein«⁷⁹ pflegt, wie ernst man seine philosophischen Arbeiten nehmen könne. Analogisiert heißt dies, dass die Handhabung naturwissenschaftlicher Begriffe der Energetik und des Monismus (für Ostwald) eine vorerst hinreichende Leseempfehlung waren; der Chemiker Narasu hat also das physikochemische und thermodynamische Vokabular ausreichend firm abgehandelt.⁸⁰

77 Das dürfte für die Jahre 1911 bis 1914 weniger Prahlerei als Großbothener Realität gewesen sein: Nachdem er im Frühjahr 1911 den Vorsitz des *Deutschen Monistenbundes* übernommen hatte, im Herbst des Jahres zum »Zugeordneten Großmeister des *Freimaurerbundes zur aufgehenden Sonne*« (= Ehrenvorsitzender) ernannt worden war, ferner noch die Referate der Zeitschrift für physikalische Chemie schrieb, die *Annalen der Natur- und Kulturphilosophie* herausgab und in Tageszeitungen und populären Zeitschriften Artikel veröffentlichte, dürfte ständig Post ins Landhaus Energie gelangt sein.

78 In den Dokumenten des Fortschritts, einer internationalen Revue, wird Narasu, »der auf englischen Universitäten studierte« und »als Professor an der philosophischen Fakultät zu Madras« wirkt, und sein Buch *The essence of buddhism*, eine »vortreffliche Darstellung des modernistischen, wissenschaftlichen, rationalistischen und sozialistischen Buddhismus«, besprochen als Teil der buddhistischen Reformbewegungen (Alexandra David, *Buddhistischer Modernismus*, in: *Dokumente des Fortschritts* 3 (April 1910), Heft 4, S. 268–272, hier S. 271).

79 Wilhelm Ostwald, Rezension von H. Schwarz, *Der moderne Materialismus als Lebensanschauung und Geschichtsprinzip* (Leipzig 1904), in: *Annalen der Naturphilosophie* 4 (1905), S. 410.

80 In der Bibliothek Ostwalds in Großbothen finden sich zwei Exemplare von Narasus Buch – die Erst- und die Zweitausgabe. Den Widmungen in beiden Büchern ist zu entnehmen, dass die Erstausgabe von 1907 Ostwald mit der Bitte um Besprechung im Jahr 1908 erreichte – dieses Exemplar ist offenbar ungelesen. Die Zweitausgabe von 1912, die den Ausgangspunkt der Predigt bildet, ist hingegen reichlich mit Anmerkungen versehen. 1908 gab es also für Ostwald offenbar keinen Grund, sich mit dem Buddhismus zu befassen; eine Einstellung, die sich bis 1912 gewandelt hatte.

Ostwald ist scheinbar gut informiert: So ist die Einschränkung, dass die Übereinstimmung von Monismus und Buddhismus zugestanden werden muss, »wenn dieser buddhistische Modernist einigermaßen getreu den Sinn und Geist seiner Religion oder vielmehr der buddhistischen Weltanschauung dargestellt hat«, sicher kritisch im Sinne einer wissenschaftlichen Rekonstruktion des frühen Buddhismus gemeint, doch zeigt sie auch, dass sich Ostwald über die Differenzen der buddhistischen *community* zumindest soweit im Klaren war, dass er den modernistischen Reform-Buddhismus nicht mit dem Buddhismus schlechthin identifizierte.

Ostwald erläutert daraufhin grob vereinfacht, aber nichtsdestoweniger sachlich korrekt, die Geschichte Buddhas, seiner Lehren und gibt dabei in der kurzen Darstellung der Einsicht Buddhas relativ viel Raum, dass durch Körpertechniken keinerlei Erkenntnis möglich sei: »Diese Erfahrung [der völligen Entkräftung] erweckte in ihm die Überzeugung, dass durch die Kasteiung des Körpers keineswegs eine wirksame Erhebung des Geistes möglich sei, da der Geist gleichzeitig mit dem Körper an dessen zunehmender Schwäche teilnahm.«⁸¹ Die Betonung dieses recht nebensächlichen Aspekts in der biografisch zentralen Passage der Erkenntnis des Buddha lässt sich auf einen Gesichtspunkt in Ostwalds Energetik zurückführen: Eine häufig angefeindete Behauptung Ostwalds ist die (wenngleich noch nicht experimentell nachgewiesene) Existenz einer Art »psychischen Energie«, von der er annahm, dass sie aus aufgenommener physischer Energie (Nahrung) gewonnen werde und in Denkprozessen umgewandelt bzw. verbraucht würde. Der direkte Zusammenhang von körperlicher Verfassung und der Effektivität von Denkvorgängen war für Ostwald aber offenbar wichtig genug, um hervorgehoben zu werden.⁸²

Ebenso erwähnenswert ist die Erkenntnis des Buddhas nach der Absage an die Kasteiung: Er versuchte, »durch beständiges Nachdenken und Vergleichen der Er-

⁸¹ Ostwald, 67. Predigt (Anm. 7), S. 115.

⁸² Diese Ansicht kann als Begründung dafür gelten, dass Ostwald, der ansonsten als »multipel deviant« gelten kann, dem Vegetarismus nichts abgewann – die Energiebilanz einer Vollkost galt gemeinhin höher als die vegetarischer Kost. Damit bewegt Ostwald sich im dominanten ernährungsphysiologischen Diskurs von Justus Liebig und seinen Nachfahren, die besonders im tierischen Eiweiß die Quelle der menschlichen Muskelkraft und damit der Lebensenergie sahen und deshalb eine relativ hohe Zufuhrmenge empfahlen. Erst später rückte man von diesem »Eiweißdogma« ab. Vgl. dazu eine Stelle in der Autobiografie: »So kam ich am späten Nachmittag ziemlich erschöpft nach Hause und bedachte, wie ich die nötigen nicht geringen Energiemengen aufreiben sollte, um den Forderungen der bevorstehenden Abendversammlung zu genügen. Auf ein Reizmittel wie Kaffee oder Weingeist wollte ich mich nicht verlassen; so bat ich meine gütige Gastfreundin, mir außer aller Zeiteinteilung ein schönes Hamburger Beefsteak zubereiten zu lassen, indem ich diese Zumutung mit psychophysischen Gründen zu rechtfertigen suchte. In vollem Verständnis der Sachlage gewährte sie mir in freundlichstem Eifer die Bitte und als am Abend der wohlgelungene Abschluss vorüber war, konnte ich den Erfolg mit Recht auf die energetisch-chemische Grundlage zurückführen, welche sie dafür beschafft hatte.« Ostwald, Lebenslinien III (Anm. 58), S. 236. Die Rede ist vom Hamburger Kongress, der Ostwald als Redner, Versammlungsleiter und Vorsitzenden enorm strapazierte.

gebnisse seines Denkens mit seinen Erfahrungen die Wahrheit zu erlangen.«⁸³ Das begründet Ostwalds Prädikat für den Buddhismus, eine Weltanschauung zu sein, »welche in ihren Grundlagen durchaus eine wissenschaftliche genannt werden muss«.⁸⁴ Erfahrungsbasiertes (und vor allem erfahrungserprobtes) Wissen war für Wilhelm Ostwald die Grundlage wissenschaftlicher Arbeit und Erkenntnis.

Die »Philosophie des Buddhismus« bespricht Ostwald auch eingehender, um die Übereinstimmungen mit dem Monismus hervorzuheben. Beide Systeme lehnen die Vorstellung zweier innerweltlicher Wirkprinzipien – klassisch: Körper und Seele, Materie und Geist – ab und postulieren an dessen Statt die Einheit physischer und psychischer Betätigung. Der Schluss, dass daher bei den Buddhisten die Naturgesetze für den Menschen und sein Zusammenleben gleichermaßen gelten, fand sich schon bei Willy Hacker. Damit wird alle Ethik zu einer monistischen Ethik erklärt, die ihre Letztbegründung nicht aus einem Gottesgebot, also einem Verweis an metaphysische Instanzen, zieht.⁸⁵

Nachdem er ausdrücklich die vielen Gemeinsamkeiten konstatiert, beleuchtet Ostwald abschließend die Frage, worin sich nun Monismus und Buddhismus unterscheiden, und sieht diesen Unterschied im »Verhalten zu dem Urphänomen [...] des menschlichen Leidens«⁸⁶ bzw. im Verfahren zu dessen Überwindung. Während nämlich der Buddhismus von der Unabänderlichkeit der Tatsache, dass es Leid in der Welt gebe, ausgehe und die Überwindung im Individuum, im Zustand des *nirvana*, sehe, gehe der Monismus dem Problem an sich zu Leibe und strebe die Abschaffung des Leides durch wissenschaftlichen Fortschritt, die Grundlegung des Entwicklungsgedankens und den energetischen Imperativ an. In diesem Punkt überrage der Monismus den Buddhismus allein aus historischen Gründen, da dem Buddha die Idee der Evolution eben noch nicht zugänglich gewesen sei. Und hier liegt Ostwalds grundlegende Kritik am Buddhismus und an den Buddhisten: So hoch der historische Buddha zweifelsohne den Wissensstand seiner Zeit überragt haben mag, so wenig vorbildlich sei er in einer Zeit, die diesen Wissensstand längst überholt habe; Buddhas herausragende Persönlichkeit sei von der Moderne längst eingeholt. Insofern beurteilt Ostwald es als kontraproduktiv, würde ein Monist Buddhist, da er sich entwicklungsgeschichtlich rückwärts bewege. Da Buddhisten dagegen grundsätzlich schon Monisten seien, ist für Ostwald ihre völlige »Konversion« willkommen und entwicklungsgeschichtlich logisch.

Hinter der Aussage, Buddha habe seine Zeitgenossen überragt, sei aber ethisch irrelevant, weil historisch veraltet, steht die Methode der Historisch-kritischen Theo-

⁸³ Ostwald, 67. Predigt (Anm. 8), S. 115 f.

⁸⁴ Ebenso, S. 114.

⁸⁵ Vgl. ebenso, S. 117 f.

⁸⁶ Ebenso, S. 118.

logie bzw. der Religionsgeschichtlichen Schule, die Ostwald in seinen populären Vorträgen anbringt: Er weiß die ethischen Botschaften der Religionsstifter durchaus als fortschrittliche Aussagen im Kontext ihrer Zeit zu schätzen und lobt Buddhas Einsichten ebenso wie Jesus' Bergpredigt und Luthers Reorganisation des Christentums. Allein, diese Formeln dürften nicht als überzeitliches Fixum betrachtet werden, da die Ethik ebenso den gesellschaftlichen Formen unterliege wie das gesamte gesellschaftliche Zusammenleben.⁸⁷ Und so progressiv und fortschrittlich eine religiöse Botschaft zu einem gegebenen historischen Zeitpunkt auch sein könne, im Zuge ihrer eigenen Historisierung verliere sie an sozialer Treffgenauigkeit und logischer Bindekraft – sie verkomme damit zu einem *survival*, wie Edward B. Tylor es etwas eher formuliert hatte, einem allein emotional und/oder autoritativ tradierten, aber organisch nonfunktionalen kulturellen *token*.⁸⁸ Ostwald nutzt also die historische bzw. religionshistorische Methode zur Kirchen- und Religionskritik.

Verhältnis von Monismus und Buddhismus aus Sicht der Leipziger Buddhisten

Als Ferdinand Hornung im Jahr 1913 auf diesen Aufsatz Ostwalds in den *Mahabodhi*-Blättern reagierte, war er bereits innerhalb der *Mahabodhi-Gesellschaft* zum Vorsitzenden avanciert (und blieb dort bis 1920).⁸⁹ Seine Äußerungen können also als gewichtige Positionierung der *Gesellschaft* nach innen wie nach außen zur Frage nach »Buddhismus und Monismus« angesehen werden. Seine Replik war emotional und erstreckte sich über zwei Hefte des Vereinsorgans, die Januar/Februar- und die März/April-Ausgabe.⁹⁰

Hornung streitet erst einmal den von Ostwald formulierten historisch überholten Charakter des Buddhismus ab, indem er die negativen Seiten des Fortschritts ins Feld führt und sie dem humanen Wirken des Buddhismus gegenüberstellt. Von einer evolutionistischen Betrachtungsweise à la Tylor mit ihrem Aufstiegsoptimismus will er nichts wissen.⁹¹ Trotz der Ablehnung des Buddhismus durch Ostwald behauptet

87 Vgl. auch Wilhelm Ostwald, *Das Christentum als Vorstufe zum Monismus* [Erstausgabe 1912], erneut abgedruckt in: *Mitteilungen der Wilhelm-Ostwald-Gesellschaft* 8 (2003) 3, S. 30–52 und ferner die Sonntagspredigt, ders., *Der Monismus und die Frauen. II.* [27. Juni 1914; nicht als Bibliotheksausgabe herausgegeben]; in Broschurausgaben in: *Kriegspredigten* (Anm. 76), S. 97–111.

88 Edward Burnett Tylor, *Primitive Culture: Researches into the development of mythology, philosophy, religion, art, and custom*, 2 Bände, London 1871, deutsch als *Die Anfänge der Kultur*, 2 Bände, Leipzig 1873.

89 *Mahabodhi-Blätter* (1913/14) 1, S. 19; *Zeitschrift für Buddhismus* (1920) 5/6, S. 198.

90 Hornung, *Buddhismus* (Anm. 9).

91 Ebenso, S. 66. »Es sind erfahrungsgemäss kenntnisreiche, ehrliche Leute, die uns daher in aller ihrer Fortschrittsfreudigkeit doch nicht abstreiten werden, dass Gedanken und Mitteilungen dadurch, dass

Hornung in einer typischen Vereinnahmungsrhetorik, dieser würde dem Monisten »innerlich weit näher stehen«, als er es selbst wüsste.

Im Stil apologetischer Schriften greift er den Entwicklungsgedanken auf, den Ostwald dem Buddhismus abspricht. Er behauptet, dass dieses Konzept – im Pali als *anicca* (Veränderlichkeit) bezeichnet – ja gerade einer der Grundgedanken der ganzen buddhistischen Philosophie sei, da sie zu den »drei Merkmalen« gehörten, die dem Buddha persönlich als ihrem Verkünder »ganz ausdrücklich zugeschrieben werden«.⁹² Zum Einwand, dass Entwicklung nicht gleich Veränderung bedeute, kontert er: »Und kein anderer war es, als wiederum der Buddha, der es nicht allein *gedacht* hat, sondern der das Anstreben und Verwirklichen dieser Entwicklung zum *Besseren, Höheren, Edleren* seinen Anhängern geradezu zur Pflicht gemacht, ihnen auch die Mittel und Wege hierzu angewiesen und hiermit zugleich die einzige Möglichkeit dargeboten hat, dass dieses *anicca* [sic!] nicht die Ursache des zweiten der »drei Merkmale«, nämlich von *dukkha*, von *Leiden* wird.«⁹³ Alsdann holt er aus zum zivilisationskritischen Gegen-schlag und klärt den geneigten Leser über den tatsächlichen Zustand der von Ostwald so viel gepriesenen »Höherentwicklung« der Welt auf. Zuerst hält er fest, dass das *anicca*-Konzept viel differenzierter sei: »Ausser der Entwicklung nach vorwärts, nach oben, ausser der Nichtentwicklung im Stationarbleiben und der Nichtentwicklung zufolge des Aussterbens gibt es *noch eins*: die Entwicklung nach rückwärts, nach unten!«⁹⁴ Im Folgenden führt er Beispiele aus der Entwicklungsgeschichte der Natur heran, die zeigen, dass es dort neben Höherentwicklung auch Stillstand und Niederentwicklung gegeben habe. Ausführlich wird er dabei besonders an den Stellen, wo er sein geologisches und chemisches Fachwissen einbringen kann. Nach der Feststellung, dass das Naturgeschehen außerhalb der menschlichen Verhältnisse von jener Unbeständigkeit geprägt ist, kommt er auf eben jene speziellen menschlichen Verhältnisse zu sprechen: Hier fällt sein Urteil trostlos aus. Es sei nämlich um die Tröstlichkeit des

man heute durch Telephonie und Funktelegraphie austauschen kann, statt nur von Mund zu Mund, weder edler, noch wahrer werden, und das auf Schlachtfeldern zerfetzte oder von Maschinen zerquetschte jedoch von der modernen Chirurgie höchst kunstvoll wieder zusammengeflochtene Krüppel nicht gerade etwas besseres sind, als gesunde, unbeschädigte Menschen, welche das Wohlwollen und Mitgefühl ihrer Mitmenschen davor bewahren konnte, der eigenen wie fremder Habgier und Verblendung sich hinzuopfern.«

92 Ebenso, S. 68.

93 Ebd.

94 Ebenso, S. 70f. Diese Einwendung ist durchaus wichtig, denn Fortschrittsoptimisten wie Ostwald sahen die Entwicklung als positive und insofern teleologische Angelegenheit: Jegliche degenerative Entwicklung würde von der allgemeinen Aufwärtsentwicklung korrigiert werden. So meint Ostwald zwar, dass die Wissenschaft zwischenzeitlich »falsche« Theorien zulasse, diese aber im Zuge der Entwicklung immer widerlegt und also ausgemerzt würden, sodass die generelle Entwicklung aufwärts führe. Vgl. etwa Wilhelm Ostwald, Warum sind wir Monisten. Erste Predigt, in: Sonntagspredigten I (Anm. 76), [Erstausgabe 2. April 1911], S. 1–8.

Entwicklungsgedankens eher schlimmer bestellt und man könne allenfalls von einer relativen, aber nicht von einer absoluten Höherentwicklung sprechen.⁹⁵

Es folgen Beispiele aus der Zeitgeschichte (Judenpogrome im Osten), der Religion (Rituale, Beten = Magie = verfehltes Verständnis von Kausalität),⁹⁶ Industrialisierung und Kapitalismus (Wertlosigkeit der menschlichen Arbeitskraft, Macht der Maschinen), Landwirtschaft (Ungleichheit der verteilten Ressourcen, fehlerhafte Zollpolitik), Elektrifizierung und Technisierung (Bedürfnisse werden geschaffen, die vorher nicht vorhanden waren), Chemie (künstliche, überteuerte Farbstoffe), Handwerk und Heilkunde (Heilung von an sich unnötigen Umweltkrankheiten). Hornung schließt seine Aufzählung ein Jahr vor Ausbruch des Krieges mit einem Seitenhieb gegen den Militarismus.⁹⁷ Sein Fazit lautet, dass es weder in der Natur noch in der Welt der Menschen eine teleologische Entwicklung zum Höheren gebe, sondern nur Veränderung in jegliche Richtung – *anicca* eben. Daraufhin zitiert Hornung den buddhistischen Gedanken, dass man nur durch eigene Anstrengung zur Höherentwicklung gelangen könne, da kein Anderer der Erlöser von Leiden sein könne. Nur durch rechtes Tun könne die Veränderlichkeit in jegliche Richtung hin zu einer Veränderung zum »Guten«, d. h. zum Freisein vom Leiden, gewandelt werden.⁹⁸

In einem zweiten Teil diskutiert Hornung sein Verständnis des Ostwaldschen energetischen Imperativs und die von diesem behauptete Möglichkeit durch dieses Konzept die Welt hin zum Guten zu verändern. Zuerst äußert er Unverständnis darüber, woraus man als Naturforscher den Grundsatz »Vergeude keine Energie!« herleiten könne, wo es doch evident sei, dass gerade in der Natur die größte Energievergeudung tagtäglich stattfindet. Gerade diese Freigiebigkeit der Natur solle als das Vorbild für das Handeln eines jeden Buddhisten dienen, denn der *dhmmo* stimme mit den Naturgesetzen überein. Nun folgt eine polemische Kontrastierung zwischen dem, was ein Buddhist unter dem Guten verstünde (Freisein von Leiden) und was im europäisch-christlichen Kontext gemeinhin darunter subsumiert werde (Macht, Prestige, Vergnügen, Geld), wobei das richtige Verständnis vom »Guten« natürlich auf der Seite des Buddhismus zu finden ist.⁹⁹

⁹⁵ Hornung, Buddhismus (Anm. 9), S. 72.

⁹⁶ Mit dieser Auffassung der magischen Essenz des Gebets ist sich Hornung durchaus mit Ostwald einig – und beide replizieren das, was James G. Frazer zum Zwangscharakter des magischen Ritus geschrieben hatte: Aufgrund unrichtiger Beobachtung seien arbiträre Erscheinungen als Ursache von Ereignissen identifiziert und seitdem repliziert worden, um eben jenes Ereignis hervorzurufen. Magie (und mit Magie durchsetzte Religion) ist für Frazer wie auch für Ostwald »falsch verstandene Wissenschaft«. Vgl. James G. Frazer, *The Golden Bough. A Study in Magic and Religion* [Erstausgabe der gekürzten Fassung 1922, Original 1890, erweitert auf 12 Bände 1911–1915], hier: Ware 1993, deutsch als *Der Goldene Zweig*, Reinbek 1928.

⁹⁷ Hornung, Buddhismus (Anm. 9), S. 83.

⁹⁸ Ebenso, S. 84 f.

⁹⁹ Ebenso, S. 86 f.

Hornung unternimmt dann den Versuch, sich mehr oder minder differenziert mit dem Konzept des energetischen Imperativs auseinanderzusetzen, und unterscheidet verschiedene Energieformen: die eigene Energie, Energie außerhalb der Person sowie Energie einer anderen Person. Während der Buddhismus den »selbstlosen Betätigungstrieb« betone, so wie die Sonne ihre Strahlen selbstlos verschenke, konzentriere sich Ostwalds Konzept dagegen lediglich auf die eigene persönliche Energie, die nicht verschwendet werden solle – das sei überhaupt nicht buddhistisch.¹⁰⁰ Hornung fordert die Konkretisierung »Vergeude *deine* Energie nicht!«. Es folgt ein weiterer argumentativer Gang durch mehrere Lebensbereiche: Anhand von Industrialisierung und Landwirtschaft möchte Hornung aufzeigen, wie der energetische Imperativ die Welt ins Unglück stürzt und Ungleichheit und Leid generiert. Dagegen setzt er die buddhistische Ethik und was diese zur Verbesserung der Welt bieten könne. Dabei müsse handlungsleitend sein, dass »Erkenntnis unserer Leiden, den Rat die *Ursachen* der Leiden aufzuheben, um letzterer ledig zu werden, die nüchterne Eröffnung, dass man das nur *selber* vermöge und kein anderer sonst, ferner, dass man Bösem Gutes gegenüberstellen müsse, um ersteres zu beseitigen, dass alles Tun, gutes wie böses, fortwirkt und nicht ungeschehen gemacht werden kann, und dass es sich ebenso wenig gegeneinander kompensiert, geschweige, dass es gar so etwas wie eine ›Sündenvergebung‹ geben könnte.«¹⁰¹ Es wird deutlich, dass Hornung glaubt, dass im Gegensatz zum Europäer mit seinem christlichen Erbe der Buddhist eine höhere ethische und moralische Haltung besitzt, da die buddhistische Ethik zwar auch nach dem Glück strebe, aber nach einem, wofür kein Anderer leiden müsse. Dies werde gefördert durch den »Ich-Selbst-Gedanken«, d. h. die Anleitung, sich mit allen anderen Lebewesen als Einheit zu verstehen.¹⁰²

Hornungs Fazit ist jedoch nur vorläufig, denn der energetische Imperativ des Monismus sei eben noch nicht genau genug expliziert und seine Praktikabilität nicht umgrenzt worden, um endgültige Aussagen über eine Übereinstimmung mit dem Buddhismus treffen zu können. Zwar seien Monismus und Buddhismus beide atheistisch, bekennen sich zum Gesetz natürlicher Kausalität und Folgerichtigkeit, verwerfen die Hypothese der Existenz einer Seele, bekennen sich zur Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, anerkennen die Existenz von Leiden und die Erkenntnis zur Notwendigkeit, dieses zu verringern, aber »während der Buddhismus dieses zur Richtschnur seiner gesamten Ethik macht, schlechthin *nichts*, *gar nichts* für sittlich gelten lässt, was für irgendein Lebewesen Leiden im Gefolge hat, [...] vertraut der Monismus auf eine autonome Entwicklung und stellt dem Leiden das Prinzip des Energiesparens entgegen, von dem wir Buddhisten nun freilich nicht abzusehen vermögen, wie es diese ihm zugewiesene

100 Ebenso, S. 89 und 97.

101 Ebenso, S. 99 f.

102 Ebenso, S. 105.

Aufgabe erfüllen, ja, nicht gelegentlich wohl gar einmal das Gegenteil bewirken soll, indem es auch die Energie sparen lässt, wo Gutes getan werden müsse.«¹⁰³

Alle diese Unterschiede stellten aber keine trennenden Differenzen dar, schließlich seien Teilstücke der buddhistischen Lehre in verschiedenen Lebensreformbewegungen wie der Frauen-, Friedens-, Antialkohol-, Tierschutz-, Schulreform- und der Hygienebewegung aufgegriffen worden. Damit reiht Hornung den Monismus in diesen Reigen ein und er bekommt das Etikett »buddhistisch« in seiner Funktion als Freidenkerbewegung.¹⁰⁴ Eine Vereinigung der beiden Bewegungen könne also aus buddhistischer Sicht nur unter dem Dach des Buddhismus erfolgen.

Innerbuddhistische Reaktionen: Ein Leserbrief in den Mahabodhi-Blättern

Im Jahr 1915 wird ein Brief von Dr. phil. et med. Heinrich Hugo Karny,¹⁰⁵ einem Buddhisten und Monisten, veröffentlicht, der auf Hornungs Äußerungen Bezug nimmt: Er begrüßt die Antwort Hornungs auf Ostwald und möchte zu der Frage Stellung nehmen, »ob der Monisten-Bund als zentrale Sammelstelle für alle fortschrittlichen und freidenkerischen Bestrebungen als die geeignetste in Betracht kommen kann«. Karny würde dies begrüßen, »um praktisch vorwärts zu kommen«; schließlich habe sich die *Mahabodhi-Gesellschaft* deshalb dem *Weimarer Kartell* angeschlossen.¹⁰⁶ Er verteidigt Ostwalds positivistischen Monismus als Grundlage einer solchen Sammlung: »Ich glaube, dass der Positivismus viel eher als gemeinsame Zentrale aller fortschrittlichen und freidenkerischen Bestrebungen dienen könne wie der dogmatische Monismus Häckels.«¹⁰⁷ Dann weist er noch auf das Problem der Vieldeutigkeit des monistischen Konzeptes hin. Vor dem Hintergrund dualistischer Konzepte, gegen die beide Gruppen argumentierten, ließen sich das monistische Weltbild und der Buddhismus aber letztendlich vereinen. Anschließend an Hornung sieht Karny dabei den Buddhismus

¹⁰³ Ebenso, S. 109.

¹⁰⁴ Ebenso, S. 110. Vgl. auch Ankenbrand, Buddhismus (Anm. 12).

¹⁰⁵ Offener Brief an die Redaktion vom 18. September 1915, in: Mahabodhi-Blätter (1915) 3/4, S. 52–61. Heinrich Karny (1886–1937) wurde in der Zwischenkriegszeit ein bedeutender Entomologe (Insektenforscher) in Österreich. Nach seiner philosophischen Promotion 1909 arbeitete er als Lehrer, ehe er von dort in die Medizin umsattelte (Dr. med. 1915). Während dieser Zeit trat er als Buddhist auf: Er wurde 1911 Schriftführer der *Deutschen Pali-Gesellschaft* und trat mit Seidenstücker im gleichen Jahr wieder aus, um in der neu gegründeten *Mahabodhi-Gesellschaft, Deutscher Zweig* protokollierender Sekretär zu werden. Ab 1915 war er in Galizien und Albanien als Militärarzt tätig. Es ist bemerkenswert, dass Tätigkeiten, die nicht im Einklang mit der buddhistischen und damit auch pazifistischen Ethik standen, verschwiegen werden: Karny gibt in seinem Leserbrief nicht den momentanen Beruf an. Siehe Hecker, Buddhisten (Anm. 46), S. 136.

¹⁰⁶ Ebenso, S. 53.

¹⁰⁷ Ebenso, S. 56.

als die umfassendere, dogmenfreie Weltanschauung, unter der es sich zu vereinigen gelte. Schon der Buddha habe als erstes ein wirklich dogmenfreies Weltbild entworfen. Daher könne eine von den Monisten forcierte »soziologische Ethik«¹⁰⁸ mit dem Buddhismus nicht in Widerspruch kommen, denn dieser sei ihre Grundlage. »So hat der Buddhismus tatsächlich die Grundgesetze des ethischen Verhaltens für alle Zukunft festgesetzt, die Soziologie kann nur die einzelnen – heute viel verwickelteren – Zusammenhänge und Motivketten aufdecken, aber niemals an der Grundlage etwas ändern – da diese auch ihre Grundlage ist.«¹⁰⁹

Karny repliziert also Hornungs Fazit: Vereinigung käme nur unter dem Dach des Buddhismus infrage, denn dieser überschirme dank seiner Ethik und Moral alle Reformbewegungen. In der Einschätzung des Monismus spiegeln sich allerdings die Partizipationsverhältnisse an öffentlichen Diskursen: Der *Monistenbund* ist deutlich der besser wahrgenommene Verein, ihm kommt eine erste Sammlung der Reformbewegungen zu, welche sich dann erst als unter »buddhistischem Dach« stehend erweisen würde.

Der Buddhismus im Handbuch der freigeistigen Bewegung (21914)

Wie erwähnt, war die *Mahabodhi-Gesellschaft (Deutscher Zweig)* als dem *Weimarer Kartell* verwandte Organisation anerkannt. Dieser Status zeitigte auch ihre Aufnahme in das Handbuch der freigeistigen Bewegung Deutschlands, Österreichs und der Schweiz.¹¹⁰ Der Artikel der Gruppe in der zweiten, erweiterten Auflage von 1914 stammt von Max Henning (1861–1927), einem Orientalisten und freidenkerischen Publizisten, dessen Gönner, der Frankfurter Industrielle Arthur Pfungst (1864–1912), ein bedeutender deutscher Buddhist war.¹¹¹ Die Einführung erläutert kurz Buddhas Bedeutung und die Bedeutung des Buddhismus und gipfelt in dem Ausruf: »Aufhebung der Leiden!

108 Die Idee einer »soziologischen Ethik«, d. h. einer wissenschaftlichen Ethik, ist ein Ziehhind Ostwalds und seines näheren Umfelds: Nach 1905 hatte sich die Gesellschaft als Objekt wissenschaftlicher Betrachtung Raum in Ostwalds Arbeiten erobert; sein Engagement im *Monistenbund* und für *monistische Kulturarbeit* ist letztlich darauf zurückzuführen, dass er aus Erfahrung gewonnenes Wissen um das Funktionieren der Gesellschaft praktisch umsetzen wollte. Die Formulierung einer Ethik auf Grundlage der »soziologischen« Beobachtung und Erfahrung ist Teil dieses Unternehmens und kann als monistisches Schlagwort ostwaldscher Prägung gelten. Vgl. z. B. die Sonntagspredigt Wilhelm Ostwald, Die wissenschaftlichen Grundlagen der Ethik. Fünfundneunzigste Predigt, in: Monistische Sonntagspredigten. Vierte Reihe, Leipzig 1914, S. 289–304 [Erstausgabe 20. Dezember 1913] und den Vortrag Ostwald, Vorstufe (Anm. 87).

109 Karny, Brief (Anm. 105), S. 60.

110 Henning, Handbuch (Anm. 4), S. 152–157.

111 Vgl. Groschopp, Dissidenten (Anm. 4), S. 303.

Das ist seine [d. h. des Buddhismus] Norm. Das ist aber auch zugleich eine derartige Selbstverständlichkeit für jeden, der innerhalb dieses Ideenkreises steht, dass es hierzu weder des Befehlens, noch des Gehorchens bedarf.«¹¹²

Diese Feststellung darf in den Kontext der vorangegangenen Kontroverse zwischen Wilhelm Ostwald und Ferdinand Hornung gestellt werden: Dem Vorwurf Ostwalds an die Buddhisten und den Buddhismus, ihren grundsätzlichen Makel darin zu haben, Leiden anzuerkennen, statt sie tatkräftig zu bekämpfen, wird hier entgegengearbeitet. Der Impetus, Leiden aufzuheben, wird hervorgehoben. Dieser explizite Hinweis auf nichts weniger als die Anschlussfähigkeit an moderne gesellschaftsreformerische Ziele und Visionen ist insofern vital für die Buddhisten: Das Handbuch fungiert als Jahrbuch des *Weimarer Kartells* und ist somit Standardliteratur für dessen Mitglieder – insbesondere auch für die Monisten. Und wo, wenn nicht hier, sollte es den Buddhisten publikumswirksam gelingen, den lädierten Ruf hinsichtlich ihrer Modernität bzw. ihrer Anschlussfähigkeit an diese Moderne wiederherzustellen, nachdem dieser ihnen in Ostwalds 67. Predigt in Abrede gestellt wurde.

Fazit

Ein erstes Fazit der Untersuchung muss zwangsläufig banal ausfallen: Vom je eigenen Standpunkt der monistischen und buddhistischen Vereinsmitglieder aus hatte man grundsätzlich nichts gegen eine Vereinigung, *wenn* der jeweils andere sich eher *anschließen* denn als gleichrangiger Partner anbieten würde.

Doch verfolgt man die Argumentationen der Kontrahenten genauer, so wird das Urteil fast ebenso zwangsläufig differenzierter. So bemühten sich Buddhisten und Monisten zwar gleichermaßen um eine bildungsbürgerliche Klientel, doch scheiterten die Buddhisten – ganz im Gegensatz zu den Monisten – an diesem Anspruch und versammelten eher Vertreter des neuen Mittelstandes in ihren Reihen. Da sich also vergleichsweise wenige Mitglieder gleichzeitig als Monisten und Buddhisten vereinsmäßig organisierten (im Gegensatz etwa zu den Kombinationen »Buddhist und Theosoph« bzw. »Monist und Freidenker«), war eine direkte Konkurrenz der beiden Gruppen wenig spürbar. Hinsichtlich der Wunschklientel wäre den Buddhisten damit im Sinne einer Anhebung des sozialen Durchschnitts innerhalb des Vereins eher an einer Zusammenarbeit mit dem *Monistenbund* gelegen gewesen als umgekehrt – und so dominiert hier auch ein werbend-argumentativer Ton, während Ostwald doch eher ein paternalistisches Angebot der Aufnahme macht. Dabei gehen die Polemiken, die

112 Henning, Handbuch (Anm. 4), S. 156.

in der Ablehnung der anderen Seite als gleichwertigem Partner münden, vergleichsweise höflich und positiv vor.¹¹³

Insofern signalisiert das feste Beharren auf den Gemeinsamkeiten beider Weltanschauungen ein *understatement*, das mehr oder weniger konstitutiv für beide Gruppierungen im wilhelminischen gesellschaftlichen Umfeld ist. Diese gegenseitig affirmierten »Wahrheiten« sind:

1. Leugnung einer transzendenten Realität und Bekenntnis zu einer weltimmanenten Weltdeutung,
2. (damit verbunden und von beiden in Abgrenzung zum Christentum gebraucht) Ablehnung des Erlösungsgedankens, des transzendentalbezogenen Sündebegriffs und einer jenseitigen moralischen Vergeltung,
3. Genese und Gang der Welt ohne unnatürliche Eingriffe (»Naturgesetzlichkeit«),
4. Ablehnung kosmologischer oder ontologischer Dogmatisierungen, und
5. (resultierend aus einer frazerianischen Magie-Religions-Deutung) Abneigung gegenüber religiösen Ritualen als der Vernunft widersprechend.

Diese mindestens über die Jahre 1909 bis 1915 hinweg gepflegten Topoi inhaltlicher Kongruenz verweisen – bei aller ritualisierten Diversität – darauf, dass beide Seiten aus der Anerkennung und Pflege dieser Topoi Legitimation gewannen, die in der Abgrenzung sowohl zum gesamtgesellschaftlichen als auch zum gleichsam alternativkulturellen Umfeld benötigt wurde. Salopp gesagt, brauchten die Buddhisten den Monismus, um darauf verweisen zu können, dass ihre Jahrtausende alten Weisheiten auch bei modern gesinnten Freigeistern galten; umgekehrt brauchten die Monisten den Buddhismus, um auf die Jahrtausende lange Existenz einer atheistischen Ethik verweisen zu können, die von vielen konfessionell gebundenen Zeitgenossen für unmöglich gehalten wurde. Beide Gruppen erhielten also Legitimation jenseits historischer Grenzen: Der Buddhismus erhielt eine moderne Perspektive, die den Bezug auf das rezente Indien bei weitem überflügelte, der Monismus eine historische Tiefendimension, über die er schlechterdings nicht verfügte. Man wollte und konnte also zwar nicht zusammengehen, doch begriff man den anderen durchaus als Verbündeten einmal gegen die übermächtige konfessionelle Staatskirche und ein andermal gegen andere neureligiöse, durchaus metaphysische Entitäten integrierende Strömungen wie *Christian Science*, die Theosophen oder die aufkommenden Anthroposophen bzw.

¹¹³ Diese Höflichkeit ist durchaus nicht alltäglich, betrachtet man Äußerungen Ostwalds zum Spiritismus: »Die Mitteilungen aus der »anderen Welt« lassen ein so niedriges geistiges Niveau erkennen, daß man jene Welt keinesfalls als eine höhere oder bessere ansehen könnte. [... Ferner] muß ich die ganze spiritistische Bewegung für eine Resterscheinung aus dem vorwissenschaftlichen Gedankenkreis unserer prähistorischen Ahnen halten.«, Wilhelm Ostwald, *Okkultismus. Verurteilung des Spiritismus*, in: Neue Freie Presse Wien vom 19. April 1925, S. 7. Äußerungen Ostwalds bezüglich der Freireligiösen gehen in ähnliche Richtung.

Rittelmeyers *Christengemeinschaft*. Die ausgeführte Leipziger Konfliktlage zwischen Theosophen und Buddhisten verdeutlicht dies.

Trennend werden dagegen die Fragen der Modernität, des Fortschritts und der Ethik diskutiert: Während die Monisten sich als »Speerspitze der Moderne« stilisieren und dem Fortschritt huldigen, welches sie beides den Buddhisten absprechen, verzichten diese auf solche Epitheta, indem sie die Richtungslosigkeit der menschlichen Entwicklung betonen und den Fortschritt als Irrglauben ablehnen. In dieser Frage der Positionierung zu Fortschrittsoptimismus oder zu Kultur- und Zivilisationskritik driften die Monisten und Buddhisten auseinander, wenn sich auch im Handbuchttext von 1914 in der Frage nach der Aufhebung der Leiden ein Zugehen auf den technizistischen Fortschrittspathos, wenn auch nur als streng individualistischer Entwicklungsglaube, finden lässt.

Paul Carus' Wunsch nach Vereinigung der beiden Kulturströmungen Buddhismus und Monismus, die ihm in seiner Person und auch in seinem Wirken in der neuen Heimat Nordamerika äußerst gut gelang, scheiterte in Deutschland von Grund auf. Ursache war weniger die Grundhaltung der beiden Vereine, die durchaus an Vernetzungen zur Optimierung ihrer zumeist überschaubaren Potenziale interessiert waren, als vielmehr die konkrete Lage zum einen der vergesellschafteten Strömungen: Im Moment der Vereinigungsagitation Carus' engagierte Wilhelm Ostwald sich intensiv in der Kirchenaustrittsbewegung, die für ihn zwar auch kirchenpolitisches Werkzeug, aber auch Ausdruck anti-metaphysischer Weltdeutung war. In diesem Zusammenhang waren religiöse Vereine – und seien sie auch mit einem religiösen »Restnimbus« versehen – untragbar.

Außerdem standen einer Vereinigung strukturelle Probleme im Weg: So zeigen die mannigfachen Kooperationen der alternativkulturellen Vereine gerade in den Jahren kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs zwar einen starken Willen zur Zusammenarbeit, doch bevorzugte man eher die Form des Dachverbands, in dem jede beteiligte Gruppe ihre Individualität und vor allem ihre Entscheidungsfreiheit behielt.¹¹⁴

So scheiterte die Vereinigung der buddhistischen und monistischen Vereine am Vorabend des Ersten Weltkriegs also einmal aufgrund der Strukturen deutscher »Vereinsmeierei«. Zum anderen aber reflektiert der Unwille zur Zusammenarbeit die Unfähigkeit der holistisch gesinnten »Kulturarbeiter«, über ihre Vereinsgrenzen und ihre partikularen Vereinsinteressen hinaus tatsächlich gesamtgesellschaftliche oder zumindest in größerem Zusammenhang stehende Probleme zu fokussieren und – abgese-

114 Dem *Weimarer Kartell* gelang nur mit der Kirchenaustrittsbewegung unter Ägide des Komitees »Konfessionslos«, eine über die einzelnen Vereine hinausgehende Kulturbewegung zu initiieren, und selbst hier nahmen zum einen nicht alle kartellierten Vereine teil und zum anderen resultiert das breite Engagement zum größeren Teil aus individuell eingebrachtem Agitationseifer, der nur durch die *Kartell*-Mitglieder begrüßt und agitiert, nicht aber dezidiert zur Verfügung gestellt wurde.

hen von einigen wenigen praktisch erfolgten, aber zumeist kurzlebigen Projekten – von der theoretischen Betrachtung und Diskussion dieser Probleme zu ihrer aktiven Bearbeitung bzw. Bekämpfung überzugehen.¹¹⁵

Und damit konnten beide, Monisten und Buddhisten, letzten Endes ihren eigenen Zielen von gesellschaftlicher oder gemeinschaftlicher Partizipation nicht genügen und blieben bei allen Versuchen zur Transformation in praktisch arbeitende Vereine zum größten Teil theoretisierende Vereine, deren Vereinsaktivitäten sich auf die Veranstaltung von Vorträgen und die Herausgabe von Broschüren beschränkte. Der Vorwurf, den sie an die Mehrheitsgesellschaft machten, *untätig* zu sein, müssten sie sich tatsächlich auch selbst gefallen lassen, da ihnen schlichtweg die gesamtgesellschaftlichen Einflussmöglichkeiten fehlten.

¹¹⁵ So gelang es den Monisten unter (vor allem finanzieller) Federführung Ostwalds 1912 eine monistische Siedlung, die »Kolonie Unesma« (Plansprache Ido: »Die Erste«), zu gründen, doch scheiterte das kommunitarische Zusammenleben schon 1913. Zu wirklich lebensfähigen Sozialkonstrukten oder Einrichtungen – im Vergleich dazu vielleicht der *Bund für Mutterschutz*, der im Jahre 1912 reichsweit 36 Heime für ledige Mütter betrieb – kam es nicht. Die Buddhisten, denen eine Umsetzung ihrer Lehre in die Lebensführung vorschwebte, kamen über persönliche Maßnahmen (etwa Meditation und Diätetik) nicht hinaus – zu monastischer Vergemeinschaftung kam es in Deutschland und Europa nicht. Vgl. zum *Bund für Mutterschutz* Groschopp, Dissidenten (Anm. 4), S. 233.

REZENSIONEN

Thomas Seidler, Michael Schwibbe, Thomas Mayer, Armin Kühne, Andreas Stephanski (Hg.):
 Zeitreise. 1200 Jahre Leben in Leipzig

Leipzig, unbestreitbar eine der in vielerlei Hinsicht bedeutendsten Städte Deutschlands, besitzt keine moderne wissenschaftliche Darstellung seiner Geschichte, aber auch keinen für einen breiteren Leserkreis gedachten Abriss ihrer Entwicklung. Inwieweit das Fehlen der ersten auch das Fehlen der letzteren bedingt, soll hier nicht erörtert werden. Das herannahende 1000-jährige Jubiläum der Ersterwähnung des Ortes in der Chronik des Thietmar von Merseburg wird, so möchte man hoffen, hier Abhilfe schaffen. Ein erster Versuch einer populären Überblicksdarstellung liegt allerdings bereits vor, ein von der Leipziger Volkszeitung initiiertes farbenprächtiger Band, der im letzten Abschnitt zwar den Oberbürgermeister über das Leipzig des Jahres 2015 sprechen lässt, aber nicht die Chronik des Merseburger Bischofs zum Ausgangspunkt nimmt, sondern gar ganze 1200 Jahre zurückgreift und damit die sorbische Frühbesiedlung des heutigen Stadtareals einbezieht. Der Rezensent möchte unterstreichen, dass ihm Sinn und Nutzen einer für breitere Leserkreise gedachten Geschichte der Stadt Leipzig bewusst sind und er jedweden entsprechenden Versuch ausdrücklich begrüßt. Entscheidend sind jedoch der Weg, den man einschlägt, und die Mittel, die man ergreift, um dieses Ziel zu erreichen. Außerdem gibt es ein Kriterium, das immer Geltung besitzt, gleichgültig welche Leser angesprochen werden sollen – das ist die Korrektheit der gebotenen Informationen.

Der Band ist sehr reich illustriert, fast durchweg in Farbe. Mitunter scheint dem Text dagegen eine geringere Bedeutung zuzukommen. Auf jeder Seite tummeln sich im grellen Durcheinander durchschnittlich sechs bis sieben Abbildungen, große und kleine. Wie heute anscheinend kein Vortrag mehr gehalten werden kann, den nicht in unablässiger Folge bunte Bilder illustrieren, so müssen die Herausgeber und Autoren der Meinung gewesen sein, ein Buch, das nicht in der Hauptsache Bilder in der Form eines Comics bietet, besitze keine Chance, vom Publikum angenommen zu werden: Die Bild-Zeitung macht es schließlich vor. Man könnte freilich auch mit den Illustrationen leben – wenn sie wenigstens ausreichend erklärt würden. Viele Bilder purzeln ohne jede Deutung und Erklärung auf den Seiten umher. Andere Bilder werden nach Belieben aus irgendwelchen Zusammenhängen gegriffen und illustrieren dann angebliche Leipziger Sachverhalte. So wird auf S. 52 ein Holzschnitt des 16. Jahrhunderts abgebildet, der einen Buchbinder zeigt. Die Unterschrift verrät: »Um 1440 lebte der erste nachgewiesene Buchbinder in Leipzig« (Soll das Bild diesen Buchbinder zeigen?). Auf S. 58 stehen Kaufleute um einige Fässer herum. Illustriert werden soll damit, dass Leipziger Kaufleute beim Kaiser intervenieren, er möge ihre Rechte schützen; der Rezensent kann keinen Kaiser zwischen den Fässern entdecken. Auf S. 77 finden wir das Bild einer Ratssitzung. Sie illustriert den Kauf der Leipziger Klöster durch die Stadt. Woran ist erkennbar, dass der Leipziger Rat gezeigt wird? Bei keiner einzigen Abbildung nämlich wird der Nachweis geführt,

welcher Quelle sie entnommen worden sind (Es existieren generell auch keinerlei Hinweise auf die benutzte Literatur). Zeitgenössische Bilder, spätere historisierende Darstellungen und moderne Fotografien werden im bunten Ineinander geboten. Dazu treten Bilder kostümierter Schauspieler, die in zumeist peinlichen Posen historische Szenen zur Darbietung bringen. Ein Beispiel: Auf S. 133 wird der Mord Woyzecks an seiner Geliebten von »Victoria und Michael« nachgestellt – am »Originalschauplatz ... und die Foto-Crew ergreift ein leichtes Schaudern ...«; den Betrachter übrigens auch, aber aus anderen Gründen.

Die Darstellung folgt im Prinzip der Chronologie, durchbricht diese aber immer wieder. Vor allem werden häufig Abrisse über die Geschichte Leipziger Firmen eingestreut. Diese gehören natürlich zur Stadtgeschichte, und die gebotenen Informationen nimmt man grundsätzlich gerne zur Kenntnis, wenn es sich auch oft um unkritische, im Jubelton gehaltene Werbetexte handelt. Ihr meist ganz unmotiviertes Einrücken und ihr Charakter erinnern allerdings an die Werbeblöcke im Fernsehen und lassen vermuten, dass diese Firmen zugleich Sponsoren des Bandes sind. So wie das Buch knallig bunt gestaltet ist, so knallig bunt sind oft die Überschriften der einzelnen Kapitel: Ich gebe eine kleine Auswahl: Nichts als Ärger mit Markgraf Dietrich; Gift-Kirschen: Stammer verstimmt für immer; Ultimatum: Frommer Fürst contra Kutte; Schwenenöter zu Gast in Leipzigs Betten; August »de Luxe« – von Leipzigs Geldströmen finanziert; Von Jura hatte Johann Wolfgang schnell die Nase voll. Man muss das nicht kommentieren.

Am bedenklichsten wohl ist die Flut der im Buch zu findenden Fehler. Auch eine noch so populär orientierte Darstellung ist, wenn sie nicht gleich als Roman einherkommt, gehalten, sich an die Tatsachen zu halten. Der Rahmen einer Rezension gestattet nur eine kleine Auswahl von Verstößen gegen dieses Prinzip. Der Rezensent ist Spezialist für die Frühe Neuzeit und konzentriert sich in seiner Auswahl im Folgenden auf diese Jahrhunderte: S. 64 wird gesagt, der Ablass diene der Vergebung der Sünden; er dient aber nur der Nachlassung der zeitlichen Strafen für die bereits vergebenen Sünden. S. 80 wird festgehalten, Kaiser Karl V. habe 1539 die Reichsacht gegen Kurfürst Johann Friedrich den Großmütigen ausgesprochen; das richtige Datum ist der 20.7.1546. Auf S. 86 erscheint Jean Calvin als Schweizer Reformator; Calvin war Franzose. Auf der gleichen Seite wird suggeriert, das Haus Brandenburg sei im 16. Jahrhundert Anhänger des Calvinismus gewesen. Kurfürst Sigismund trat erst 1614 zum Calvinismus über. S. 88 muss den Eindruck vermitteln, die Gründung von Union und Liga sei erst nach dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges erfolgt, was falsch ist. Haupt der Liga war auch nicht der Kaiser, sondern der Herzog von Bayern. Die Mitteilung, Kurfürst Johann Georg I. habe sich 1635 der katholischen Liga angeschlossen, ist grob falsch und die Bemerkung, »vorsichtshalber blieb er protestantisch«, zeigt das Fehlen historischer Grundkenntnisse. Das Bild des angeblichen Friedensschlusses von Münster, der den Dreißigjährigen Krieg beendet, zeigt in Wirklichkeit den Friedensschluss zwischen Spanien und den Niederlanden 1648. Auf S. 93 wird eine Abbildung des Titelblattes der »Deutschen Acta Eruditorum« (erscheint seit 1712) als Titelseite der lateinischsprachigen »Acta Eruditorum« (1682 ff.) ausgegeben. Der daneben gezeigte Otto Mencke als Herausgeber der »Deutschen Acta« war zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens dieses Blattes schon fünf Jahre tot. Der Phantasie entspringt die Mitteilung, durch Kabinettsorder sollte Christian Thomasius verboten werden, in deutscher Sprache zu unterrichten (S. 99). Völlig aus der Luft gegriffen ist auch die Feststellung, Thomasius habe sich als »talentierter Junior« »zur Freude seines Vaters« mit 14 Jahren an der Universität imma-

trikulieren lassen. Er wurde im Alter von wenigen Monaten, also als Säugling, vom Vater selbst immatrikuliert; das war bei Söhnen von Professoren damals üblich. Thomasius hat natürlich auch nicht die »Zulässigkeit der Doppelhehe« verteidigt, auf die damals die Todesstrafe stand. Er hat nur behauptet, dass es keine Festlegung des Naturrechtes in dieser Frage gibt. Verfehlt ist ebenso die Behauptung, August der Starke habe die Landstände entmachtet und absolut regiert (S. 104). Jede bessere Darstellung zu diesem Thema sagt, dass eben gerade das nicht geschehen ist. Einige Seiten später wird Augusts Ehefrau mit dem lustigen Namen Bernhardine angeführt (richtig Eberhardine). Auf S. 110 wählt die Philosophische Fakultät der Universität Gottsched mehrfach zu ihrem Rector magnificus. Eine Fakultät hat einen Dekan; der Rektor steht der gesamten Universität vor. Damals war das Herr Gottsched; heute ist es Herr Häuser. Gellert war nie ordentlicher Professor, sondern außerordentlicher (S. 111). Preußen gelangte nicht 1741 in den Besitz von Magdeburg, sondern bereits 1680 (S. 115). Sachsen war 1756 nicht mit Österreich, Frankreich usw. verbündet (S. 117). Leipzig benannte nicht nach Schillers Tod 1805 eine Straße nach dem Namen des Dichters, sondern erst 1859. Schillers Werke wurden nach 1805 nicht von Göschen, sondern von Cotta herausgegeben (S. 125). Napoleon begann 1806 in Deutschland keinen europäischen Feldzug, der ihn nach Moskau führte. Er schloss 1807 in Tilsit einen Frieden mit dem Zaren und marschierte erst 1812 nach Moskau. Bei Jena und Auerstedt stieß der Kaiser nicht auf das »vereinigte deutsche Heer«, sondern auf die Preußen und die Sachsen (S. 127). Robert Blum wurde nicht erschossen, weil er eine Beifallsadresse der Frankfurter Nationalversammlung in Wien überbringen wollte, sondern weil er sich aktiv an den Barrikadenkämpfen der Aufständischen beteiligte (S. 144). Die Abschnitte zu den späteren Jahrhunderten sind vom Rezensenten nicht näher auf ihre Zuverlässigkeit geprüft worden. Aber auch hier gibt es grobe Ungereimtheiten. Ich verweise nur, der Sensibilität des Themas wegen, auf die auf S. 217 formulierte Behauptung, die in der Kristallnacht 1938 verhafteten jüdischen Bürger seien umgehend in »Richtung Vernichtungslager« gebracht worden. Das ist falsch, da es 1938 solche Lager bekanntlich noch nicht gab; die entstanden erst während des Krieges. Das auf der gleichen Seite als Illustration zur Pogromnacht 1938 eingefügte Bild zeigt in Wirklichkeit eine Szene des Boykotts der jüdischen Geschäfte am 1. April 1933.

Der Rezensent ist es eigentlich leid, solche Fehlerlisten aufzustellen, und er vermeidet das sonst, da jedem Autor Irrtümer unterlaufen können. Es ist an sich müßig, darauf herumzureiten. Hier aber geht es nicht um einzelne, eben nicht immer vermeidbare Fehler, hier zeugen die Fehler für eine oberflächliche Herangehensweise an das Thema Geschichte, die schon bedenklich stimmen sollte: Auch und vielleicht gerade die populäre historische Darstellung bedarf des Meisters und nicht des Dilettanten!¹

Leipziger Verlags- und Druckereigesellschaft, Leipzig 2007, 376 Seiten,
zahlreiche Illustrationen Ladenpreis 22.40 Euro, ISBN 978-3-9806625-4-3.

Detlef Döring

1 Die einzelnen Beiträge werden nicht mit den Namen ihrer Verfasser gekennzeichnet. Das obige Urteil ist nicht generell auf alle Autoren gemünzt, sondern allein auf diejenigen, die meinten, wissenschaftliche Sorgfalt sei hier nicht vonnöten.

Geschichte der Stadt Dresden

Bd. 1: Von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges
im Auftrag der Landeshauptstadt Dresden hg. von Karlheinz Blaschke und Uwe John

Bd. 2: Vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zur Reichsgründung
hg. von Reiner Groß und Uwe John

Bd. 3: Von der Reichsgründung bis zur Gegenwart
hg. von Holger Starke und Uwe John.

Das Vorhaben, den 880. Jahrestag der Ersterwähnung Dresdens im Jahre 2006 zum Anlass zu nehmen, um eine umfangreiche Stadtgeschichte mit wissenschaftlichem Anspruch zu erarbeiten, wurde 1994 aus der Taufe gehoben. Die organisatorische Gesamtverantwortung lag beim Zweiten Bürgermeister der Stadt Dresden, Dr. Bernd Ihme, und dem Leiter des Dresdner Stadtarchivs, Thomas Kübler. Das Ziel war dabei von vornherein, eine Stadtgeschichte zu schaffen, die zum einen den Rang eines auf Jahre gültigen Standardwerkes haben sollte, zum anderen aber den Bedürfnissen eines breiteren Publikums zu entsprechen hatte. Dies, soviel sei vorweg genommen, ist den Herausgebern auf beeindruckende Weise gelungen.

Der Einladung des damaligen Oberbürgermeisters, Dr. Herbert Wagner, zu einer ersten Beratung über Konzeption und Aufbau eines solchen Werkes folgten im März 1995 nicht weniger als 60 Wissenschaftler. Im Ergebnis dieses Treffens wurde eine aus einschlägig ausgewiesenen Fachleuten bestehende »Arbeitsgruppe Dresden 2006« gegründet, die zweimal jährlich zu Arbeitstagen zusammenkam und das Projekt Stadtgeschichte bis zu seinem Abschluss im Jahre 2006 begleitete. In die Verantwortung der Arbeitsgruppe fiel die Grundsatzentscheidung für eine chronologisch aufgebaute Stadtgeschichte, die Vergabe von insgesamt 65 (!) Stipendien für stadtgeschichtliche Forschungsarbeiten, die Gewinnung der Bandherausgeber und Einzelautoren, die Suche nach einem geeigneten Verlagshaus, die Veranstaltung jährlicher Kolloquia zu stadtgeschichtlichen Themen (insgesamt neun zwischen 1997 und 2005) und nicht zuletzt die Erarbeitung und Kontrolle eines Zeitplanes.

Von entscheidender Bedeutung für die letztlich erfolgreiche Umsetzung des ambitionierten Vorhabens war die Anstellung von Uwe John als Wissenschaftlichem Redakteur und Schriftleiter im Jahre 2001. Auf diese Weise ist es gelungen, die erheblichen Schwierigkeiten, die ein dreibändiges, insgesamt 2608 Druckseiten umfassendes und von annähernd 70 Autoren geschriebenes Werk geradezu zwangsläufig mit sich bringt, zu überwinden und die komplette »Geschichte der Stadt Dresden« noch im Laufe des Jubiläumsjahres an das Publikum zu übergeben.

Die Geschichte der Stadt Dresden gliedert sich in drei Bände, die in chronologischer Reihenfolge jeweils eine Epoche behandeln. Der erste Band in der herausgeberschaftlichen Verantwortung von Karlheinz Blaschke behandelt die Geschichte Dresdens von den Anfängen bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges. Der zweite Band, für den Reiner Groß und Uwe John die Verantwortung als Herausgeber trugen, bietet die Geschichte der Stadt vom Ende des

Dreißigjährigen Krieges bis zur Reichsgründung. Der dritte Band schließlich ist von Holger Starke herausgegeben und behandelt die Zeit von der Reichsgründung bis zum Beginn des 21. Jahrhunderts. Den drei Bänden sind jeweils einleitende Kapitel der Herausgeber vorangestellt, die wesentliche Entwicklungslinien der Stadtgeschichte sowie die Genese der Einzelbände behandeln.

Bevor die Geschichte der Stadt Dresden im Folgenden etwas genauer betrachtet werden soll, ist festzuhalten, dass, wenn man das Gesamtwerk würdigen will, eine vertiefte inhaltliche Diskussion einzelner Probleme angesichts der Vielfalt der enthaltenen Beiträge von vornherein ausgeschlossen ist.

Der erste Band untergliedert sich in zwei Hauptkapitel: Frühgeschichte und Mittelalter sowie Renaissancezeit. Innerhalb dieser Hauptkapitel werden dann in ausgewogener Weise die wichtigsten Determinanten der Stadtgeschichte behandelt: naturräumliche Bedingungen, Stadtwerdung, Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Kirchen- und Bildungsgeschichte, das Verhältnis zu den wettinischen Stadtherren, die Dresden seit Beginn des 16. Jahrhunderts zur ständigen Residenz erwählten, sowie nicht zuletzt Aspekte der Kunst-, Kultur- und Baugeschichte.

Eine durchdachte Gliederung der Einzelkapitel macht es möglich, sich schnell innerhalb des Bandes zu orientieren. Es liegt auf der Hand, dass das chronologische Prinzip aufgrund der Vielfältigkeit der Stadtgeschichte immer wieder durchbrochen werden muss, zeitliche Vor- und Rückgriffe nötig werden. Diese Schwierigkeit wird im ersten Band ebenso wie in den Folgebänden souverän gemeistert, der (kundige) Leser fühlt sich nirgendwo im Dickicht der Fakten und Deutungen verloren, sondern weiß sich stets gut geführt. Zur Anschaulichkeit tragen zweifellos die zahlreichen Karten und Abbildungen bei, die ganz überwiegend von guter, teils bestechender Qualität sind.

Inhaltlich geben die Beiträge des ersten Bandes, an denen neben dem Herausgeber Karlheinz Blaschke 17 weitere Autoren mitgewirkt haben, nicht nur einen Überblick über den bisher erreichten Stand der Stadtgeschichte, sondern bieten vielfach auch neue Forschungsergebnisse. Aufgelockert wird die Darstellung in allen drei Bänden immer wieder durch sogenannte Schlaglichter, in denen bestimmte Quellen, Personen- oder Begebenheiten beleuchtet werden, die in der Darstellung größerer Zusammenhänge untergegangen wären, für die Geschichte Dresdens aber gleichwohl von Belang sind. Beispielhaft seien hier die Schlaglichter von Jörg Oberste zu den Dresdner Stadtbüchern des späten Mittelalters (Bd. 1), der Beitrag von Heidrun Wozel über den Dresdner Striezelmarkt (Bd. 1) sowie Manfred Kobuchs biografische Skizze des großen Dresdner Stadthistorikers Otto Richter (Bd. 3) erwähnt.

Der zweite Band hat drei Hauptkapitel: das Augusteische Zeitalter (Residenz von europäischem Rang), der Weg in das Bürgerliche Zeitalter – vom Ende des Siebenjährigen Krieges bis zu den bürgerlichen Verfassungsreformen – sowie schließlich die Entwicklung von der Residenz- zur Großstadt. Es ist den Herausgebern dieses Bandes, Reiner Groß und Uwe John, hoch anzurechnen, dass sie nicht der Versuchung erlagen, angesichts der Bedeutung der Wettiner für die Geschichte der Stadt, Landesgeschichte zur Stadtgeschichte zu machen. Vielmehr wird in den gut gegliederten, von 21 Autoren stammenden Beiträgen die Konzentration auf die Entwicklung der Stadt stets beibehalten. Dass die Rolle als Residenzstadt und insbesondere das Augusteische Zeitalter ausführlich behandelt werden, versteht sich von selbst, dominant sind diese Themen nicht.

Insgesamt ist auch dieser zweite Band eine beeindruckende Leistung, die aus dem Vollen schöpfend, aber auf das Wesentliche reduziert, den Bogen von der barocken Residenz bis hin zur werdenden Industriestadt zu spannen vermag.

Der dritte von Holger Starke herausgegebene und mit 976 Druckseiten zugleich umfangreichste Band bietet Beiträge von nicht weniger als 46 Autoren und behandelt in vier Hauptkapiteln (Dresden im Kaiserreich 1871–1918 – Von der Weimarer Republik bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges – Vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zur Wiederbegründung des Freistaates Sachsen 1945–1990 – Landeshauptstadt im Freistaat Sachsen 1990–2006) die Geschichte der Stadt von der Gründung des Kaiserreiches bis in die Gegenwart. In gleicher Weise wie in den beiden vorangegangenen Bänden gelingt es auch hier, die Vielfalt der Stadtgeschichte einzufangen und die Geschichte Dresdens in die sächsische wie allgemeine Geschichte einzubetten. Die Politikgeschichte kommt dabei ebenso zu ihrem Recht wie die städtebauliche Entwicklung, die Kunst-, Kultur- und Bildungsgeschichte sowie das Trauma der Zerstörung im Februar 1945. Mit Blick auf die Geschichte der Bezirksstadt Dresden während der DDR ist positiv zu vermerken, dass der Blick nicht nur auf den Repressions- und Unterdrückungscharakter des SED-Staates verengt ist, sondern eine ausführliche Würdigung der städtischen Entwicklung versucht wird.

Die angesichts des Gesamtumfanges der Geschichte der Stadt Dresden und der Vielfalt des behandelten Stoffes knappen Anmerkungen sind zusammen mit einem Literaturverzeichnis, einem Autorenverzeichnis (inklusive Adressen) sowie einem Personen- und Ortsregister den jeweiligen Bänden nachgestellt. Wobei es eine kluge Entscheidung war, innerhalb des Ortsregisters das Stichwort Dresden durch eine graue Hinterlegung hervorzuheben.

Die lange Liste von beinahe 70 Autoren, die an der Geschichte Dresdens mit kleineren und größeren Beiträgen mitgewirkt haben und in der renommierte Namen ebenso enthalten sind wie die von Nachwuchswissenschaftlern, spiegelt zum einen die thematische Vielfalt der modernen Stadtgeschichtsforschung wider, zum anderen wird augenfällig, wie breit das Interesse an der Geschichte Dresdens gestreut ist und wie groß die Zahl der Museen, Archive, Hochschulen und Universitäten ist, in denen das vielfältige historische Erbe bewahrt und wissenschaftlich erforscht wird.

Zusammenfassend bleibt festzuhalten, dass die seit 2006 vorliegende, dreibändige »Geschichte der Stadt Dresden« ein der Bedeutung der sächsischen Landeshauptstadt angemessenes, wissenschaftlich fundiertes Werk ist, das nicht nur in jeder wünschenswerten Hinsicht über die Stadtgeschichte informiert, sondern auch methodisch als vorbildlich für ähnliche Vorhaben gelten kann. Dem Leser wird deutlich vor Augen geführt, dass die Geschichte Dresdens über eine bloße Stadtgeschichte weit hinausgeht. Das monumentale Werk ist zugleich ein wichtiger Beitrag zur europäischen Kunst- und Kulturgeschichte, zur deutschen Städtegeschichte sowie zur sächsischen Landesgeschichte.

Band 1: Theiss, Stuttgart 2005, 767 Seiten, Ladenpreis: 49.90 Euro, ISBN 978-3-8062-1906-7
Band 2: Theiss, Stuttgart 2006, 861 Seiten, Ladenpreis: 49.90 Euro, ISBN 978-3-8062-1927-2
Band 3: Theiss, Stuttgart 2006, 976 Seiten, Ladenpreis: 49.90 Euro, ISBN 978-3-8062-1928-9

Henning Steinführer

Leipzig original. Stadtgeschichte vom Mittelalter bis zur Völkerschlacht.
 Katalog zur Dauerausstellung des Stadtgeschichtlichen
 Museums Leipzig im Alten Rathaus, Teil I.
 Herausgegeben von Volker Rodekamp

Der großformatige, prächtige Katalogband ist aus Anlass des 100. Jahrestages des Museums erschienen. In der Sachkunde seines Inhalts wie im Gestalterischen vermag er Maßstäbe zu setzen. Das gilt gleichermaßen für die Texte und die Reproduktion der Exponate, wie sie auf beinahe jeder Seite und meist in der Mehrzahl präsent sind, über 500 an der Zahl. Wie bei einem Museum nicht anders zu erwarten, geht es um Kulturgeschichte. Auf diese Weise bietet der Katalog in 21 Abschnitten die Stadtgeschichte in der Dimension von neun Jahrhunderten bis zur Zäsur von 1813. Die Autoren sind überwiegend Mitarbeiter des Hauses. Stellvertretend für sie seien Doris Mundus und Katrin Sohl genannt. Von der Universität Leipzig haben sich Enno Bünz und Gerhard Graf beteiligt. Die Textredaktion lag in den Händen von Ulrike Dura und Ursula Oehme.

Vor sich hat der Leser eine Schatztruhe. Der Band erweist sich als Fundgrube und Nachschlagewerk in einem, und mit weit über tausend verzeichneten Exponaten stellt er so etwas wie eine Sammlungs-Übersicht dar, der Bestandsübersicht eines Archivs verwandt. Leipzig präsentiert darin den Reichtum an Kostbarkeiten aus seiner Vergangenheit.

In den einführenden »Überlegungen zur Dauerausstellung« spricht der Herausgeber seine Absicht an, zu »versuchen im Gegenwärtigen sichtbar zu machen, was früher einmal war«. Er sieht die neue Dauerausstellung als eine »Schule bürgerschaftlichen Denkens«, als Quelle von Stadtidentität. Volker Rodekamp rückt die Kategorie des Originalen mit ihrer Aura des Authentischen ins Zentrum. Zur Konstituierung des Museums im Jahre 1908 kam es im Zusammenhang mit der Errichtung des Neuen Rathauses. Den Grundstock bildeten die über Jahrzehnte vom Leipziger Geschichtsverein aufgebauten Sammlungen. Der Verein schenkte sie der Stadt. Bis dahin hatte der Verein unter Leitung des unvergessenen Gustav Wustmann seine Ausstellung im Johannis-Hospital, dem Vorgängerbau des heutigen Grassi-Museums, gezeigt. Mit der Übernahme des frei gewordenen Alten Rathauses verfügte das neue Museum zugleich über sein größtes und wichtigstes »Exponat«.

Von daher beginnt und schließt der Katalog mit dem Alten Rathaus, das auf diese Weise gleichsam den Rahmen der Dauerausstellung und auch des Katalogbandes bildet. Der erste Abschnitt widmet sich dem Festsaal, einem »herlichen langen Saal neben viel zirlichen Gemachen«, wie man ihn einst beschrieb. Wie allen dieser Katalogkapitel ist zur Einführung ein Leittext vorangestellt, dem die Abbildungen von Exponaten mit ihren Erläuterungen folgen. Nicht abgebildete Exponate sind mit Kurzregesten vertreten. Die Texte unterschiedlichen Umfangs zeigen an, dass sie auf Forschungsarbeit bis zum Rückgriff auf archivalische Quellen beruhen. In den Anmerkungen sind diese ebenso nachgewiesen wie die benutzte Literatur und die Inventar-Signatur des Originals. Was den Festsaal-Abschnitt dominiert, sind die Portraits der Fürsten, Kaiser und Könige aus dem 16.–18. Jahrhundert und die der 59 Stadtrichter vom 17. bis zum beginnenden 19. Jahrhundert. Darunter sind Werke des Leipziger Malers Hans Krell, von Anton Graff und Friedrich August Tischbein. In der Galerie der Richter begegnet

dem Leser die kommunale Funktionselite gelehrter, überdies vielseitig einsetzbarer Juristen jener Zeit. Der Abschnitt schließt mit dem eindrucksvollen Stadtmodell, das zwischen 1539 und 1546 entstand, in derselben Zeit, aus der es die ersten beiden Stadtansichten gibt.

Mit »Leipzig zur Bebauung ausgeteilt ...«, jenem Schlüsselsatz des Stadtbriefes, ist der folgende Abschnitt überschrieben, der dem Hochmittelalter, dem 10.–13. Jahrhundert, gilt. Vorangestellt ist ein Münzfund von 72 Brakteaten aus Silber, der ins 12. Jahrhundert datiert, gefolgt vom ehrwürdigen Stadtbrief, der im Stadtarchiv liegt. Nach Art und Schrift gehört seine Ausfertigung erst in das beginnende 13. Jahrhundert, zumal es die Laienfürstenurkunde im Meißenischen zum Zeitpunkt der Begründung der Stadtgemeinde, also 1156/70, noch nicht gab, die ursprünglich mündliche Privilegierung erst nachträglich, vermutlich im Zusammenhang mit den Ereignissen von 1216, auf das kleine Pergament gelangte. Manches vom Inhalt kann immer wieder zu Interpretationen anregen, zumal es für Leipzig, den Prototyp des meißnisch-sächsischen Städtewesens, wenig analoge Dokumente ostwärts von Elbe und Saale gibt. Sowohl die Datierung des Inhalts als auch der Ort des Siedlungsaktes – das »Austeilen«, wie es in der Gegend der Nikolaikirche zu lokalisieren ist – sind unbestritten. Die weiteren Abbildungen bieten Grabungsfunde. Sie greifen auch auf weit jüngere Zeugnisse aus, wie beispielsweise das Pilgerzeichen von 1464 und eine Figurine aus dem 15./16. Jahrhundert. Von daher drückt die Frage, ob nicht umgekehrt wenigstens ein Hinweis auf einen doch ungewöhnlichen Sachverhalt am Platze gewesen wäre: die Siedlungskontinuität seit Beginn der Jungsteinzeit auf dem Geländesporn an der Großen Fleischergasse. Dass Leipzig als Siedlungsplatz einen Zeithorizont von mehreren Jahrtausenden besitzt, war schließlich das vorrangige Resultat der Stadtkernforschung der Jahre 1950/56, abgesehen von Einzelfunden der Altsteinzeit.

Die nächsten beiden Abschnitte widmen sich dem Themenkomplex Kirche im Spätmittelalter, bei dem auch die Universität tangiert ist. Kirchen, Klöster, Kapellen waren die Träger sakraler Kunst. Und so bieten Ausstellung und Katalog ein Stelldichein von Bildwerken, die man so beieinander bislang nicht zu sehen bekam. Ihrer Herkunft nach sind auch Dorfkirchen des Umfelds einbezogen. Mit der um 1200 entstandenen Kirchentür von Wahren, ihren kunstvollen eisernen Beschlägen, denen ein biblisches Bildprogramm zugrunde liegt, setzt die Reihe der Exponate ein. Vorgestellt und durchweg mit fundierten Texten der Erläuterung versehen werden beispielsweise ein Majolika-Fries mit dornengekröntem Christuskopf (um 1500) wie eine Samtkasel mit gesticktem Kreuz. Hervorzuheben sind die aus Eutritzsch stammenden Plastiken dreier Altäre, eines Marien- und eines Annen-Altars (um 1410, um 1515) sowie die Fragmente eines Erasmus-Altars. Genannt sei wenigstens noch der aus Lausen stammende Flügelaltar (um 1514). Beachtung kommt Epitaphen und besonders den sieben Tafelbildern aus der Nikolaikirche zu, wie sie vor der Reformation geschaffen, später aber als »unmodern« auf dem Kirchenboden abgestellt wurden. Erwähnt sei wenigstens eines dieser Kunstwerke: die »Byzantinische Madonna« (um 1510/20).

Erwartungsgemäß ist die Reformationszeit mit zwei Abschnitten bedacht: Der eine »Von der Freyhey eyñiß Christenmenschen ...« befasst sich vor allem mit der Bedeutung des reformatorischen Umbruchs für den Buchdruck. Der andere »... die Bilder auf rechte Weise gebrauchen ...« gilt der Kunst jener fruchtbaren Jahre. Der einführende Text nennt das Silber des oberen Erzgebirges als den tragenden Faktor des Aufstiegs der Stadt. Angemerkt sei, dass Leipzig – wenn man sich schon auf das Montanwesen beschränkt – zwischen zwei Bergbauzentren lag, auch unweit des Mansfeldischen. Nicht zufällig war der größte Kaufmann

und Bankier Leipzigs, Claußbruch, im Bergwesen um Eisleben tätig. Auch die Existenz einer Faktorei der Fugger zeigt an, dass es auf dem Metallmarktzweig der Messe sogar um Absatz von Kupfer und Silber aus den höchst produktiven Bergfabriken des ungarisch-slowakischen Erzgebirges ging.

Den Einstieg in das Kunst-Kapitel markiert neben einem Porträt Luthers die erst in jüngster Zeit entdeckte und dann viel diskutierte Stadtansicht von 1537. Wiederum zeigt der Katalog, dass in der Ausstellung erheblich mehr zu sehen ist, als im Katalog gezeigt, abgebildet werden konnte. Zu erwähnen sind der frühe Druck der 95 Thesen und die Ausgabe des Neuen Testaments von 1528, je ein Buch Stromers von Auerbach und von Bugenhagen. Die Porträts von Peilicke, Pfeffinger, von Bugenhagen, Melancthon und ein ungewöhnliches der Katharina von Bora unterstreichen die Thematik, in die auch exotisch wirkende Gegenstände einbezogen sind wie u. a. ein Gesichtskrug (Mitte des 16. Jahrhunderts) und eine Einbaumtruhe (um 1578). Von den Bildwerken sei besonders auf die »Kreuzigung Christi« aus der Cranach-Schule und »Christus segnet die Kinder« hingewiesen.

Aufmerksamkeit verdient der achte Abschnitt: die Messe. Den ersten Akzent setzt das Porträt Kaiser Maximilians I. von Hans Krell, gefolgt von den Messeprivilegien des Stadtarchivs. Gewiss ragen ihrer Bedeutung nach die beiden kaiserlichen von 1497 und 1507 heraus. Die Pergamente sind aber kaum die Ursache des Aufstiegs der Messe, eher fixieren sie greifbar die eingetretene Realität. Denn Leipzig rückte um diese Zeit an die Ebene von Antwerpen und Frankfurt a. M. heran und erwarb damit europäischen Rang. Wie auch der Katalog zeigt, gab es – seit der Erwähnung des »Jahrmarkts« im Stadtbrief – geradezu einen »Rhythmus« der Privilegierung, so 1268, 1458, später schon wieder 1514 usw. Dokumente des Kaufmanns Scherl sind aufgenommen, Sachzeugnisse wie der Innungspokal der Kürschner, Warenproben werden gezeigt, darunter Gläser. Die Konturen von Handelshöfen und der Handelsbörse sind in einem Stadtansicht-Ausschnitt gegenwärtig. Nicht zuletzt sei auf das Porträt Christian Gottlob Freges (I) hingewiesen, des Großkaufmanns und Bankiers – aber schon einer neuen Ära. In der Ausstellung werden darüber hinaus Münzen in großer Zahl zu sehen sein, wie sie der Katalog in Kurzform hier verzeichnet.

Ein Themenkomplex gilt dem 18. Jahrhundert. Die vier Abschnitte befassen sich mit Architektur und Gärten, dem Innenraum des Barock, dem Alltag und der kulturellen Blüte im »Klein-Paris«. Gegen Ende des 17. Jahrhunderts setzte mit der Handelsbörse eine neue Bautätigkeit ein, die bis 1755, dem Gohliser Schlösschen, reicht. Die Handelshöfe des 16. Jahrhunderts erfuhren einen großzügigen Aus- oder Neubau. Selbst am Peterstor ging die Modernisierung nicht vorbei. Gleichzeitig entstanden über 30 Landschaftsgärten am Rande der Altstadt, die mit Gartenhäusern ausgestattet oder – wie im Falle von Apels Garten – nebenher sogar Standort einer Manufaktur wurden. Die Promenade entstand als »Treffpunkt geselligen Lebens«. Namhafte Architekten waren tätig. Der Katalog bietet neben den besten Stadtansichten auch Skulpturen der Zeit, so das Denkmal für Gellert (um 1774). Für das Innere der Prachtbauten sind u. a. Tapeten von Kochs Hof aufgenommen, Mode und Accessoires kommen vor. Beim Kapitel Alltag sei der ausführliche Leittext hervorgehoben, dem eine reiche Auswahl von Gegenständen bis zu Kinder-Spielsachen und Möbel aus Haushalten folgen. Abgebildete Exponate gelten dem »Zeitvertreib« wie dem Fischerstechen oder dem Armbrustschießen. Nahe dem Kupferstich eines spektakulären Diebes und Kirchenräubers stehen ein Honoratioren-

Porträt, ebenso die kolorierten Radierungen der Apfelverkäuferin und des Bilderhändlers, um nur Beispiele zu nennen.

Nicht weniger schöpft der vierte Abschnitt, wie er im Zeichen von Goethes Lob der Stadt steht, aus dem Vollen der Sammlungen. Die Dauerausstellung enthält allein dazu 50 Exponate. Leipzig war ein gewichtiger Platz der europäischen Aufklärung. Wissenschaft, Kunst, Buchdruck und -handel sind hier Thema. Und so birgt der Katalog Bilder u. a. der Gemäldesammlungen von Richter und Winckler, zeigt Werke Adam Friedrich Oesers, ein Doppelporträt der Töchter Oesers von Tischbein, dessen Schiller-Bildnis, eine Miniatur und einen Ring Käthchen Schönkopfs. Thomasius fehlt ebenso wenig wie die Neuberin, Gellert, die Breitkopfs oder der bekannte Bauernastronom. Eingehend beschrieben ist ein Himmelsglobus (um 1690).

Viel hat sich damals in der Stadt bewegt, auch was schon ins folgende Jahrhundert griff, und dies trotz des verheerenden Siebenjährigen Krieges. So ist hier – wie als Kontrast – der Abschnitt »Krieg und Frieden 1500–1813« eingeschoben. Bekanntlich war in Leipzig immer »etwas zu holen«, mehr als anderswo, und die günstigen Fernstraßen haben nicht nur Kaufleute benutzt. Das Museum bietet dazu u. a. Harnische, Waffen, Uniformstücke oder Gebeine 1813 umgekommener Soldaten. Ein Bildnis des Kurfürsten Johann Friedrich, Schach spielend mit einem Bewacher während seiner Haft nach 1547, ist aufgenommen, auch das Porträt Poniatskiskis (1812).

Der Katalog lässt zwei Kapitel zur Musikstadt Leipzig folgen, das zweite speziell zu Johann Sebastian Bachs Leipziger Zeit. Beiden sind ausgesprochen kenntnisreiche Leittexte vorangestellt. Zurückgegriffen wird bis auf die Anfänge von Musikkultur bei den Augustiner-Chorherren. Beachtet sind u. a. die Operngründung 1693, die Collegia musica des 17. Jahrhunderts wie die frühe Zeit des Gewandhauses. Deutlich erscheint das Bürgertum als Träger dieser Kultur, was man im Unterschied zu Dresden sehen kann, wo vom Mittelalter an der Fürstenhof diese Position eingenommen hat. Porträts der Thomaskantoren folgen, so Georg Rauh (1488–1548), ab 1518 kurze Zeit im Amt, Johann Hermann Schein, der 1616 bis 1630 Kantor war, und Johann Kunau, nach 1701 der direkte Vorgänger Bachs. Ebenso ist eine Radierung Johann Adam Hillers (um 1800) vertreten, der ab 1763 das Gewandhausorchester leitete. Zu den abgebildeten Exponaten der Dauerausstellung zählen beispielsweise die Nachbildung einer Jägertrompete, ein Dirigentenpult aus dem Gewandhaus (um 1780) und ein Modell des Konzertsaaes. Genannt seien auch die Nikolai-Kirche in einem Kupferstich (um 1695), und – farbig – der Thomaskirchhof (1749).

Der 16. Abschnitt befasst sich mit dem Brauchtum der Handwerker. Über 50 Exponate sind mit den Erläuterungen verzeichnet. Eindrucksvoll die Reihe der Innungsladen des 17. und 18. Jahrhunderts, über die das Museum verfügt, darunter die der Goldschmiede, der Seiler und der Bäcker. Dazu kommen Kostbarkeiten des Handwerks wie Pokale und Innungszeichen. Der Abschnitt schließt mit einem »Kleinen Handwerks-ABC«, gewiss einer nützlichen Zutat für den Leser.

Die abschließenden Katalog-Kapitel gelten dem Alten Rathaus. Das erste steht unter der Überschrift »Das Aerar«. Im alten Rom verstand man unter dem aerarium (oder aerarius) den Ort des hoch gesicherten Staatsschatzes wie des Archivs. Das Mittelalter behielt das Wort bei. In Leipzig dürfte es dergleichen schon im ersten, dem romanischen Rathaus gegeben haben, das am selben Ort, nur mit dem Eingang zum damaligen Hauptmarkt und auf die Nikolaikirche zu gelegen haben wird, wo in einem besonderen Domizil die ab dem Anfang des 13. Jahr-

hundreds im Leipziger Stadtarchiv überlieferten Urkunden verwahrt worden sein dürften. Das heutige Aerar kennt man seit dem Ende des 15. Jahrhunderts als Raum »der stadt barschaft ire brieve und privilegia« mit den alle Ehrfurcht gebietenden Truhen. Es dient inzwischen als Ausstellungsraum. Hier hat auch der Kramerschatz seinen Platz gefunden. Der Katalog bringt zwei Porträts von Kramermeistern, nennt die zahlreichen Exponate und bildet u. a. die stattliche Reihe der Pokale, Medaillen und sogar der Löffel ab, wie sie aus dem repräsentativen Besitz der Innung stammen.

Das zweite Kapitel dieses Themenkomplexes gilt den Leipziger Münzen und Medaillen. Der Leittext befasst sich mit den Anfängen der Münzstätte, der zweiten nach der Freibergs, die – dort in der Burg – seinerzeit sozusagen die »Staatsbank« der Markgrafschaft darstellte. Die Leipziger Münzstätte wurde vom Rat 1273 dem Landesfürsten abgekauft. Sechs Münzstätten in Folge lassen sich bis 1765, als die in der Pleißenburg stationierte geschlossen wurde, nachweisen. Der Katalog geizt nicht mit den Leipziger Prägungen, einem umfangreichen numismatischen Material, angefangen bei den Ende des 12. Jahrhunderts entstandenen Brakteaten. Gegliedert wird nach den Prägungen der Münzstätten, so u. a. der am Markt 1451–1532, der Kippermünzstätte hinter der Angermühle 1621–1623. Die Serien der Exponate reichen bis zu den Medaillen des 19. Jahrhunderts.

Der nächste Abschnitt befasst sich mit der Baugeschichte. Der eingehende Leittext vermittelt eine Übersicht besonders seit dem Umbau unter Lotter, spricht die im 19. Jahrhundert entstandenen Schäden am Bauwerk an und schildert die Veränderungen im Hinblick auf das Museum, wie sie zwischen 1906 und den ersten Ausstellungen 1911/12 vorgenommen wurden. Von den Bomben im Dezember 1943 schwer beschädigt, war das Alte Rathaus das erste Gebäude der Stadt, das wieder aufgebaut wurde. Genannt werden die grundlegenden Renovierungen 1973 und 1988/90. Mit dem Ölbild Hieronymus Lotters (1596) setzen die Abbildungen der Exponate ein. Das älteste Bild des Rathauses, ein Holzstich von 1593, entstand aus Anlass der Hinrichtung von vier Männern der Calvinistenunruhen. Erwähnt seien die Marktsicht von 1733, die Aquarelle der Ratsstube und der großen Diele (um 1858).

Es folgen die Kapitel zur Rechtsprechung und insbesondere dem Thema »Recht und Richten im alten Leipzig«. Der Leittext des einen vermittelt einen Blick auf die kommunalen Justizstrukturen ab dem Übergang vom markgräflichen Vogt auf die consules, d. h. vom 13. Jahrhundert bis 1856, als das Stadtgericht aufgelöst wurde. Man trifft auf Bildnisse von Stadtrichtern, wie man sie aus dem Festsaal kennt, einen Richterstab aus Silber (1585) und Zinnkannen, darunter die sogenannte Armesünderkanne aus dem 17. Jahrhundert. Als einem Beispiel wird dem Fall Woyzeck nachgegangen bis zu seiner Hinrichtung 1824, der letzten, die unter großem Aufsehen auf dem Markt stattfand. Der Leittext zum vorletzten Kapitel steht im Zeichen des Strafrechts von der »Carolina« Karls V. über die kurfürstlichen »Constitutionen« von 1572 bis ins 19. Jahrhundert. 13 Räume im Rathaus dienten einst als Gefängnis. Eine Folterkammer existierte im Keller, ein »Halseisen mit Stacheln«, Daumenschrauben kommen vor. Der Leser trifft auf weitere Folterinstrumente, wie sie in dem entsprechenden Ausstellungsraum im Keller zu sehen sind. Auch mehrere Exekutionszettel sind aufgenommen.

Der Katalog schließt mit dem Abschnitt »Das Rathaus als Sitz der Stadtverwaltung«. Dem kurzen Leittext folgt die lange, komplette Liste der Bürgermeister von 1292 bis 2006. Biogramme zu einer Auswahl von Bürgermeistern des 15.–19. Jahrhunderts dokumentieren Bildungswege wie soziales Herkommen. Dem Aufstieg an die Spitze der Stadtgemeinde ging

meist das Jura-Studium voraus, es war auch der kaufmännische Erfolg, der den Kandidaten empfahl. Man arbeitete als Professor an der Universität, Assessor des Schöffentuhls bzw. des Oberhofgerichts, denn Leipzig war über Jahrhunderte Sitz wichtiger Gerichte auch des Territorialstaates. Die Zuwahl in den Rat, gar die Tätigkeit als ein kurfürstlicher Rat in Dresden markieren die Laufbahn. Man stößt auf das Wahlverfahren, ausnahmsweise auch das Einsetzen des Bürgermeisters durch den Landesherrn. Christian Adolf Deutrich, der dem Handelshof gleichen Namens entstammte, war ein promovierter Jurist, aber auch mit einer kaufmännischen Bildung versehen, bevor er 1831 an die Spitze der Stadt trat und als Erster der Partner des Stadtverordnetenkollegiums war. An Gegenständen und anderen Zeugnissen seien wenigstens die Eidbibel (1605), die Amtsketten von Bürgermeister und Stadtverordnetenvorsteher (1910, 1913), die Marke des Ratsboten, der Präsidialhammer des Vorstehers der Stadtverordneten genannt. Den Schluss bilden Porträts der sächsischen Könige von 1806 bis 1918.

Hinzugefügt sind Personenregister und Bibliografie, auch das Autorenverzeichnis. Fraglos ist der Band eine bedeutsame, wichtige Leistung der Leipzig-Historiografie. Ausstellungsbesucher wie Leser dürften gespannt sein auf den Teil II.

DZA-Verlag, Altenburg 2006

408 Seiten, Ladenpreis: 24.50 Euro, ISBN 978-3-936300-24-0.

Manfred Unger

Johann Christian Müller: Meines Lebens Vorfälle und Lebensumstände.

Teil 1: Kindheit und Studienjahre (1720–1746)

Herausgegeben von Katrin Löffler und Nadine Sobirai

Autobiografien und Erlebnisberichte bilden eines der spannendsten Genres der Literatur. Begeistern sich Literaturfans an Werken wie »Nicht ohne meine Tochter«, der »Wüstenblume« oder »Ich, Oliver Kahn«, so schätzt der Wissenschaftler autobiografische Aufzeichnungen aus früheren Zeiten um so mehr. Katrin Löffler und Nadine Sobirai kommt das große Verdienst zu, unsere Kenntnis über die relativ wenigen mit Leipzig in Verbindung zu bringenden Autobiografien des 18. Jahrhunderts um eine weitere zu ergänzen. Im Stadtarchiv Stralsund lagerten die drei handschriftlichen Bände des späteren Pfarrers Johann Christian Müller, der von 1720 bis 1772 lebte und dessen Erinnerungen nun in mehreren Teilen herausgegeben werden. Seine Aufzeichnungen entdeckte man zwar schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts und veröffentlichte auch Auszüge daraus in einigen Jahrbüchern und Zeitungen (Leipziger Tageblatt, Januar 1908, Nr. 2–8), aber eine wissenschaftlich aufgearbeitete und kommentierte Gesamtausgabe gab es bisher nicht.

Die originalen Autografenbände sind von Müller in vier thematische Abschnitte gegliedert worden. Die ersten beiden, Kindheit und Studienjahre, wurden mit dem vorliegenden Band veröffentlicht. Der nächste Teil, in dem Müller seine Zeit als Hofmeister in Norddeutschland beschreibt, folgt voraussichtlich am Ende des Jahres 2008.

Johann Christian Müller wurde 1720 als Sohn eines Schmieds in Stralsund geboren. Er wuchs in gesicherten Verhältnissen auf, studierte in Jena, Leipzig und Greifswald. Danach arbeitete er als Hofmeister in vorpommerschen Adelsfamilien und trat 1755 eine Pfarrstelle an der Heilig-Geist-Kirche in Stralsund an, die er bis zu seinem Tode im Jahre 1772 innehatte. Die Aufzeichnungen, die seine Studienzeit betreffen, dürften für die Historiker von ganz besonderem Wert sein, da hier die Gegebenheiten aus der Sicht eines durchschnittlichen Studenten, gewissermaßen aus der Sicht »von unten« geschildert werden. Das »Capitel II. Auf der Universität Leipzig« seiner Lebensbeschreibung beginnt mit der Beschreibung der beschwerlichen Reise in die Messestadt zu Beginn der 1740er Jahre. Kaum angekommen, suchte und fand der Student Müller schnell eine Bleibe, die als typisch für die damaligen Studentenunterkünfte angesehen werden kann. Mit einem »Handschlage« vom Universitätsrektor Menz nahm man ihn unter die »Zahl der Academischen Bürger« auf. Die weitere Beschreibung seines studentischen Alltags in der Messestadt ist angefüllt mit den gewöhnlichen Sorgen der damaligen Studenten. Müller ist auf der Suche nach einem preiswerten und guten Tisch, er findet neue Freunde und Bekannte. Er berichtet von den »Collegia«, die er bei so berühmten Lehrern wie Gottsched besucht. Neben dem Lernen kommt auch das Vergnügen, das Spazieren fahren, Spielen und Kaffee trinken, nicht zu kurz. Besonders interessant an der Beschreibung seiner Leipziger Studienzeit dürfte die Schilderung der Messe und der aus diesem Anlass stattfindende Besuch der Königsfamilie sein. Offen und ehrlich schildert Müller seine erste irritierende Begegnung mit einer Prostituierten. »Doch ich bin auch diesen gefährlichen Netzen der Wollust durch Gottes Gnade entgangen«, resümiert er erleichtert. Die Beschreibung der Ausflüge der Studenten in die umliegenden Ortschaften, in das Leipziger Nachtleben, die Beschreibung des

Lebens in Leipzig überhaupt, zeichnet ein einzigartiges Bild von Leipzig im 18. Jahrhundert. Johann Christian Müllers autobiografische Aufzeichnungen sind dabei eher darstellend als reflektierend angelegt. Alles wird sehr detailreich und umfassend geschildert. Seine eigene Person, seine Meinung und seine Gefühle zu der jeweiligen Begebenheit schimmern zwar durch, stehen aber keineswegs im Vordergrund wie beispielsweise in der bekannten Autobiografie des Predigers Adam Bernd (*Eigene Lebensbeschreibung*, Leipzig 1738, Neudruck München 1973). Hielt sich der Student Müller im Großen und Ganzen von allen Ausschweifungen fern, so verstieß er dennoch in einer Sache gegen das Gesetz, nämlich gegen das Verbot sich zu duellieren. Trotz seiner Verletzung, die er sich dabei zuzog, ging die Sache glimpflich ab und blieb unentdeckt. Müller unternahm mit seinen Freunden nicht nur Ausflüge ins Leipziger Umland, um sich zu verlustieren oder zu duellieren, sondern sie unternahmen auch größere Reisen beispielsweise nach Halle, Dresden und Wittenberg.

Resümierend zur Darstellung seiner Leipziger Studentenzeit lässt sich feststellen, dass Müller alle Facetten des damaligen Lebens in der Universitäts- und Messestadt erlebt und beschreibt. Die nächtlichen Ausschweifungen, die galante Lebensart, die Ausflüge ins Umland, die Messen, die Schauspiele der Neubertschen Truppe – alles wird detailliert und nachvollziehbar erzählt. Den Herausgeberinnen war es ein begrüßenswertes Anliegen, Müllers Sprache dabei so wenig wie möglich zu verändern. Die Anmerkungen am Ende des Buches bieten darüber hinaus umfangreiche Wort- und Sacherklärungen, mit deren Hilfe sich Müllers Text weitgehend erschließen lässt.

Katrin Löffler hebt in ihrem Nachwort auf die Einordnung von Müllers Text in die Reihe anderer überlieferter Autobiografien ab. Sie stellt für die Texte, die um die 1760er Jahre entstanden sind, fest, dass diese sich auf zwei Formen reduzieren lassen. Dies sind zum einen die Gelehrtenautobiografie, die häufig noch auf Latein geschrieben ist, und zum anderen die pietistische Autobiografie, die vor allem der religiösen Erweckung verpflichtet ist. Müllers Text bildet ihrer Meinung nach eine Ausnahme, ebenso wie die schon erwähnte »Eigene Lebensbeschreibung« von Adam Bernd, da sie sich keiner der genannten Formen zuordnen lassen. Diese Annahme ist sicherlich berechtigt, andererseits bleibt fraglich, wieviel Autobiografie in Müllers Text wirklich steckt, da das bloße beschreibende Element in seiner Darstellung im Großen und Ganzen überwiegt. Teilweise ähneln seine Beschreibungen einem Reisebericht, in dem fraglos wichtige und spannende Details preisgegeben werden, aber die persönliche Ebene zu kurz kommt. Katrin Löffler meint dazu: »Aber er will nicht herausfinden, wie er geworden ist, was er ist, er schreibt keine Seelengeschichte, es gibt keine teleologische Perspektive.« Johann Christian Müller schrieb für sich selbst, zum Zeitvertreib, als Gedächtnisprotokoll. Diese Absicht erklärt sicherlich, warum sich sein Werk nicht als umfassende, tiefgründige Autobiografie darstellt.

Ob der Text des Pfarrers Johann Christian Müller nun eine »Übergangsform« zur Autobiografie »im engeren Sinne« ist oder »nur« ein Ego-Dokument, ändert nichts an seiner großen Qualität als historische Quelle.

Lehmstedt-Verlag, Leipzig 2007, 420 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und Nachwort, Ladenpreis: 29.90 Euro, ISBN 978-3-937146-44-X

Theresa Schmotz

Martin Mulsow: Freigeister im Gottsched-Kreis. Wolffianismus, studentische Aktivitäten und Religionskritik in Leipzig 1740–1745

Drei anonyme Publikationen religionskritischen Inhalts aus den Jahren 1743/1744 führen Martin Mulsow in der anzuzeigenden Neuerscheinung auf Spurensuche in das gelehrt-universitäre Leipzig der ersten Hälfte der 1740er Jahre. Dergleichen Schriften, die am dogmatischen Bestand des Christentums, am Wert der Offenbarung oder an der Realität von göttlichen Wundern Zweifel anmeldeten und deren Autoren in der Frühen Neuzeit fast durchgehend ihre Urheberschaft verschleierten, hat sich in den vergangenen Jahrzehnten erst auf französischer, dann zunehmend auch deutscher Seite ein eigener, fruchtbarer Forschungszweig der Aufklärungs- und Ideengeschichte gewidmet. Hierbei hat auch der Autor von »Freigeister im Gottsched-Kreis« bereits wiederholt vielbeachtete Beiträge vorgelegt.¹ Mulsow geht es in seiner neuen Untersuchung nicht um bloße Einordnungen und Zuschreibungen der erwähnten, im Anhang (S. 115–205) dankenswerterweise edierten Texte. Vielmehr zielt er auf die Aufdeckung der kritischen, in diesem Falle studentischen Gruppen und »Zirkel«, aus denen solche Schriften erwuchsen. Ihre argumentative Inkonsistenz und geringe philosophische Bedeutung spielt dabei eine untergeordnete Rolle. Angenommen wird vielmehr, dass die hierin zu beobachtenden »embryonalen« kritischen Impulse [...] deutlicher als elaborierte Traktate von Professoren die Implikationen zeigen, die in den zeitgenössischen Strömungen angelegt waren« (S. 7) und ihnen deshalb für die historische Deutung der Aufklärung ein signifikanter Wert zukomme. Mulsows Studie versteht sich so als ein Beitrag zu einer »Aufklärungsforschung von unten« (S. 7).

Der dabei verfolgte Ansatz ist der der philosophischen »Konstellationsforschung«, die das Studium der jeweiligen Schriften als unzureichend empfindet, wenn es nicht den dichten Zusammenhang wechselseitig aufeinander einwirkender Personen, Theorien, Probleme oder Dokumente als konstitutiven Bestandteil der Interpretation mit einbezieht. Ein ausreichendes Vorhandensein der entsprechenden Quellen ist für diesen durchaus fruchtbaren Ansatz von entscheidender Bedeutung. Seinen nun erschienenen Beitrag zum Gottsched-Kreis hat der Autor bereits 2005 im Zusammenhang der Konstellationsforschung angekündigt und dabei unter anderem die Frage formuliert, ob auch für derartige »Niederungen«, wie die nur bruchstückhaft rekonstruierbaren Studentenzirkel, das Verfahren der Konstellationsforschung überhaupt anwendbar sei.² Der Leser, der sich ebendiese Frage stellt, wird nach der Lektüre zu einer eher zwispältigen Antwort finden. Einerseits gelingt es dem Autor, eine Vielzahl von Indizien zu sammeln, verschiedene Deutungsfelder auszuloten und mögliche Zusammenhänge zu rekonstruieren – und dies alles in einem lesbaren, sehr anschaulichen und nahezu feuilletonistischen Stil. Dabei können zumindest zwei mögliche Autoren der besagten religionskritischen Schriften, Studenten der Universitäten Leipzig und Halle, benannt werden, von denen der eine, Carl August Gebhardi, in den Quellen ein kaum aufzuhellendes »Myste-

1 Nur beispielsweise sei genannt: Martin Mulsow, *Moderne aus dem Untergrund. Radikale Frühaufklärung in Deutschland 1680–1720*, Hamburg 2002.

2 Martin Mulsow/Marcelo Stamm (Hg.), *Konstellationsforschung*, Frankfurt am Main 2005, S. 10.

rium« (S. 32) bleibt, während der andere, Christlob Mylius, als Autor und Journalist bekannt ist. Die Vielzahl kluger Beobachtungen von Parallelen zur deutschen aufklärerischen Religionskritik im Allgemeinen, die zahlreichen Vermutungen über die personellen und kommunikativen Zusammenhänge in den Leipziger Studenten- und Gelehrtenkreisen im Speziellen machen das Buch zu einer anregenden Lektüre. Andererseits kann dies jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich die angestellten Rekonstruktionsversuche selten auf eine mit Quellen durchgehend abgesicherte Argumentation stützen können. Niemand spürt das besser als der Autor selbst, der vielfach relativieren und weite Passagen seines Buches konjunktivisch formulieren muss. Die entstehenden Lücken füllen notgedrungen Vermutungen, die sich gelegentlich zu majestätischen Hypothesengebirgen auftürmen – wie etwa das »mögliche Szenario«, demzufolge Mylius, vermutlicher Autor der clandestinen Pamphlete, sich in die Rolle eines anonym publizierenden, mit ihm eventuell befreundeten Gebhardi versetzt haben könnte. (S. 62 ff.) Ernüchtert stellt man fest, dass die Erforschung derartiger »kryptischer Konstellationen«, wie Mulsow sie nennt, alles in allem auch zu kryptischen Ergebnissen führt.

Aus stadtgeschichtlicher Perspektive bedeutsam und deshalb hier hervorzuheben ist die Eingangsthese des Buches. Einem Paukenschlag gleich beginnt Mulsow mit der Aussage, Leipzig sei in der Mitte des 18. Jahrhunderts »ein Zentrum freien Denkens, ein Zentrum aufklärerischer Religionskritik« (S. 11) in Deutschland gewesen. Diese Neupositionierung Leipzigs innerhalb der intellektuellen Landschaft der deutschen Aufklärung, in der die Forschung zu Recht verschieden geprägte Zentren unterscheidet,³ ist so bisher nicht formuliert worden. Vielmehr hat man die – vorrangig an der Universität der Stadt – angesiedelte Aufklärung Leipzigs in der Regel als »vernünftelnd, elegant und gemäßigt«⁴ charakterisiert. Mulsows herausfordernde These stützt sich auf den »Kreis um Johann Christoph Gottsched und die ›Alethophilen‹« (S. 11, vgl. S. 20, S. 80 f.), mit dem die vermutlichen Autoren der freidenkerischen Schriften im Kontakt gestanden haben könnten. In diesen Kreisen vermutet Mulsow Anhänger des Hallenser Philosophen Christian Wolff, die »den Wolffianismus in eine für die Theologie destruktive Richtung bewegt« (S. 111) hätten.

Zweifelsohne wird sich durch zukünftige Forschungen die Leipziger Aufklärung als vielschichtiger und spannungsreicher erweisen, als es das Etikett »gemäßigt« nahelegt. Jedoch kann die These einer Christian Wolff verpflichteten und zugleich vorrangig oder zumindest erheblich freidenkerisch-religionskritisch orientierten Leipziger Aufklärung in den 1740er Jahren mit Mulsows Studie noch nicht als ausreichend erhärtet gelten. Die zu entkräftenden Gegenargumente sind nicht ganz ohne Gewicht: Ganz abgesehen davon, dass die originäre Position der Wolffschen Schriften einer solchen Charakterisierung entgegensteht, ist zu berücksichtigen, dass auch die religiöse Position Gottscheds bisher keine eindeutige Bewertung erfahren hat.⁵ Sollte es einflussreiche religionskritische Konstellationen im Leipzig der 1740er

3 Siehe v.a. die Reihe »Zentren der Aufklärung«. Zu Leipzig: Wolfgang Martens (Hg.), Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit (Zentren der Aufklärung 3/Wolffenbütteler Studien zur Aufklärung 17), Heidelberg 1990.

4 So beispielsweise Notker Hammerstein, Die Universität Leipzig im Zeichen der frühen Aufklärung, in: Martens, Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit (wie Anm. 3), S. 137.

5 Siehe hierzu Günter Gawlick, Johann Christoph Gottsched als Vermittler der französischen Aufklärung, in: Martens, Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit, S. 179–204; dagegen jüngst Andres Straßberger, Johann Christoph Gottsched und die »philosophische« Predigt. Studien zur aufklärerischen

Jahre gegeben haben, so können die Impulse hierzu mit Sicherheit nicht von den Mitgliedern der »Gesellschaft der Alethophilen« – Personen wie etwa Ernst Christoph Graf von Manteuffel, Christian Wolff selbst, der Berliner Akademiesekretär Formey, der Gothaer Hofprediger Löwe oder der Theologe Jerusalem aus Braunschweig – ausgegangen sein. Denn hier herrschte ausweislich des reichlich vorhandenen Quellenmaterials gerade nach 1740 eine dezidiert religionsapologetische Position vor. Es könnte zum Verdienst der vorliegenden Neuerscheinung werden, zu einer Diskussion jener Fragen einen markanten Anstoß gegeben zu haben.

Wallstein Verlag, Göttingen 2007, 240 Seiten, 10 Abbildungen, Personenregister, Ladenpreis: 29.90 Euro, ISBN 978-3-8353-0202-0.

Johannes Bronisch M.A. M.E.S., Berlin

Transformation der protestantischen Homiletik im Spannungsfeld von Theologie, Philosophie, Rhetorik und Politik, Diss. Leipzig 2007, hier S. 82 ff. Näheren Aufschluss verspricht vor allem die angelaufene Edition: Johann Christoph Gottsched, Briefwechsel unter Einschluss des Briefwechsels von Luise Adelgunde Victorie Gottsched, hg. v. Detlef Döring und Manfred Rudersdorf, bislang 2 Bde., hg. und bearb. v. Detlef Döring/Rüdiger Otto/Michael Schlott, Berlin/New York 2007/2008.

Manfred Zittel: Erste Lieb' und Freundschaft. Goethes Leipziger Jahre

Goethes dreijährige Studienzeit in Leipzig (1765–1768) bildet in den zahlreichen ihm gewidmeten Biografien nicht unbedingt ein Schwerpunktthema. Die zur Zeit maßgebliche biografische Darstellung von Nicholas Boyle (Goethe. Der Dichter in seiner Zeit) zum Beispiel behandelt im ersten Band (erschienen 1995) die ersten vierzig Lebensjahre des Dichters auf 769 Seiten. Dass die drei Jahre der ja nicht ganz bedeutungslosen Leipziger Studienzeit auf ganzen 10 Seiten, das ist etwas mehr als 1 Prozent des Gesamttextes, abgehandelt werden, ist bezeichnend genug.

Manfred Zittel, früher Studiendirektor an der University of London und jetzt als Dozent an der Volkshochschule Offenburg tätig, möchte diese auffällige Lücke der biografischen Darstellung schließen. Sein Buch wird mit der recht anspruchsvollen Mitteilung eröffnet, es werde »erstaunlich viel inhaltlich Neues über die Studentenjahre Goethes in Leipzig ans Licht bringen« (S. 9). Sozusagen in der Summe erfahren wir über jene Jahre, sie seien als »wahrhaft dramatisch« zu bezeichnen, denn sie hätten »einen gewaltigen Umbruch« in Goethes Leben herbeigeführt. Grundlage dieser ganz neuen Einschätzung der Leipziger Zeit würden keine sensationellen Quellenfunde bilden, sondern die schon längst bekannten, von der Forschung aber wenig beachteten Briefe Goethes aus jenen Jahren. Diese bildeten eine authentischere Quelle als die Darstellungen in »Dichtung und Wahrheit«, denen zu Unrecht in der Literatur der Vorzug eingeräumt würde. Gemeint sind mit diesen Briefen die Schreiben an die Schwester Cornelia in Frankfurt/M., an die Geliebte Käthchen Schönkopf und insbesondere an den Freund Ernst Wolfgang Behrlich, der 1766 in Leipzig als Hofmeister auftauchte, aber bereits 1767 nach Dessau wechselte.

Das vorliegende Jahrbuch rezensiert die Literatur über Leipzig, und so richtet sich unser Interesse zuerst auf die Frage, welche Erkenntnisse die Publikation über die Stadt in den Jahren der Studentenzeit Goethes vermittelt. Die Antwort kann nur kurz und bündig lauten, dass die entsprechenden Auskünfte äußerst schmal ausfallen, und dass schlicht nichts »inhaltlich Neues« zu erfahren ist. Der Ort, in dem Goethe drei seiner Jugendjahre verbrachte, hätte gut auch anders heißen können, denn die Stadt Leipzig in ihrer besonderen Charakteristik, in dem hier herrschenden Fluidum wird dem Leser kaum sichtbar. Schon in ihrer äußeren Gestalt, in ihrer landschaftlichen Lage wird sie nur schemenhaft erkennbar. Bezeichnend für die Vernachlässigung dieses vielleicht nicht gänzlich belanglosen Aspekts ist, dass der Autor Goethe bei Wahren in der Pleiße (!) baden lässt (S. 138). Die Messe, die Universität, der Buchhandel, die Kunstakademie, das kulturelle und gesellige Leben u. a. finden da und dort eine streifende Erwähnung, die aber kaum über den Informationsgehalt eines Lexikonartikels hinausreicht. Da, wie wiederholt festgehalten wird, Goethe kein Interesse am Jurastudium hatte, scheint es z. B. auch nicht notwendig zu sein, ein Bild von der Universität jener Jahre zu vermitteln. Es genügen kurze Hinweise auf die Begegnungen Goethes mit den Professoren Gellert, Böhme und Clodius. Leipzig bot damals auf dem Gebiet der bildenden Kunst eine interessante Szenerie, durch die Kunstakademie, vor allem aber auch durch die bedeutenden, in Privathänden befindlichen Kunstgalerien. Oeser und die Akademie erscheinen ein- oder zweimal im Nebensatz, die Galerien überhaupt nicht. Ähnliches gilt für das Theater. Gelegentlich wird auf Aufführungen der »Minna von Barnhelm« in Leipzig verwiesen; dabei bleibt es. Zur

Musik waren Goethes Beziehungen zeitlebens eher zurückhaltend, dennoch wären vielleicht einige Aussagen über das die Stadt prägende musikalische Leben angebracht gewesen. Die Aufzählung ließe sich fortsetzen. So bleibt die gegen Ende des Bandes getroffene Feststellung, Goethe habe »durch die Fülle der kulturellen Eindrücke und Anregungen« in Leipzig seinen Horizont beträchtlich erweitern können (S. 192), seltsam inhalts- und blutleer, denn das Buch begründet sie nicht. Will man sich also »Goethes Leipziger Jahren«, so der Untertitel des vorliegenden Bandes, zuwenden, sollte man sich auch weiterhin an der bekannten älteren Literatur orientieren, vor allem an Otto Jahn (Goethe und Leipzig), Valerian Tornius (Leipzig im Leben Goethes), Alfred Jericke (... es ist ein klein Paris. Die Wirkung der Stadt Leipzig auf Persönlichkeit und Werk Goethes) und an dem universitären Ausstellungskatalog von 1999 (Johann Wolfgang Goethe und Leipzig. Beiträge und Katalog zur Ausstellung).

Was uns in der neuen Publikation geboten wird, das ist fast ausschließlich eine ausgedehnte stark tiefenpsychologisch orientierte Analyse (unter Anlehnung an K. R. Eisslers »psychoanalytische Studie« über Goethe) der überlieferten Briefe Goethes aus jener Zeit. Darauf kann hier nur knapp eingegangen werden. Die nähere Einschätzung der Ausführungen Zittels fällt in den Aufgabenbereich der Goetheforschung. Die als zentral begriffene Aussage des Autors, die bisherige Literatur habe in ihrer Missachtung der Goethe-Briefe vor allem die Tiefe und die letztendlich daraus resultierende werkgeschichtliche Bedeutung der Beziehung Goethes zu Käthchen Schönkopf verkannt, will der Rezensent nicht endgültig beurteilen, möchte sie jedoch anzweifeln. Ein Blick in einige der oben erwähnten älteren Veröffentlichungen zeigt immerhin, dass dort bereits klar zwischen den glättenden Ausführungen in »Dichtung und Wahrheit« und den aus unmittelbarem Erleben verfassten Briefen unterschieden wird. Im Erinnerungswerk, schreibt Alfred Jericke, werde im Gegensatz zu den Briefen »nicht die ganze Bewegtheit des im Schönen wie im Quälerischen dieser Liebe vorhanden gewesen stürmischen Jugenddranges wiedergegeben« (S. 97); allein den Briefen würden wir »das wahre Bild der Ereignisse und seiner Gefühle« verdanken (S. 101). Jericke kommt dann zu anderen Interpretationen der Bedeutung der Beziehung Goethe – Käthchen Schönkopf als Zittel, aber auch für ihn ist dieses Erlebnis von zentraler Bedeutung für Goethes Biografie. Ob Goethes Briefe aus seiner Studienzeit tatsächlich erst jetzt für die Forschung überhaupt entdeckt worden sind, mag also dahingestellt sein.

Im Übrigen wird die Entscheidung, ob es sich bei der Zuneigung Goethes zu Käthchen um eine »leidenschaftliche Liebesbeziehung« (Zittel, S. 225) oder um »einen vorübergehenden Zustand des Affekts« (Julius Vogel: Käthchen Schönkopf. Leipzig 1920, S. 29) handelt, immer auch eine Frage der Einstellung des jeweiligen Betrachters bleiben. Das sind Dinge im menschlichen Leben, über die uns keine Quelle letzte Sicherheit vermitteln kann. Das bildet aber überhaupt ein Problem der vorliegenden Veröffentlichung: Es wird immer wieder spekuliert, die mehrfach beschworene Tiefenpsychologie kommt dann voll zum Zuge. Nur ein Beispiel: Goethe schreibt an seinen Freund Behrisch, dessen Einfluss Zittel als sehr hoch bewertet, einen Brief, der von seiner verzweifelten psychischen Situation zeugt. Über Behrischs Reaktion wissen wir nichts, aber Zittel schlussfolgert in kühner Deutung des Laienpsychologen: Behrisch wusste, wie es um Goethe stand, kannte seine »Gefühle und Phantasien«, und so »erscheint es mir als sicher«, dass er Goethe am Abend besucht habe, »überliefert ist darüber jedoch nichts«. (S. 128). Die Berücksichtigung psychologischer Aspekte ist in der Geschichtsschreibung oft sicher unabkömmlich, aber bei keiner »historischen Hilfswissenschaft« ist wohl

bei der Anwendung eine größere Vorsicht vonnöten als hier. Es will mir nicht so erscheinen, dass der Autor diese Zurückhaltung immer entsprechend geübt hat. Auf eine umfassende neuere Darstellung von Goethes Leipziger Jahren werden wir weiter warten müssen.

Mitteldeutscher Verlag, Halle 2007,
247 Seiten, Ladenpreis: 18.00 Euro, ISBN 978-3-89812-467-6.

Detlef Döring

Alexander Schunka: Gäste, die bleiben. Zuwanderer in Kursachsen und der Oberlausitz im 17. und frühen 18. Jahrhundert

Die Historische Migrationsforschung hat in den letzten Jahren eine beträchtliche Konjunktur erlebt – wohl nicht zuletzt aus gegebenem Anlass angesichts weltweit zunehmender Wanderungsbewegungen. Während die Gruppe der sogenannten Hugenotten, die nach Brandenburg-Preußen einwanderten, vielfach im Fokus stand, fanden Untersuchungen zu den sogenannten Exulanten, die aus dem habsburgischen Böhmen nach Kursachsen kamen, zumeist weniger Beachtung. Das ist eine Folge der borussischen Perspektive innerhalb der deutschen Historiographie, die erst in der jüngeren Vergangenheit zugunsten des Gesamtgefüges des Alten Reiches einerseits und andererseits der Mittelstaaten des späteren Dritten Deutschland korrigiert wird. Auf der anderen Seite begann jedoch die publizistische bzw. geschichtswissenschaftliche Betrachtung dieses Migrationsstromes schon mit dessen Einsetzen in den 1620er Jahren, der ersten Phase des Dreißigjährigen Krieges, und riss nie ganz ab.

In der zu besprechenden Schrift, die aus der Dissertation Alexander Schunkas am Münchner Sonderforschungsbereich »Pluralisierung und Autorität in der Frühen Neuzeit« hervorgegangen ist, wird dieses Thema erneut aufgegriffen und ihm werden, um es gleich vorwegzunehmen, eine ganze Reihe von neuen Erkenntnissen abgewonnen, die die landesgeschichtliche Forschung ohne jeden Zweifel bereichern.

Neben den Beständen des Dresdner Hauptstaatsarchivs greift der Verfasser vor allem auf eine Vielzahl von sächsischen Stadtarchiven zurück; der Abschnitt über Leipzig hingegen scheint weitgehend aus der Literatur gearbeitet worden zu sein, was in diesem Rahmen kritisch angemerkt werden muss. Die Arbeit ist in einer nüchternen, aber dennoch ansprechenden, verständlichen Wissenschaftsprosa verfasst, was in Anbetracht der Anleihen aus der soziologischen und ethnologischen Forschung hervorhebenswert erscheint. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis sowie ein breites Namens- und Ortsregister runden die Arbeit ab. Der Untersuchungszeitraum reicht vom frühen 17. bis ins frühe 18. Jahrhundert. Der Verfasser gliedert seine Untersuchung in fünf systematische Kapitel. Im Folgenden kann lediglich auf einige Aspekte genauer eingegangen werden.

Ganz am Beginn stellt Schunka klar, dass er seine Studie nicht als eine Migrationsgeschichte im klassischen Sinn verstanden wissen möchte, sondern als eine Immigrationgeschichte, die das Wechselverhältnis von Einheimischen und Zuwanderern in den Blick nimmt. Zunächst stellt er die Ausgangs- und Rahmenbedingungen der Zuwanderung nach Sachsen dar. Er geht auf die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Möglichkeiten ein, die sich den Auswanderungswilligen in Böhmen boten, stellt das Asylrecht, das hauptsächlich auf die Bestimmungen des Augsburger Religionsfriedens von 1555 zurückgeht, der gängigen Asylpraxis im 17. Jahrhundert gegenüber. Dabei wird die besondere Rolle Kursachsens zwischen strengem Luthertum und Loyalität zu Kaiser und Reich zur Sprache gebracht, waren doch die meisten Einwanderer habsburgische Untertanen.

Im nächsten Kapitel nimmt er die Einrichtungen und Instrumente der Fremdenaufnahme in den Blick. Er macht deutlich, auf welche Weise sich die Chiffre »Armer Exulant« entwickelte und von den Einwanderern pragmatisch eingesetzt wurde, die sehr differenzierte Migrationsgründe besaßen und nicht von vornherein als Glaubensflüchtlinge der habsburgischen

Rekatholisierungsmaßnahmen betrachtet werden dürfen. Vor allem wird hier auf das ausge dehnte Supplikenwesen eingegangen. Auf der anderen Seite steht dabei die Selbstinszenierung des sächsischen Kurfürsten als Schutzherr der lutherischen Konfession.

Anschließend untersucht der Verfasser in einem weiteren Teil die Ansiedlung der Einwanderer in Kursachsen. Mit Pirna, Bernstadt in der Oberlausitz und Leipzig wählt er drei städtische Beispiele. Separat geht er auf die besondere, geradezu multikulturelle Situation in der Residenzstadt Dresden ein, in der Glaubens- und Wirtschaftsflüchtlinge aus den Habsburgerländern, Künstler und Kunsthandwerker vornehmlich aus Italien und in der einsetzenden augusteischen Ära auch zahlreiche Polen auf die einheimische Bevölkerung treffen. Die böhmische Gemeinde einerseits und der katholische Kreis im Umfeld des Kurfürstenhofes andererseits, dessen Ursprünge bereits lange vor der Konversion August des Starken lagen, wie der Verfasser betont, waren für die Pluralisierung der Lebensstile unterhalb bzw. jenseits der orthodoxen lutherischen Konfessionskultur von enormer Bedeutung. Hier hätte man sich in einer Gegenüberstellung, nicht nur aus der stadteschichtlich interessierten Perspektive, eine stärkere Ausleuchtung der Leipziger Verhältnisse gewünscht. An der Pleiße trafen die Zuwanderer aus Böhmen, die sich als Lutheraner bezeichneten, aber vom Oberkonsistorium kritisch betrachtet wurden, auf Zuwanderer reformierten Glaubens, und zwar im Kontext einer Messe- und Universitätsstadt, in welcher die Präsenz von Fremden einen ganz anderen Einfluss und Stellenwert hatte als etwa in den Erzgebirgsstädten. Ferner wäre es aufschlussreich für das Verhältnis von Einheimischen und Einwanderern gewesen, auf das Heiratsverhalten einzugehen. Hier hätten sich Stichproben aus Gemeinden im Gebirge angeboten, war dort doch die Relation zwischen beiden Gruppen gleichmäßiger als in den großen Städten des Landes. Aber das ist vermutlich schon eine eigenständige Untersuchung wert. In einem weiteren Kapitel beschreibt Schunka die soziale Schichtung der Zuwanderer und untersucht abschließend deren soziale und konfessionelle Marginalität, denn den Migranten wurde wie anderen »Fahrenden« zunächst zumeist lediglich ein Platz am Rande der Ständegesellschaft eingeräumt. Dieser Teil, in dem der Autor seine Ergebnisse noch einmal thesenorientiert bündelt und weiterführende Überlegungen zur Konfessionalisierung anstellt, ist am besten gelungen.

Die sächsische Landesgeschichte des 17. Jahrhunderts ist, wie der Autor eingangs zu Recht anmerkt, über viele Strecken noch eine *terra incognita*. Schunka gelingt es, auf dem Gebiet der Historischen Migrationsforschung einige neue Schneisen zu schlagen, die eine ganze Anzahl neuer Perspektiven aufzeigen und Anregungen für weiterführende Studien über das hier untersuchte Thema hinaus bieten. Welche Rolle spielte die Zuwanderung bei der Entstehung von religiösen Reformbewegungen im späten 17. Jahrhundert? Welche Auswirkung hatte sie auf die lutherisch geprägte mitteldeutsche Bildungslandschaft? In welchem Maß trug sie zur Abschwächung konfessioneller Gegensätze bei, im intellektuellen Diskurs wie auf der lebensweltlichen Ebene? Mit seiner Dissertation hat Alexander Schunka eine beachtliche, sehr le senswerte Arbeit vorgelegt, die man nur nachdrücklich empfehlen kann.

(Pluralisierung & Autorität, hg. vom Sonderforschungsbereich 573, Ludwig-Maximilians-Universität München, Bd. 7), Hamburg 2006, 440 Seiten, Ladenpreis: 34.90 Euro, ISBN 978-3-8258-9374-X

Sebastian Richter

Ralf Zerback: Robert Blum. Eine Biografie Peter Reichel: Robert Blum. Ein deutscher Revolutionär 1807–1848

»Einst war Blum ein Idol ... heute ist Blum vergessen«, meint Zerback in den einführenden Betrachtungen. Nun liegen anlässlich des 200. Geburtstages des Politikers, dessen wichtigste Lebensetappe die Leipziger Zeit von 1832–1848 war, zwei neue Biografien vor. Zerback betrieb umfangreiche Archivstudien, förderte dabei interessante neue Details zutage und bettet den bewegten Lebenslauf Blums in die lebendig dargestellten Zeitverhältnisse ein. Der freudlosen Kindheit, er wurde mit 7 Jahren Halbwaise und erblindete nach einer Scharlacherkrankung zeitweise, folgten das Streben des Hochbegabten nach Bildung, aber der Abbruch des Gymnasialbesuches mit 14 Jahren aus wirtschaftlichen Gründen. Nach drei Anläufen gelingt es ihm, als Gelbgießer eine Lehre zu beenden. Danach die obligatorische Wanderschaft, während der er beginnt, ein Tagebuch zu schreiben. Ein neuer Beruf als Vertreter für Straßenbeleuchtungen führt ihn nach München und Berlin; dort besucht er als Gasthörer die Universität.

Noch in seiner Geburtsstadt Köln wird Blum Theaterdiener. Er folgt seinem Chef, nachdem dieser Direktor des Leipziger Stadttheaters geworden war, als »Mädchen für alles«, miserabel besoldet, aber in einer festen Stellung. Dank seines Geschicks, seiner herausragenden organisatorischen Fähigkeiten und seines literarischen Interesses wird er neben dem Direktor bald die wichtigste Person.

In einer Zeit der Reformen in Sachsen beginnt sein Einstieg in die verschiedenen gesellschaftlichen Tätigkeiten und die Mitarbeit in der Presse. Für die Anfänge wäre die von Heinrich Marschner initiierte »Tunnelgesellschaft« (Tunnel über der Pleiße) nachzutragen, deren Mitglieder sich der offiziellen Version nach im Namen Till Eulenspiegels versammelten, um einmal in der Woche »Blödsinn zu treiben«!¹ Bald ist Blum Freimaurer, später wird er Mitglied des Hallgarten-Kreises liberaler und demokratischer Politiker. Metternichs Spitzel beginnen sich für ihn zu interessieren. Ein Unbekannter schrieb zu dieser Zeit über ihn: »als dicke[n], behäbige[n] Bursche[n]« habe er ihn kennengelernt, »später glich er einem wandelnden Kraftwerk, rund um die Uhr arbeitend, stets auf Hochtouren«.

Anfang der 1840er Jahre, Blum ist inzwischen verheiratet und Familienvater, muss er um sein Recht kämpfen, Bürger Leipzigs zu werden und das kommunale Wahlrecht zu erhalten. Er erwirbt am östlichen Stadtrand ein Haus. Durch die erste Wahl, an der er teilnehmen kann, wird er Stadtverordneter, ein Jahr später (1847), ungeachtet der Einwände des Dresdner Innenministeriums, unbesoldeter Stadtrat. Weniger erfolgreich verläuft sein Weg in die wirtschaftliche Selbstständigkeit durch die Gründung eines Verlages. Das Interesse an Büchern stockt, als die Revolution 1848 ausbricht.

Das letzte Drittel der Biografie behandelt seine Abgeordnetentätigkeit im Frankfurter Vorparlament, in der Nationalversammlung und die Teilnahme an einer Delegation nach Wien, wo die revolutionären Kräfte erneut die Macht übernommen hatten. Als Wien von den kaiserlichen Truppen eingeschlossen wird, greift er auch zur

1 Vgl. Karl Dieter Völker, »Werdet eins, dann sind wir stark.« Der Revolutionär Robert Blum, in: Waldstraßenviertel. Heft 13 (1998), S. 35–39.

Waffe. Am 9. November 1848 stirbt er durch die Kugeln eines Exekutionskommandos. »Diese acht Monate waren die interessantesten und abenteuerlichsten seines Lebens.«² Als »kluger Staatsmann und leidenschaftlicher Volkstribun« hatte er sich schon 1845 in Leipzig nach dem Feuerüberfall des Militärs auf Demonstranten während des Besuches von Prinz Johann in der Stadt bewährt. In der Zeit des Krakauer Aufstandes (1846) fungiert er als Vertrauensmann der polnischen Patrioten nach Deutschland, da er als Internationalist für die Wiederherstellung ihres Nationalstaates auch mit jenen Gebieten eintritt, die nach den polnischen Teilungen an Preußen gekommen waren.

Es liegt ein solide gearbeitetes, flüssig geschriebenes Buch über diesen bedeutenden Politiker des 19. Jahrhunderts vor, das man nur empfehlen kann.

Reichel verfasste einen biografischen Essay, gestützt auf die publizierten Quellen und die Sekundärliteratur. Er konzentrierte sich weitgehend auf die Leipziger Zeit Blums, die Tätigkeit in der Paulskirche und auf das Ende in Wien. Die ersten beiden Lebensjahrzehnte in Köln werden knapp, aber treffend skizziert. Die spätere Vita enthält einige Exkurse, etwa zu den Schillerfeiern nach der Jahrhundertmitte, zur »Polenfrage«, um dem Leser die jeweils komplexen Probleme verständlicher zu machen. Auch bei den Ausführungen über die parlamentarische Tätigkeit Blums 1848 gibt es Rückgriffe auf die Vorgeschichte einzelner Sachfragen – zweifellos zum Vorteil für den Leser. Der abschließende Epilog verdeutlicht, dass Blums Ehrung auch immer ein Politikum war. Unausgesprochen bleibt dabei, dass die geistigen Nachfahren jener, die ihn als Aufrührer exekutieren ließen, an einer Ehrung nicht interessiert waren. Eine knappe und gelungene Darstellung des »deutschen Revolutionärs«.

Ralf Zerback, Robert Blum. Eine Biografie, Lehmsstedt-Verlag, Leipzig 2007, 360 Seiten mit Abb., Ladenpreis: 19.90 Euro, ISBN 978-3-937146-45-4.

Peter Reichel, Robert Blum. Ein deutscher Revolutionär 1807–1848, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, 232 Seiten mit Abb., Ladenpreis: 19.90 Euro, ISBN 978-3-525-36136-8.

Siegfried Hoyer

2 Wolfgang Häusler, Ein unbekannter Aufruf Robert Blums aus der Wiener Oktoberrevolution, in: Wiener Geschichtsblätter 33 (1978), S. 173-187.

Erhard Hexelschneider: Rosa Luxemburg und Leipzig.

Das Thema ist ein altes Desiderat der Leipzig-Historiographie. Mit der vorliegenden Untersuchung konnte es der Verfasser auf grundlegende Weise ausfüllen. Vorausgegangen war seine Untersuchung »Rosa Luxemburg und die Künste« (2004). Die vorliegende Publikation gehört in den Zusammenhang der internationalen Resonanz, die das Erbe Luxemburgs gerade in den letzten Jahrzehnten gefunden hat. 27 Bände Ausgaben ihrer Schriften, ihres Briefwechsels sind allein seit 1995 erschienen, und das außer in Deutschland auch in London, New York und Rom. An die 180 monografische Arbeiten seit 1989 galten ihrer Lebensleistung, darunter der Danziger Tagungsband »Auf den Spuren der Solidarność« (2006), der ihrem Werk als dem Auslöser der Transformationsprozesse in Mittel- und Osteuropa gewidmet war. Von der ihren Namen tragenden Leipziger Stiftung sind parallel zur Studie des Vf. die Ausgabe speziell ihrer Leipziger Reden und Schriften sowie der Breslauer Gefängnismanuskripte zur Russischen Revolution zu nennen, die Klaus Kinner und Manfred Neuhaus bewirkt haben. Ausdrücklich verwiesen sei auf die umfassende Luxemburg-Biografie von Annelies Laschitzka (Berlin 1980), die gleichsam am Anfang der neuen Rezeptionswelle in Deutschland steht. Freilich konnte dabei das Verhältnis Luxemburgs zur Leipziger Sozialdemokratie und ihrer LVZ nicht gerade im Mittelpunkt stehen. Genau das ist hier der Gegenstand: zum einen die Stellung Leipzigs in der Biografie dieser ungewöhnlichen Frau und damit die einzelnen Ereignisse und Abläufe bis zu ihrer erneuten Verhaftung 1916, aus der sie erst der November 1918 befreien sollte. Zum anderen sind es die Auseinandersetzungen um die Theoretikerin insbesondere seit dem Verdikt Stalins. Dementsprechend hat das Buch zwei Teile, auch wenn es in 15 Kapitel gegliedert ist. Wenn der Vf. mit dem Kapitel »Über die großen Städte« einsetzt, deutet er damit die europäische Dimension Rosa Luxemburgs an. In Polen 1870 in einer jüdischen Familie geboren, dort aufgewachsen, studierte sie in Zürich Nationalökonomie und schloss mit der Promotion ab. Als junge Frau hatte sie einen großen Anteil an der Konstituierung der Sozialdemokratie in Polen und Litauen. Nach Berlin dauerhaft übersiedelt, hielt sie sich in dichter Folge für Reden wie zur Teilnahme an Parteikongressen in Paris, London, Amsterdam, in St. Petersburg und anderen Zentren auf. In Sachsen und Thüringen besuchte sie allein im Dezember 1911, im damaligen Reichstagswahlkampf, 12 Städte. Mehrmals war sie im Erzgebirge und Vogtland, auch in Dresden. In Leipzig vermag der Vf. 14 Aufenthalte zwischen 1898 und 1916 nachzuweisen, wobei er betont, dass die Messestadt als »eine Stadt unter vielen« zu sehen ist.

Die Quellenbasis bildet der Briefwechsel; er ließ sich wie ein Tagebuch nutzen. Häufig sind die Briefe an Leo Jogisches zitiert, ihren Lebensgefährten, auch ist auf die Briefe an Clara Zetkin, Franz Mehring, an Bruno Schoenlank und andere bis hin zu Sophie Liebknecht verwiesen. Archivalische Quellen wurden einbezogen, natürlich ihre Schriften, insbesondere die LVZ-Artikel aus ihrer Feder.

Die Verbindung zu Leipzig begann 1897, als der Wissenschaftsverlag Duncker & Humblot ihre Züricher Dissertation über die Entwicklung der Industrie Polens druckte. Dagegen lehnte derselbe Verlag später ihr Buch »Die Akkumulation des Kapitals ...« ab; erst 1921 konnte es – wieder in Leipzig – herauskommen. Der erste Aufenthalt in der Stadt datiert ins Jahr 1898, veranlasst vom Druck der Schrift »Sozialreform oder Revolution?«, dem ihre Artikelserie gleichen Themas 1899 in der LVZ folgte. Wegen ihrer Rede »Die Aufgaben des Parteitag«

hielt sie sich ein weiteres Mal in der Stadt auf. Dass sie am 3. November 1901 nach Leipzig fuhr, galt der Beerdigung Bruno Schoenlanks. Der Chefredakteur seit Gründung der Zeitung 1894 – übrigens ein promovierter Altphilologe – war zugleich Reichstagsabgeordneter. Er gilt als Reformator der sozialdemokratischen Tagespresse. Und er hat Luxemburgs journalistische Tätigkeit maßgeblich gefördert.

Anfang 1902 ist sie zweimal in Leipzig gewesen. Das geschah zu Gesprächen wegen der ihr angebotenen Übernahme der LVZ-Redaktion. Dieser Abschnitt ist vom Vf. in den Mittelpunkt gerückt (S. 48–87). Sie war in der Zeitung hervorgetreten. So enthält der Jahrgang 1899 von ihr 28 Aufsätze, auch Leitartikel, als Autorin kommt sie in 58 Ausgaben vor. Mehring, der zunächst für die Aufgabe des Chefredakteurs favorisiert war, lehnte ab und schlug Luxemburg vor. Schließlich lief es auf eine Arbeitsteilung beider hinaus. Zum 1. April 1902 trat Rosa Luxemburg in die gemeinsame Redaktion ein. Chefredakteurin ist sie jedoch nicht gewesen, eher traf dies auf Mehring zu. Die Entscheidung war ihr schwer gefallen. Was sie fraglos angezogen hat, war das große Forum, das die Zeitung mit ihrer Massenaufage wie ihrer Resonanz im In- und Ausland bot. Zudem war sie die erste deutsche Parteizeitung überhaupt. Luxemburgs Artikel hatten viel Widerhall gefunden, und oft sind sie von anderen nachgedruckt worden. Auch reizte sie offenbar die Chance für eine Position in der von Männern dominierten Parteihierarchie. Daneben dachte die »arme Revolutionärin« an die Aufbesserung ihrer finanziellen Situation, zumal sie – angesichts der geringen Zeitungshonorare – immer wieder auf Zuwendungen aus der Familie angewiesen war. Demgegenüber stand jedoch ihre Scheu vor der mit einer Festanstellung verbundenen Verantwortung und dem dann unvermeidlichen Umzug nach Leipzig, auch fürchtete sie den Verlust ihrer Freizügigkeit. In den folgenden Monaten ist sie mit 17 »r.l.« gezeichneten Beiträgen in der Zeitung nachweisbar, bei derselben Anzahl ist ihre Autorschaft zu vermuten. Ihre Vorbehalte waren nicht unbegründet. Sie bestätigten sich im Alltag der Redaktionsarbeit. Sie sah sich alsbald mit der Verschärfung in den innerparteilichen Auseinandersetzungen der Reformismus-Diskussion konfrontiert. Und auch mit Mehring ergaben sich unerwartet Differenzen. So musste sie nach kaum drei Monaten aufgeben. Sie kehrte in den Status der freien Journalistin zurück.

Der Vf. sieht die Verbindungen damit nicht total abgebrochen, ihre Mitarbeit aber wurde eine mehr sporadische. So publizierte sie im Revolutionsjahr 1905 im »Vorwärts« wie in der »Neuen Zeit«, auch anderswo, jedoch nicht in der LVZ. Zweimal hielt sie sich in jenem Jahr als Rednerin auf Versammlungen ihrer Partei in Leipzig auf. Sie sprach über »Die Freiheitskämpfe der Vergangenheit und Gegenwart« und über den politischen Massenstreik. In der LVZ erscheint dann 1908 ihr Essay »Tolstoi als sozialer Denker«. Im Jahrgang 1910 werden drei Artikel von ihr gedruckt. Wieder regelmäßig vertreten ist sie 1911; die Tabelle (S. 53) weist sie zwanzigmal als Autorin aus. Und 1913 kommt sie auf 23 Beiträge in der LVZ; darunter ist ihre ausführliche Würdigung von Marx. In der politischen Polarisation der Vorkriegszeit wendet sie sich entschieden gegen den in der Partei immer weiter um sich greifenden Opportunismus, wie er sich in der Haltung der Redaktion und dementsprechend in der Zeitung findet. Marchlewski und Mehring teilen ihren Standpunkt. Und so kommt es im November 1913 zum Bruch aller drei mit der LVZ.

Für den kleineren zweiten, aber in seiner Differenzierung nicht minder bemerkenswerten, geradezu aktuellen Teil wählte der Vf. die Überschrift »Leipzig und Rosa Luxemburg – eher zufällige Beobachtungen« (S. 89–121). Er beginnt mit dem Satz: »Die Rezeption des Luxemburg-

Bildes nach ihrem Tod ist insgesamt bisher völlig unzureichend erforscht« und sieht eine Zerteilung der Sicht auf ihr theoretisches Erbe nach der Ermordung im Januar 1919. Ein Auslöser war die von Paul Levi 1922 herausgegebene, von Rosa Luxemburg in der Haft geschriebene Arbeit über die Oktoberrevolution. Bei aller Bewunderung hatte sie hier in aller Deutlichkeit die groben Fehlentwicklungen, vor allem das Demokratiedefizit angesprochen. Hier stand auch der berühmt gewordene Satz »Die Freiheit ist immer die Freiheit des Andersdenkenden«. Lenin reagierte mit einem 5-Punkte-Katalog ihrer »Fehler«, auch wenn er sie als Märtyrerin der Revolution bezeichnete. Damit war das Konstrukt des »Luxemburgismus« geboren. Immerhin haben Clara Zetkin und andere 1928 mit einer Edition ihrer Schriften begonnen, was jedoch bald abgebrochen wurde. Die in Leipzig erscheinende, sozialdemokratisch orientierte Zeitschrift »Kulturwille« würdigte Liebknecht und Luxemburg zum 10. Jahrestag ihrer Ermordung als »große Gestalten proletarischer Kriegsgegnerschaft«. Sie sah Luxemburg weder der SPD noch der KPD zuzuordnen, ihr Erbe befinde sich vielmehr in »parteierner Einsamkeit«. Als Stalin sie 1931 des »Halbmenschewismus« bezichtigte, hatte das »verheerende Folgen«, wie der Vf. schreibt. »Die kommunistische Bewegung hatte sich mit ihrer stalinistischen Erstarrung den Geist Rosa Luxemburgs um den Preis der eigenen Sterilität ausgetrieben«, wie das Kinner in einer Studie über KPD und Kommintern schreibt (2002). Als Paul Frölich – 1928 aus der KPD ausgestoßen – 1939 in der Emigration in Paris eine Luxemburg-Biografie veröffentlichte, blieb diese in Deutschland unbekannt.

Zwar war das in der NS-Zeit verbotene Liebknecht-Luxemburg-Gedenken im Januar 1946 wieder aufgenommen worden, aber so lange Stalins Diffamierung galt, war das Verhältnis zu Rosa Luxemburg in den ersten DDR-Jahren ein politisch verhaltenes. Der Vf. vermag darzustellen, dass es dennoch »vielschichtiger (war) als man gemeinhin annimmt«. So wurden die erstmals 1920 veröffentlichten »Briefe aus dem Gefängnis« schon 1946 neu aufgelegt und erreichten in der Folge Rekordauflagen. Die LVZ brachte 1961 einen ausführlichen Artikel über die Märtyrerin der Novemberrevolution, auch wenn der »Sozialdemokratismus«-Vorwurf noch nicht überwunden war. In den Jahren 1970/85 erschien eine Werkausgabe in fünf Bänden, dazwischen die erwähnte große Biografie. Im Jahre 1971 war eine Bronzebüste von ihr in Leipzig aufgestellt worden. Unter den zunehmend offeneren Bedingungen der 1980er Jahre fand der Film Margarethe von Trottas (1986) in der DDR beachtliche Resonanz, was die LVZ veranlasst haben mag, 1987 eine volle Seite mit Luxemburg-Zitaten in der Form eines fiktiven Gesprächs zu bringen. Die tief humanistisch gesonnene Frau und Theoretikerin der Arbeiterbewegung war dem Vergessen entzogen. Ihre Gedanken griffen auf die Bürgerbewegung über in den Transparenten der Demonstration vom 17. Januar 1988, die mit ihrem populärsten Satz auf den Transparenten freie Meinungsäußerung und Versammlungsfreiheit forderte. Und dieses Insurrektionelle fand 1989 Eingang in die Demonstrationen über den Ring. In den letzten Kapiteln geht es um Leipzigs Linke nach der politischen Wende wie die »Auseinandersetzungen einiger Leipziger Künstler mit Leben, Schaffen und Schicksal Rosa Luxemburgs«. Das Buch schließt mit einer Zusammenfassung und benennt Aufgaben künftiger Forschung.

(Rosa-Luxemburg-Forschungsberichte H. 4), Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V., Leipzig 2007, 131 Seiten, Ladenpreis: 7 Euro, ISBN 978-3-89819-269-9.

Volker Hölzer: »... Georg ist unschuldig ...«
 Der Haftbriefwechsel von Rosemarie und Dr. Georg Sacke 1934/1935

Eine Edition von Briefen der Frauen und Männer des Widerstands aus Zuchthaus oder Konzentrationslager begegnet selten. Wegen der Zensur, der sie unterlagen, sind politische Aussagen in ihnen nicht zu erwarten. Was diese sehr persönlichen Dokumente dem Leser, dem Historiker bieten, ist etwas anderes: das Mentale der Briefschreiber in einer solchen Ausnahmesituation. Bei Georg Sacke beeindruckt die gleichmäßige Position souveräner Selbstbehauptung, die tiefe Verachtung für seine Verfolger erkennen lässt. Bei seiner Frau wechseln die Sorgen um den Mann mit Hoffnung und dem Zuspruch für ihn. Es sind die Briefe zweier Leipziger Intellektueller bildungsbürgerlicher Herkunft, des 1932 habilitierten Osteuropahistorikers am Institut für Kultur- und Universalgeschichte der Universität. Stets parteilos, wenn auch links orientiert, hatte er schon am 1. April 1933 seine Entlassung hinnehmen müssen. Und es sind die Briefe einer Germanistin, tätig als Lehrerin. Die Anklage, der sich Georg mit der Verhaftung am 4. Dezember 1934 ausgesetzt sah, lautete auf Hochverrat wegen Zugehörigkeit zu einer regimfeindlichen Gruppe. Tätig war sie in der Hilfe für Verfolgte und ihre Angehörigen. Zumindest zwei darunter, Hermann Reinmuth, der Jurist, und die Germanistin Maria Grollmuß, beide in Leipzig promoviert, hatten der SAP angehört. Sie waren außerdem wirksam mit aus Prag stammendem Material an Flugblättern, gegen das NS-System gerichteten Druckschriften. Sie sind nach hohen Zuchthausstrafen in Konzentrationslagern umgekommen.

Die Zahl der Briefe beläuft sich auf 73, wobei Georg wöchentlich einmal schreiben und zweimal einen Brief empfangen durfte. Überliefert sind sie komplett. Ediert hat sie der Herausgeber in paläografischer Abschrift mit jeweils einem Kopfregeß, das Schreiber und Datum nennt. Gelegentlich gibt es erläuternde Anmerkungen. Gegliedert ist die Briefausgabe in zwei Teile. Der erste gilt der Haftzeit in Dresden, der zweite der in Sachsenburg. Der erste Brief ist der Rosemaries an ihren Mann vom 5. Dezember 1934, der erste Georgs kam aus dem Gefängnis am Münchner Platz der sächsischen Hauptstadt. Er ist nicht datiert und beschränkt sich auf wenige Zeilen, beginnend »ich habe Schreibverbot. Daher nur Geschäftliches«. Gemeint ist u. a. sein Anliegen, Bachs Dolmetscher-Fachschule zu informieren, an der er – arbeitslos seit anderthalb Jahren – gerade seine Mitarbeit hätte beginnen können, ferner Bücher aus der Universitätsbibliothek zurückzugeben sowie bei der Akademie nachzufragen, »ob mein Aufsatz noch gedruckt werden kann«. In seinen Briefen geht es ihm meist um Wissenschaft, was seine Frau einmal damit erwiderte, er sei ganz in seine »Bücherwelt eingesponnen«. Der erste Teil reicht bis zum 3. Mai 1935. Ab 10. Mai muss Rosemarie ihm in das KZ Sachsenburg bei Frankenberg schreiben. Jeder Brief trägt nun den Stempel »Postzensurstelle KLS«. Zu seiner Adresse gehörte der »Trupp«: »II. Gefang. Komp. III. Zug«. Dorthin war er gebracht worden, weil der Prozess vertagt worden war.

Man ist versucht, ganze Passagen zu zitieren, zumal Briefen Rosemaries bisweilen eine nahezu literarische Qualität zukommt. Wenigstens einige Zeilen seien dem Teil II entnommen: Im Brief vom 14. Juni 1935 schreibt Georgs Frau »Ich musste an unsere Verlobungszeit denken, wo die Geschichtsphilosophie Solowjews (Kurzbezeichnung seiner Dissertation) gedruckt erschien. Weißt Du noch, wie wir mal bei Dir den Stoß schmucke blaue Bände vorfan-

den? Da kriegte ich gleich einen mit einer schönen Widmung. Damals war ich so furchtbar glücklich, dass ich manchmal dachte: für dieses Glück wirst Du einmal zahlen müssen.« Am 24. Juni schreibt sie »Lieber Georg, ich kann Dir gar nicht sagen, welche Zaubermacht die kleinen weißen Zettel mit den kärglichen Zeilen (seine Briefe) haben, die ich jeden Sonntag bekomme.« In einem anderen Brief steht: »Du, wir stehen doch ganz am Anfang unseres gemeinsamen Lebens! Vor uns liegt doch eine Zukunft, oder besser in uns, in der festen, unlöslichen Freundschaft, die uns verbindet umso inniger, je mehr wir räumlich getrennt sind.« Dann wieder heißt es »Du, das war ein harter Stoß. Es ist mir unfasslich, dass Deine Teilnahme an der Quäker-Hilfsaktion so furchtbare Folgen haben soll.« In Georgs Brief vom 8. November 1935 steht: »Es tut mir sehr leid, dass Du der Verhandlung nicht beiwohnen durftest. Das stundenlange Warten war sicher viel anstrengender als die Verhandlung.«

Am 1. November waren die Medizinerin Clementine Reinmuth, Schwester Hermanns, und Georg Sacke von der Anklage des Hochverrats freigesprochen worden. Der letzte Brief Georgs aus der Haft stammt vom 30. November.

Der Herausgeber hat einen III. Teil »Aus Polizei- und Justizakten« hinzugefügt (S. 169–200). Darunter sind der Eröffnungsbeschluss des Landgerichts Leipzig gegen Clementine Reinmuth und Georg Sacke vom 21. Juni 1935 und das Urteil, der Freispruch vom 1. November.

Angeschlossen sind entsprechende Dokumente zu seinen Brüdern Valentin und Leopold. Ersterer hatte in Leipzig Medizin studiert, war am 9. September 1933 als »kommunistischer Kurier« verhaftet, vom Sondergericht Freiberg zu Gefängnis verurteilt und danach ausgewiesen worden. In die UdSSR emigriert, dort als Arzt tätig, geriet er unter die stalinistischen Repressionen und verbrachte einige Jahre im Gulag. Leopold, an der TH Karlsruhe Diplomingenieur geworden und 1931 in die UdSSR gegangen, wurde dort 1941 verhaftet, wegen angeblicher Spionage zum Tode verurteilt und erschossen. Valentin hat man 1956, Leopold 1992 rehabilitiert.

Teil IV gilt den Lebensdaten (S. 201–215) von Georg, Rosemarie, Valentin und Leopold. Bei Georg ließe sich zu dem Todesmarsch von Häftlingen des KZ Neuengamme, dessen Opfer er am 26. April 1945 am Kai des Lübecker Hafens wurde (S. 206), etwas ergänzen: Als sich Historiker aus Leipzig Pfingsten 1959 – im Jahr des Leipziger Universitätsjubiläums – zu einer Tagung in Lübeck aufhielten, konnte anhand der Häftlingsnummer das Grab in etwa ausgemacht und Blumen unter Worten des Gedenkens niedergelegt werden. In einer Wiese am Rande des Lübecker Hauptfriedhofs war er unter den Toten der Cap Arcona-Katastrophe beigesetzt worden. Rosemarie überstand die Haft in Fuhlsbüttel und kehrte nach Leipzig zurück. Beide hatten einer Hamburger Widerstandsorganisation angehört, die mit der Leipziger Schumann-Gruppe in Verbindung stand.

Die Edition ergab sich aus der vom Herausgeber 2004 publizierten Biografie der beiden Sackes. Über die bewegenden Texte hinaus bietet die Briefausgabe weitere, bemerkenswert präzise Ereignisse und biografische Sachverhalte.

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e. V., Leipzig 2007,
218 Seiten, Ladenpreis: 12 Euro, ISBN 978-3-89819-260-6.

Manfred Unger

Thomas Widera: Dresden 1945–1948. Politik und Gesellschaft unter sowjetischer Besatzungsherrschaft

Die anzuzeigende Untersuchung Thomas Wideras, eine von Klaus-Dietmar Henke betreute historische Dissertation an der Technischen Universität Dresden, erforscht erstmals in monografischer Form die unmittelbare Nachkriegsgeschichte einer Großstadt auf dem Gebiet der Sowjetischen Besatzungszone in Deutschland (SBZ). Eine vergleichbare Regionalstudie zur SBZ existiert bislang nicht (S. 9). Entsprechend erörtert Widera in seiner Darstellung des Forschungsstandes vor allem die mittlerweile erfreulich umfangreiche Literatur zur sächsischen Nachkriegsgeschichte (S. 17–20).

In der Zeit der DDR erschien eine Reihe von Erinnerungsliteratur, die die unmittelbare Nachkriegszeit und den Wiederaufbau (»Errichtung einer antifaschistisch-demokratischen Ordnung«) in verschiedenen Städten und Regionen zum Gegenstand hatte, worauf Widera am Beispiel Dresdens auch eingeht. Doch zutreffend verweist er auf die häufig mangelnde Wissenschaftlichkeit und die hagiographisch-systemaffirmativen Tendenzen dieser Schriften (S. 9–11). Das im Titel gesetzte zeitliche Ende der Untersuchung – 1948 – erscheint angesichts der Zäsuren der Jahre 1947/48 (etwa der entscheidende Machtzuwachs der Deutschen Wirtschaftskommission, die Bildung des Deutschen Volksrates) sinnvoll, wird in der Einleitung auch angemessen problematisiert. Dies gilt nicht für Wideras stillschweigende Konzentration vor allem auf die Jahre 1945/46. Auch sie ist freilich vertretbar, denn in der Tat erfolgten in diesem Zeitraum maßgebliche Weichenstellungen auch auf kommunaler Ebene.

Mit Dresden fiel Wideras Wahl auf diejenige der drei sächsischen Kapitalen, die nicht nur hinsichtlich des Neuaufbaus staatlicher Strukturen auf Landesebene die maßgebliche Rolle spielte. »Die Hauptstadt des Landes Sachsen mit seiner zentralen Bedeutung für die sowjetische Besatzungspolitik als industrielles Kernland der SBZ hatte Pilotfunktion bei der Herausbildung modellhafter Strukturen.« (S. 13) Hierin liegt die Bedeutung von Wideras Arbeit nicht allein für den regionalgeschichtlich Interessierten, sondern darüber hinaus für all diejenigen, die sich im Bereich der sächsischen Nachkriegsgeschichte oder der der SBZ allgemein bewegen.

Ende April 1945, also noch vor der deutschen Kapitulation, gelangte als eine von drei »Initiativgruppen« der Moskauer Führung der Exil-KPD für die spätere SBZ die »Gruppe Ackermann« (später in der DDR-Literatur gelegentlich auch als »Gruppe Matern« bezeichnet, nachdem Anton Ackermann in Ugnade gefallen war) nach Dresden. Dort setzte sie nach Fühlungnahme mit einigen lokalen »Antifa«-Gruppen den Sozialdemokraten Rudolf Friedrichs als Oberbürgermeister ein, sein Stellvertreter wurde das Mitglied der »Gruppe Ackermann« Kurt Fischer, ein Mann mit geheimnisumwitterter Vergangenheit im sowjetischen militärischen Nachrichtendienst. Diese beiden Männer bildeten dann auch die Spitze des Präsidiums der Anfang Juli 1945 eingesetzten sächsischen Landesverwaltung, ab Dezember 1946 der Landesregierung. Das neben diesen Führungspositionen zentrale Amt des Leiters des städtischen Personalamtes bekleidete mit Hermann Matern ein weiterer Moskauer Remigrant. Matern war es, auf den erste städtische Entnazifizierungsbestimmungen (die später von der Landesverwaltung modifiziert für das ganze Land erlassen wurden) zurückgehen. Widera

räumt der Entnazifizierung den ihr gebührenden Raum in seiner Darstellung ein (S. 137–181, 386–413), diene die politische »Säuberung« und der mit ihr verbundene Elitenwechsel doch nicht zuletzt dazu, den kommunistischen Machtanspruch durchzusetzen und tatsächliche oder auch nur potenzielle Gegner auszuschalten – gegebenenfalls auch physisch, wozu der von Widera gleichfalls anschaulich dargestellte (S. 183–230) rasch aufgebaute deutsche Repressionsapparat diene (der wiederum jederzeit auf sowjetische Hilfe bauen konnte). Weitere behandelte Komplexe der Untersuchung, die teils chronologisch, teils sachthematisch gegliedert ist, sind die wirtschaftliche Umgestaltung – dabei steht der Volksentscheid »über die Enteignung der Kriegs- und Naziverbrecher« vom 30.6.1946 im Vordergrund (S. 324–338) – und die (wieder-)entstehende Parteienlandschaft. Hier kann Widera gerade hinsichtlich des Konfliktes zwischen früheren Kommunisten und früheren Sozialdemokraten innerhalb der im April 1946 entstandenen SED auf Mikroebene veranschaulichen, was für die Zonen- und Landesebene bereits bekannt war (S. 270–282). Daneben erfährt die Parteienkonkurrenz im Kommunalwahlkampf 1946 (die Kommunal- und die Landtagswahlen 1946 waren die einzigen – lediglich – freien Wahlen auf dem Gebiet der SBZ/DDR bis 1990) angemessene Berücksichtigung (S. 342–352).

Die gut lesbare, in neun Hauptkapitel gegliederte Arbeit basiert auf einer beachtlichen Quellen- und Literaturbasis; umfangreiche Bestände aus zehn Archiven belegen dies ebenso wie das dreißigseitige Verzeichnis der gedruckten Quellen und Literatur. Ein sonst leider nicht immer selbstverständliches Personenregister erleichtert die Arbeit mit dem Text. Thomas Wideras sehr empfehlenswerte Untersuchung sollte Leipziger Stadthistorikern ein Ansporn sein, Vergleichbares vorzulegen, bildet die Leipziger Nachkriegsgeschichte doch weiterhin ein Desiderat. Die spannende Perspektive des Besatzungswechsels von den Amerikanern zu den Sowjets Anfang Juli 1945 einerseits und das bevorstehende doppelte Stadtjubiläum 2015 (1000 Jahre Ersterwähnung, 850 Jahre Stadtrecht) andererseits müssten eigentlich Anreiz genug sein.

Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2004
(Schriften des Hannah-Arendt-Instituts für Totalitarismusforschung 25)
469 Seiten, Ladenpreis: 44.90 Euro, ISBN 978-3-525-36901-8

Andreas Thüsing

Der Fall Hans Mayer. Dokumente 1956–1963

Herausgegeben von Mark Lehmstedt

»Die hier vorgelegte ›Akte Hans Mayer‹ existiert in der Realität der Archive nicht, sie ist ein Konstrukt«, erläutert Mark Lehmstedt einleitend seine Edition der Dokumente, die die Beobachtung eines der bekanntesten und wichtigsten Literaturhistoriker und -kritiker der frühen DDR durch den Staatssicherheitsdienst dokumentieren. Lehmstedt hat mehrere zehntausend Blatt Akten aus den Jahren 1956 bis 1963 durchgesehen, 264 Quellentexte ausgewählt und vorzüglich kommentiert. Er empfiehlt gleich zu Beginn, die Dokumentenedition sinnvollerweise in Kombination mit den ebenfalls von ihm herausgegebenen Briefen Mayers (zur Rezension siehe Stadtgeschichte 2006) und dessen Erinnerungen »Ein Deutscher auf Widerruf« zu lesen. »Auf diese Weise entstehen drei sehr verschiedene Bilder, die nur an verblüffend wenigen Punkten direkt miteinander verbunden sind und doch erst gemeinsam ein deutliches Porträt ergeben.« (S. 6)

Hans Mayer (1907–2001) kam 1948 aus dem Exil (in Frankreich und der Schweiz) über Frankfurt am Main (wo er seit 1945 als Journalist gearbeitet hatte) nach Leipzig an die Karl-Marx-Universität. Als begnadeter Rhetoriker wurde er hier von seinen Studenten verehrt, der brechend volle »Hörsaal 40« ist Legende. Er hatte eine bewusste Entscheidung für die Sowjetische Besatzungszone bzw. die DDR gefällt, in der der schon früh zum Marxisten gewordene Mayer eine Alternative zur Entwicklung im Westen Deutschlands sah. Er gehört zur intellektuellen »Gründergeneration« der DDR. Selbst nie Mitglied der SED, verfügte er über Verbindungen bis in höchste Funktionärs Ebenen der Partei, insbesondere der Kulturpolitik. Mayer, international renommierter Germanist, hatte aber gleichermaßen viele Kontakte in den Westen, durfte reisen und Vorträge halten sowie bei westdeutschen Medien und Verlagen publizieren. Nach der Niederschlagung des ungarischen Aufstandes im November 1956 geriet Mayer ins Visier der Stasi, nachdem bereits wichtige Intellektuelle, z. B. Wolfgang Harich und Walter Janka, verhaftet worden waren. Das SED-Regime identifizierte den Feind im Inneren – häufig genau unter jenen, die als Marxisten die Entwicklung in der DDR eigentlich wohlwollend, wenn auch kritisch begleiteten. Mayer wurde fortan von vielen Stasi-Informanten beobachtet, und Lehmstedt hat eine lückenlose Dokumentation dieser Bespitzelung zusammengetragen: Mitschriften von Beratungen der SED-Bezirksleitung, Protokolle von Parteiversammlungen, vor allem aber »Abhörprotokolle« und Berichte Inoffizieller Mitarbeiter, die aus dem engsten Kollegen- und Schülerkreis Mayers stammen konnten, bis hin zu Abhörprotokollen der als Quelle »Literat« bezeichneten Wanze in Mayers Wohnung.

Den Angehörigen des Instituts für Germanistik dürfte es nicht immer leicht gefallen sein, sich deutlich von den als revisionistisch kritisierten Positionen ihres akademischen Lehrers abzugrenzen, denn die Faszination, die von der Person des Institutsdirektors und dem anregenden Umgang mit ihm ausging, war beträchtlich. Davon zeugen insbesondere die aus dem Institutsbereich stammenden Informationen an die Staatssicherheit. Sie denunzieren nicht, sondern vermitteln ein eher positives Bild von der Haltung Mayers. Nachdrückliche Angriffe auf ihn und seine Positionen kamen aus anderen Bereichen der Universität, z. B. dem Institut für Journalistik, wie beispielsweise das Protokoll einer Aussprache in der SED-Bezirkslei-

tung Leipzig vom 26. März 1957 (S. 71 ff.) belegt. Mit Hilfe der ausführlichen Kommentare Lehmstedts lässt sich die Wahrnehmung von Mayers wissenschaftlichen Positionen durch das SED-Regime nachvollziehen. Als vielseitig interessierter Zeitgenosse publizierte Mayer nicht nur im Rahmen der literaturwissenschaftlichen Diskussion, sondern äußerte sich ebenso zu kulturpolitischen oder gar musikwissenschaftlichen Themen seiner Zeit. Vorrangig wurde ihm aber vorgeworfen, dass sein Herangehen »an die Literaturentwicklung nicht vom dialektischen Materialismus aus erfolgt, nicht von den Positionen der Arbeiterklasse aus und auch nicht von der historisch längst bewiesenen Tatsache, dass der sozialistische Realismus als höchste Stufe des Realismus die vollkommenste Methode verkörpert, die großen Prozesse unserer Zeit künstlerisch widerzuspiegeln und zu interpretieren. H. M. hat in vielem, was die Fragestellung unserer Zeit betrifft, den bürgerlichen Boden verlassen, nicht aber in der literaturwissenschaftlichen Methode. Daraus resultiert eine große Widersprüchlichkeit, die ihn auch in inhaltlichen Fragen ständig auf das Alte zurückführt und zuweilen zu gefährlichen Angriffen auf unsere Weltanschauung verleitet.« (Dok. 239 vom 2. April 1963, S. 439). Mayer schätzte als »dekadent« geltende Autoren wie Franz Kafka oder Marcel Proust, während er »außer Hermlin keinen Schriftsteller der DDR vorbehaltlos« akzeptierte (Dok. 244 vom 19. Juni 1963, S. 450).

1963 resignierte Mayer, was die Wirksamkeit der vielfältigen Einschüchterungskampagnen zeigt, die über die Jahre gegen ihn geführt wurden (Überzeugungsgespräche, Drohungen, öffentliche Attacken, Diffamierung, gelenkte Rezensionen, verweigte Druckgenehmigungen, Ausgrenzung und geheimdienstliche Überwachung). Nach einem Besuch in Westdeutschland im Sommer 1963 kehrte er nicht mehr in die DDR zurück – ein Schritt, den er lange abgelehnt hatte. Sein Freund Ernst Bloch war ihm bereits 1961, nach dem Bau der Berliner Mauer, vorausgegangen – worüber Mayer zunächst schwer enttäuscht gewesen war. Den Entschluss, in den Westen zu gehen, fasste Mayer erst, nachdem auf das Erscheinen seines Buches »Ansichten. Zur Literatur der Zeit« (1962) eine Kampagne verschiedener an der Universitätvertretener Disziplinen erfolgt war und die Universitätszeitung einen Artikel mit der diskriminierenden Überschrift »Eine Lehrmeinung zuviel« veröffentlicht hatte.

Ironischerweise wurde Mayer erst 1965 auf einen neu eingerichteten Lehrstuhl für deutsche Literatur an der Universität Hannover berufen. Über die Stellung Mayers als Außenseiter auch im Westen gibt das letzte im Band veröffentlichte Dokument Auskunft – ein Schreiben Markus Wolfs an Erich Mielke, das eine Mitteilung des Bundesamts für Verfassungsschutz an das niedersächsische Landesamt für Verfassungsschutz vom 3. September 1963 zitiert – genau dem Tag, an dem Mayer auf einer Pressekonferenz in Hamburg bekannt gegeben hatte, dass er nicht in die DDR zurückkehren werde: Prof. Mayer streite ab, Mitglied der SED gewesen zu sein, daran bestehe aber nach Ansicht einiger DDR-Flüchtlinge, die früher mit ihm zusammengearbeitet hätten, kein Zweifel. Überdies hielten sie ihn für »charakterlos« und für »einen gefährlichen Kommunisten, der rücksichtslos andere Professoren denunzierte und zur Flucht in den Westen trieb«. Von der Überlassung einer Professur werde »dringend abgeraten«. (Dok. 264 vom 11. Februar 1964, S. 487 f.).

Lehmstedt ist es mit dem Beispiel Mayers hervorragend gelungen, ein Detail der »Geschichte der Eliminierung der nichtorthodoxen marxistischen/materialistischen Gesellschaftsanalyse aus dem geistigen Leben der DDR und ... der Durchsetzung der politischen und ideologischen Alleinherrschaft eines kleinen Führungszirkels der SED, hier speziell

in den Bereichen der Schönen Literatur, der Literaturkritik und der Literaturwissenschaft« (S. 5 f.) zu erhellen.

Lehmstedt-Verlag, Leipzig 2007

528 Seiten, Ladenpreis: 29.90 Euro, ISBN 978-3-937146-41-6.

Cathrin Friedrich

Abbildungsverzeichnis

- Titelbild Umschlag, S. 6 und 194: Stadtarchiv Leipzig, BA 1981/11178.
- S. 46: StadtAL, Vormundschaftsstube, Akte Nr. 228, Verlassenschaft des Marstallers Samuel Lieberwirth (Der Taufzettel selbst hat keine Nummer, sondern ist eingebettet zwischen Bl. 24 und 25. Der Taufzettel ist von Johann Jacob Bose für sein Patenkind Johanna Christiane Henriette Lieberwirth und stammt aus dem Jahre 1708.)
- S. 73, 81, 87, 107 und 108: Tagebücher des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer – Biblioteka Główna Politechniki Gdańskiej, Signatur 504043
- S. 163, 177, 181: Archiv Dieter Kürschner
- S. 188: Gustav Wustmann, Bilderbuch aus der Geschichte Leipzigs für Alt und Jung, Leipzig 1913, S. 176
- S. 192 li.: Stadtarchiv Leipzig, Tit. VIII Nr. 358
- S. 192 re.: Stadtarchiv Leipzig, Tit. VIII Nr. 357 Bd 2, Bl. 87
- S. 195: Hundert Bilder zur Geschichte Leipzigs, hg. und erläutert von Paul Benndorf, Leipzig 1909, S. 64.
- S. 203: Karin Kühling, Doris Mundus, Leipzigs regierende Bürgermeister vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Beucha 2000, S. 58

Autorenverzeichnis

Bernadett Bigalke

M. A., Wissenschaftliche Projektassistentin
Deutsches Hygienemuseum, Dresden

Birgit Horn-Kolditz

Stadtarchiv Leipzig

Dr. Dieter Kürschner

Militärhistoriker, Leipzig

Katharina Neef

M. A., Religionswissenschaftliches Institut, Schillerstraße 6, 04109 Leipzig

Theresa Schmotz

M. A., Promotionsstudentin am Historischen Seminar der Universität Leipzig

Dr. Andrew Talle

Chair, Musicology Department
Peabody Conservatory of The Johns Hopkins University

Thomas Töpfer

M. A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter, Universität Leipzig
Historisches Seminar, Lehrstuhl für Geschichte der Frühen Neuzeit

Dr. Thomas Weller

Institut für Europäische Geschichte, Abteilung für Universalgeschichte
Alte Universitätsstraße 19, 55116 Mainz